



*Gabriele Diewald / Evelyn Ferstl /
Carolyn Müller-Spitzer (Hrsg.)
Jeanne Wellnitz (Redaktion)*

10 Fragen zum Gendern

Populäre Annahmen wissenschaftlich aufgeklärt

Gabriele Diewald / Evelyn Ferstl / Carolin Müller-Spitzer (Hrsg.)
Jeanne Wellnitz (Redaktion)
10 Fragen zum Gendern

Schriftenreihe Band 11270

Gabriele Diewald / Evelyn Ferstl /
Carolin Müller-Spitzer (Hrsg.)

Jeanne Wellnitz (Redaktion)

10 Fragen zum Gendern

Populäre Annahmen wissenschaftlich aufgeklärt

Gabriele Diewald ist Professorin für Germanistische Linguistik an der Leibniz Universität Hannover. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Sprachwandel, Entstehung und Restrukturierung grammatischer Kategorien sowie Personenbezeichnungen und die Verflechtung sprachlicher Strukturen mit der semantischen Domäne Geschlecht. Gemeinsam mit der promovierten Philologin Anja Steinhauer ist sie Autorin zweier Duden-Ratgeber über genderechte Sprache.

Evelyn Ferstl ist seit 2011 Professorin für Kognitionswissenschaft und Genderforschung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Ihr wissenschaftlicher Fokus liegt auf dem Zusammenwirken von Sprache und Kognition sowie auf Textverstehen, der Neuroanatomie sprachlicher Prozesse und der emotionalen Wirkung von Sprache.

Carolyn Müller-Spitzer leitet am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache das Projekt Empirische Genderlinguistik und den Programmbereich Lexik empirisch und digital. Sie ist außerplanmäßige Professorin für germanistische Linguistik an der Universität Mannheim. Sie forscht zu den Zusammenhängen von Sprache und Geschlecht aus linguistisch-empirischer Perspektive.

Jeanne Wellnitz ist ausgebildete Journalistin, leitende Redakteurin in der Kölner Wirtschafts- und Finanzredaktion wortwert und freiberufliche Literaturkritikerin. Sie hat Sprach- und Literaturwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin studiert und schreibt heute vor allem Magazingeschichten, Features und Fallstudien unter anderem für den „Harvard Business Manager“, „Zeit für Unternehmer“, die „Psychologie Heute“, „Spiegel Online“ oder das „medium magazin“.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Herausgeberinnen die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende sowie ggf. kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2026

© Bundeszentrale für politische Bildung

Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn, info@bpb.de

Projektleitung bpb: Viktoria Peter, Benjamin Weiß

Redaktion: Jeanne Wellnitz, Berlin

Redaktion bpb: Viktoria Peter, Benjamin Weiß, Dr. Jasmin Khosravie-Gödert

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagillustration: © Anika Takagi

Satz und Layout: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Druck: Druck- und Verlagshaus Zarbock GmbH & Co. KG, Frankfurt am Main

ISBN 978-3-7425-1270-3

www.bpb.de

Inhalt

Auftakt	9
----------------------	---

Gabriele Diewald, Evelyn Ferstl,
Carolin Müller-Spitzer und Jeanne Wellnitz

Linguistik kompakt: Grundbegriffe und Überblick über dieses Buch	12
---	----

Gabriele Diewald

1 – Ignoriert die Genderlinguistik sprachwissenschaftliche Grundlagen?	33
---	----

Damaris Nübling

2 – Was hat Grammatik mit Geschlecht zu tun?	51
---	----

Carolin Müller-Spitzer

3 – Ist Gendern zu aufwendig?	67
--	----

Peter Auer

4 – Ist Gendern ein künstlicher Eingriff in die Sprache?	83
---	----

Peter Gallmann

5 – Sind Genderzeichen Rechtschreibfehler?	101
---	-----

Dana-Sophia Valentiner

6 – Gibt es juristische Einwände gegen das Gendern?	121
--	-----

Kristina Peuschel

7 – Macht Gendern Deutsch schwer erlernbar?	139
--	-----

Evelyn Ferstl

8 – Sind psychologische Experimente irrelevant für die Sprachpraxis?	151
---	-----

Sabine Sczesny

9 – Ist Gendern ein Luxusproblem oder ein Beitrag zur Gleichstellung?	169
--	-----

Stefan Hartmann und Dominik Hetjens

10 – Ist die Sprachwissenschaft gegen das Gendern?	187
---	-----

Evelyn Ferstl, Gabriele Diewald,
Carolyn Müller-Spitzer und Jeanne Wellnitz

Keine Verbote, keine Gebote – Toleranz ist das Ziel	202
--	-----

Und anderswo? Ein Blick in andere Sprachen	46
Englisch, Dänisch und Friesisch.....	62
Französisch und Spanisch.....	114
Russisch, Polnisch sowie Ober- und Niedersorbisch.....	132
Türkisch.....	182
Arabisch.....	184
 Literaturverzeichnis	 212
Liste der Infokästen	231
Bildnachweise	232

Auftakt

Was bedeutet ein Wort wie *Wissenschaftler*innen* eigentlich? Wofür steht der Genderstern? Warum gibt es den Genderdoppelpunkt? Sind solche Zeichen Rechtschreibfehler? Zerstören sie unsere Sprache? Darf man sie verbieten? Muss man sie immer und überall verwenden? Haben wir keine anderen Probleme?

Gendern wirft viele Fragen auf – und da es sich um Sprache handelt, also etwas, das uns allen gehört, hat auch fast jede Person eine Meinung dazu. Einen Standpunkt, gestützt auf Erfahrung und Sprachgefühl. Die Schwiegermutter, die sagt, sie habe schon immer von sich als *Lehrer* gesprochen, sie verstehe das Problem nicht. Der Kollege, der deutlich macht: Er möchte wirklich alle meinen, deshalb sei ihm der Genderstern wichtig. Die Cousine, die meint, bei ihr im Dorf spreche niemand so künstlich.

Gendern polarisiert, und es entsteht der Eindruck, als gäbe es nur Pro und Contra. Dabei untersucht die Wissenschaft das viel nuancierter – genau das ist ihr Auftrag. Sie möchte etwa herausfinden: Wie werden Personenbezeichnungen wie *Lehrer* eigentlich verstanden? Auf welche Weise fügen sich Formen mit Stern in unser Sprachsystem und in die Rechtschreibung ein? Wer verwendet solche Formen? Und wie verändern sie unsere Kommunikation? Zu all diesen Fragen gibt es viele spannende wissenschaftliche Erkenntnisse, die viele Menschen aber gar nicht kennen.

Das wollen wir ändern.

Wir sind vier Frauen, bei denen sich beruflich fast alles um Sprache dreht. Wir untersuchen ihre Struktur, beschreiben ihre Verwendung und Besonderheiten, ihre Verbindung zu unserem Denken. Wir denken viel darüber nach, mit welchen Mitteln wir uns sprachlich auf andere Menschen beziehen.

Wir sind vier Frauen, die Sprache schätzen, sie eingehend erforschen und auch professionell nutzen. Und wir denken, es macht einen Unterschied, ob man *Kindergärtnerin* oder *pädagogische Fachkraft* sagt, ob man eine Museumsausstellung *Wissenschaft für jedermann* oder *Wissenschaft für alle* nennt – oder ob die Berufsberaterin sagt: *Mit einem abgeschlossenen Studium der Physik stehen Ihnen auch in der Wirtschaft viele Optionen offen* statt: *Als Physiker haben Sie auch in der Wirtschaft viele Optionen.*

Aber der Reihe nach.

Im Herbst 2023 saßen wir in einem Restaurant in Mannheim zusammen: Wir hatten uns gerade viele Stunden am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache mit 20 Nachwuchskräften aus der Wissenschaft über die aktuelle Forschung zu genderlinguistischen Fragen ausgetauscht – und es entspann sich eine angeregte Diskussion rund um genderinklusive Sprache in Umfragen, zum Sinn von Leitfäden oder die Auswirkung von geschlechtsneutralen Pronomen auf Textqualität und Textverstehen.

Es war Oktober, Zeit für die Research School der Gesellschaft für Angewandte Linguistik. Das Thema damals lautete: „Empirische Methoden in der Genderlinguistik“. Und wir fanden: Es war auch Zeit, dass die Forschung, die auf diesem Gebiet so ergiebig, so vielfältig ist wie noch nie, nicht nur in den Workshops der Research School oder eben an den Tischen eines Restaurants diskutiert wird. Sie sollte auch ihren Weg in die Öffentlichkeit finden.

Es ging zu jener Zeit hoch her im Diskurs um das Thema Gendern: Es gab 2022 den Aufruf „Wissenschaftler kritisieren Genderpraxis des ÖRR“, der von seinem Initiator unter dem irreführenden Label „Linguistik vs. Gendern“ veröffentlicht wurde. Außerdem hatte sich der Rat für deutsche Rechtschreibung 2023 zu genderinklusive Formen geäußert, was ein großes Medienecho hervorrief. Im Feuilleton reihte sich Gastbeitrag an Gastbeitrag. Einige widmeten sich dem Thema professionell und abwägend, andere wollten der Welt erklären, warum Gendern Unfug sei, und das meist, ohne groß zu differenzieren.

Unser Eindruck ist, darüber waren wir uns damals rasch einig, dass die Debatte in den Medien und auf Social Media von einzelnen Personen bestimmt wurde, deren Stimmen stellvertretend für die Position der Sprachwissenschaft als Ganzes wirkten. Dabei sind es oft schlicht Behauptungen, die durch das Feuilleton gereicht werden. Hinzu kommt, dass selbst Wissenschaftsverlage Titel veröffentlichen, die suggerieren, dass jahrzehntelange genderlinguistische Forschung nichts Nennenswertes hervorgebracht hätte.

Was uns dabei besonders auffiel: Diejenigen, die sich öffentlichkeitswirksam über das Gendern aufregen, auch aus der Sprachwissenschaft, forschen selbst oft gar nicht auf diesem Gebiet. Sie beteiligen sich also nicht an der wissenschaftlichen Bearbeitung des Forschungsfelds, sondern kritisieren es von außen. Das ist prinzipiell in Ordnung; wissenschaftlicher Fortschritt lebt jedoch davon, dass offene Fragen in weiterführenden Studien bearbeitet werden. Außerdem dienen Fachkonferenzen dazu, sich gegenseitig auszutauschen und

zu diskutieren. Aber dort haben wir die Personen, die sich prominent gegen das Gendern äußern, bislang selten gesehen.

Empirische Forschung aus dem Gebiet wird also pauschal kritisiert, ohne den konstruktiven Austausch zu suchen – und Meinungen oder Haltungen werden mit wissenschaftlicher Evidenz gleichgesetzt, obwohl das völlig unterschiedliche Quellen sind.

Wir wollen uns an dieser Stelle deutlicher einbringen, denn die wissenschaftlichen Ergebnisse zum Thema sind alle da! Sie kommen nur nicht so richtig bei den Menschen an. Wir wollen mit diesem Buch eine Brücke bauen und allen Interessierten den Stand der Forschung näherbringen, so verständlich wie möglich und so genau wie nötig.

Das finden wir auch deshalb so wichtig, weil die Debatte mittlerweile zwar öffentlich weniger heftig geführt wird, aber viele Menschen – vor allem Kinder und Jugendliche – neuerdings damit konfrontiert sind, dass in ihrem Bundesland Formen mit Genderzeichen wie *Schüler*innen* oder *Lehrer:innen* verboten sind. Ihr Gebrauch wird sogar mit Notenabzug bestraft, wie es zuletzt in Hessen der Fall war. Solche Arten von Sprachverboten sind in einem demokratischen Land doch sehr ungewöhnlich und reflektieren nicht den Stand der Forschung. Diesen wollen wir hier vorstellen. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Gabriele Diewald, Evelyn Ferstl, Carolin Müller-Spitzer und Jeanne Wellnitz

Linguistik kompakt: Grundbegriffe und Überblick über dieses Buch

Gabriele Diewald, Evelyn Ferstl,
Carolyn Müller-Spitzer und Jeanne Wellnitz

Sprache und Gesellschaft gehören zusammen, denn unsere Sprache reflektiert unsere Werte. Wir schärfen durch sie unsere Perspektive auf die Wirklichkeit oder verändern sie sogar. Solche sprachliche Feinjustierung erleben wir in den unterschiedlichsten Zusammenhängen, im Dialog, bei der politischen Auseinandersetzung, bei Vertragsausarbeitungen oder in der Literatur. Es ist schließlich ein deutlicher Unterschied, ob jemand sagt: *Mir ist kalt* oder *Mach doch endlich das Fenster zu!*

Das zeigt: Wir können denselben Sachverhalt auf sehr unterschiedliche Weise ausdrücken. Sprache kann einen *Interpretationsrahmen* schaffen. Die Kombinationen von Wörtern repräsentieren oder erzeugen zwar keine Wirklichkeit, aber sie haben Bedeutung. Sie liefern uns *Interpretationshinweise* und erzeugen vor dem inneren Auge Vorstellungen, die auch hinaus in die Welt weisen. Dies gilt allgemein für Sprache, ist aber besonders relevant, wenn wir Menschen in unserer Sprache bezeichnen – denn Menschen haben eine Geschlechtsidentität. Diese benennen wir mit verschiedenen sprachlichen Mitteln, die eng mit unserem Grammatiksystem verbunden sind. Wenn wir nicht wissen, welche Geschlechtsidentität eine Person hat, oder wenn das nicht relevant ist, wird meistens die sogenannte generische maskuline Form verwendet (*der Wissenschaftler*). Die Frage ist nun: Ist dieses geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum das angemessene sprachliche Mittel, wenn es darum geht,

vielfältige Personengruppen zu bezeichnen? Oder kürzer: Schließt das Maskulinum wirklich alle ein? Wenn nicht: Sollten wir eine genderinklusive Sprache anstreben?

Ja, Sie lesen richtig, wir haben hier bewusst ein im deutschen Sprachraum recht neues Wort verwendet und *genderinklusiv* geschrieben. Und das, obwohl es doch schon so viele Begriffe gibt: *geschlechtergerecht*, *geschlechtersensibel*, *genderbewusst*, *genderneutral*, *genderfair* – oft ist auch einfach nur vom *Gendern* die Rede. Diese Begriffe drücken aus, dass wir beim Schreiben und Sprechen auf die geschlechtliche Identität der bezeichneten Person achten und sprachliche Mittel dafür suchen.

Geschlechtergerecht, einer der frühesten Begriffe, bedeutet zunächst einmal, der Vielfalt der Personen *gerecht* zu werden, so wie *umweltgerecht* oder *kindgerecht* auch meint, Kindern oder der Umwelt gerecht zu werden. Mit *Gerechtigkeit* hat der Begriff nicht direkt etwas zu tun, ist aber teilweise so verstanden worden. Viele fühlten sich angegriffen. Bin ich nun ungerecht, weil ich *die* Leser sage statt *Leserinnen und Leser* oder *Leser*innen*? Kann Sprache allein überhaupt Gerechtigkeit erzeugen?

Um diese Assoziation zu vermeiden, wurden neue Begriffe gesucht, etwa *genderbewusst*. Hier liegt die Betonung darauf, dass wir uns bewusst machen, welche Geschlechtsidentitäten wir in welcher Weise sprachlich ausdrücken. Oder *genderneutral*, hier liegt der Fokus darauf, Geschlecht in der Sprache möglichst nicht zu spezifizieren. Das gelingt gut mit Ausdrücken wie *Lesepublikum* oder *Führungskräfte*.

Für dieses Buch haben wir uns für *genderinklusiv* entschieden, weil sich dieser Begriff in der internationalen Debatte am ehesten durchgesetzt hat (*gender-inclusive language*). Außerdem bringt er das grundsätzliche Ziel ziemlich gut zum Ausdruck: möglichst viele Menschen ausdrücklich einzubeziehen.

Über den Begriff *Gendern* haben wir hingegen lange diskutiert. In der wissenschaftlichen Diskussion wird der Terminus kaum verwendet. Er ist ungenau, weil man nicht weiß, ob vor allem der Genderstern gemeint ist – so wird der Begriff nämlich häufig verstanden – oder ob er sich auf jede Art bezieht, *genderinklusiv* zu formulieren.

Zudem ist *Gendern* in der öffentlichen Debatte zu einem Reizwort geworden. Das zeigen auch negativ konnotierte Wortbildungen wie *Gendersprache*, *Genderunsinn* oder das *Genderdeutsch*, das dem *Standarddeutsch* entgegengestellt wird. Trotzdem hat sich der Begriff in der öffentlichen Debatte

durchgesetzt, die Menschen kennen ihn. Und da es uns darum geht, eine Brücke zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zu bauen, nutzen wir ihn hier auch. Wir möchten ihn allerdings breit verstehen und vereinen in ihm *alle* Optionen für mehr Genderinklusivität in der Sprache.

Genus – das grammatische Geschlecht

Das Genus legt fest, ob ein Wort im Deutschen grammatisch maskulin (männlich), feminin (weiblich) oder neutral (sächlich) ist – unabhängig davon, ob das Ding oder Wesen, das dieses Wort bezeichnet, tatsächlich männlich oder weiblich ist. Genus hat also nichts mit dem biologischen Geschlecht (Sexus) zu tun. Es beschreibt vielmehr, zu welcher Untergruppe ein Nomen im grammatischen Sinn gehört.

Die drei Genera (Plural von Genus) im Deutschen sind:

1. **Maskulinum** (männlich): *der Tisch, der Hund, der Lehrer*
2. **Femininum** (weiblich): *die Lampe, die Katze, die Lehrerin*
3. **Neutrum** (sächlich): *das Haus, das Lamm, das Mädchen*

Das grammatische Geschlecht eines Wortes zeigt sich außerdem an verschiedenen Stellen in einem Satz:

- bei **Nomen** (auch „Substantive“ genannt), also Hauptwörtern wie *Freiheit*, das durch die Endung *-heit* eindeutig als Femininum gekennzeichnet ist,
- bei **Artikeln**, also den Begleitwörtern wie *der, die* und *das*,
- bei **Pronomen**, also Fürwörtern wie *er, sie* oder *es*,
- und bei **Adjektiven**, also Wiewörtern, die etwas näher beschreiben, wie in *große Frau, großer Mann, großes Kind*.

Das Genus ist eine grammatische Kategorie. Neben der Grammatik ist aber auch die Lexik (Wortschatz) ein wichtiger Bereich, wenn wir Sprache betrachten.

Wortinhalt – das semantische Geschlecht

Ein Wortschatz besteht aus Wörtern, die eine Bedeutung haben. Die Lehre von den Bedeutungen heißt Semantik. Das „semantische Geschlecht“ bezieht sich demzufolge auf den Wortinhalt. Es beschreibt das natürliche oder soziale Geschlecht, das eine Personenbezeichnung meint, unabhängig vom grammatischen Geschlecht (Genus). So kann ein Wort grammatisch neutral, aber semantisch weiblich sein: etwa *das Mädchen*. Gelegentlich wird statt vom *semantischen Geschlecht* eines Wortes auch vom *lexikalischen Geschlecht* gesprochen, um hervorzuheben, dass es sich um einen Bestandteil der im Lexikon verbuchten Wortbedeutung handelt.

Sexus – das natürliche Geschlecht

Der Begriff *Sexus* stammt aus der Biologie und beschreibt die biologischen Merkmale von Lebewesen. Diese Merkmale spiegeln sich in der Sprache durch die binäre Geschlechterordnung wider. Prototypisch gibt es das weibliche und das männliche Geschlecht. Das Sprachsystem bringt diesen Gegensatz systematisch zum Ausdruck: einmal in der Wortbedeutung (*Onkel* versus *Tante*) und in der Grammatik durch das Maskulinum und Femininum (*die Ärztin*, *der Erzieher*). Unsere traditionelle Einteilung in Männer und Frauen wird damit in gewisser Hinsicht im Grammatiksystem gespiegelt.

Für nichtbinäre Personen, die auch trans- oder intergeschlechtlich sein können, gibt es kein grammatisches Geschlecht, mit dem dieses Geschlechtsbewusstsein reflektiert werden kann. Deshalb kamen auch typografische Innovationen wie der Gap (*Erzieher_in*), der Stern (*Autor*in*) oder der Doppelpunkt (*Leser:in*) auf.

Gender – das soziale Geschlecht

Das Konzept *Gender* stammt aus den Sozial- und Kulturwissenschaften und bezeichnet das soziale Geschlecht von Personen. Es berücksichtigt die Beobachtung, dass sich Geschlecht nicht nur durch biologische Eigenschaften definiert, sondern in einem gesellschaftlichen und kulturellen Kontext im Austausch mit anderen entsteht. So markieren Personen etwa durch Kleidung oder Verhaltensweisen, ob oder auch wie sehr sie sich einem Geschlecht zugehörig fühlen; und auch, ob Geschlecht für sie überhaupt wichtig ist. Dieses Geschlechtsbewusstsein oder die Geschlechtsidentität stimmt häufig, aber nicht immer mit dem Sexus überein. Gender ist also ein gesellschaftlich konstruiertes Geschlecht, das alle Zuschreibungen und Erwartungen enthält, die die Gesellschaft an Frauen und Männer hat: Wie denken, sprechen und verhalten sie sich? Welche sozialen Rollen und Funktionen werden ihnen zugesprochen? Kurz: Welche Stereotype über Frauen und Männer sind in einer Gesellschaft wirksam? Etwa seit den 1980er-Jahren wird vorgeschlagen, Geschlecht als ein Konstrukt zu verstehen. Das heißt nicht, dass es kein Geschlecht gibt, sondern dass es mit Normen und Erwartungen aufgeladen ist. Gender sitzt quasi über dem natürlichen Geschlecht – es ist für die Geschlechtswahrnehmung wichtiger als die Geschlechtsorgane. Um das genauer beschreiben zu können, unterscheidet die Sozialwissenschaft zwischen *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht). Für unsere Zwecke unterscheiden wir nicht zwischen Sexus und sozialem Geschlecht, sondern nutzen zur Vereinfachung den Begriff „Gender“. Es ist allerdings wichtig, die Unterschiede im Hinterkopf zu haben.

Die verschiedenen Strategien des Genderns

Kommen wir zum Kern der Debatte: zu den Personenbezeichnungen. Wir kennen sie als Substantive (*Autor, Schwester, Kollege* oder *Vorgesetzte*) und Pronomen (*sie, er, ich, du, wer, man, alle, keine*), aber auch als Eigennamen (*Susanne Müller, Amir Yilmaz*) oder als Titel und Namenszusätze (*Professorin Müller, Herr Bundeskanzler*).

Personenbezeichnungen haben mehrere Funktionen: Mit ihnen nehmen wir sprachlich Bezug auf Menschen. Dabei weisen wir der Person bestimmte Eigenschaften und Merkmale zu. Wir sagen zum Beispiel, wer diese Person ist, und wir zeigen an, wo und in welcher Deutlichkeit wir diese Person in unserem kommunikativen Umfeld verorten; zum Beispiel, ob sie einen Namen hat, ob es sich um eine bestimmte oder unbestimmte Person handelt oder um eine mehr oder weniger klar definierte Gruppe von Personen.

Mit Personenbezeichnungen werden Menschen, über die wir reden wollen, eingeführt und zugleich werden sie mittels inhaltlicher Merkmale kategorisiert. Diese inhaltlichen Merkmale, die in den Personenbezeichnungen mitschwingen, gehören zur Bedeutungsebene der Sprache. Sie wird in der Linguistik als *Semantik* bezeichnet. Personenbezeichnungen können durch ihre inhaltlichen Merkmale etwa Informationen über den Beruf oder das Alter vermitteln, wie in den Wörtern *Chirurgin*, *Tierpfleger*, *Greis*, *Kind* oder *Jugendliche*.

Ein weiteres, sehr wesentliches Bedeutungsmerkmal ist im Deutschen, ja genau: das Geschlecht der Person, von der ich spreche oder schreibe. Es gibt viele Personenbezeichnungen, die es sogar in ihrer Bedeutung enthalten, neben vielen anderen Merkmalen wohlgeordnet, etwa *Tante* und *Onkel* oder auch *Pilotin* oder *Fußballerin*. Es gibt jedoch auch Bezeichnungen, die diese Bedeutung nicht enthalten: *Mensch*, *Kind* oder *Person*. Sie zeigen kein Geschlechtsmerkmal an.

Die traditionellen Personenbezeichnungen sind im Deutschen grundsätzlich binär konzipiert: Das heißt, für sie gibt es von der Wortbedeutung her im Wortschatz eine weibliche und eine männliche Variante, wie *Bruder* und *Schwester*. Außerdem unterscheidet die Grammatik zwischen *maskulin* und *feminin*: Der Artikel eines Wortes gibt das grammatische Geschlecht (*Genus*) an. Das gilt für unbelebte Gegenstände wie *die Bank* oder *der Stuhl*, für abstrakte Begriffe, wie *die Liebe* oder *der Frieden*, ebenso wie für Personenbezeichnungen: etwa *die Mutter* und *der Vater* oder die *Angestellte* und der *Angestellte*. Diese Eigenschaft des Deutschen macht es herausfordernd, Menschen genderinklusiv zu benennen. Andererseits ist die deutsche Sprache reich an Möglichkeiten, um unterschiedliche Ausdrucksbedürfnisse zu erfüllen. Dafür haben wir viele Mittel:

1. Neutralisierung

Wir bringen das Geschlecht nicht zum Ausdruck.

Neutralisierung ist immer dann eine Lösung, wenn wir das Geschlecht nicht benennen können, wollen oder müssen. Als sprachliche Mittel hierzu gibt es geschlechtsneutrale Substantive (*Mensch, Kind, Person, Leute, Fachkraft, Team*) und Pronomen (*ich, du, alle*).

Wir können neutrale Personenbezeichnungen in unbegrenzter Menge bilden, indem wir Adjektive (*neu*) oder Partizipien (*studierend, studiert*) zu Substantiven machen, die im Plural geschlechtsneutral sind: *Die Neuen erhalten eine Einführung* oder *Ich interviewe Studierende sehr gerne*.

Wir können auch indirekt auf Personen verweisen: Dazu stellen wir die Handlung in den Vordergrund und schieben die Beteiligten in den Hintergrund. Journalist*innen mögen das nicht so gern, sie möchten lieber aktiv

Können Studenten Studierende sein? Die Lexikalisierung von Partizipien

Ein Mittel genderinklusive Sprache ist die Verwendung von Partizipien wie *Studierende, Teilnehmende* oder *Zuhörende* statt der maskulinen Formen *Studenten, Teilnehmer* oder *Zuhörer*. Ein Argument dagegen lautet: *Studierende* sei nicht das gleiche wie *Studenten*, weil das Partizip Präsens sich auf eine in dem Moment stattfindende Handlung bezieht, also: Studierende können nicht an einer Bushaltestelle stehen, weil sie ja dann gerade nicht studieren, Studenten aber wohl. Diese Argumentationslinie vergisst, dass die Lexikalisierung von Partizipien ein übliches Wortbildungsmittel im Deutschen ist. Das merken wir an Wörtern wie *Vorstandsvorsitzende* oder *Erstgebärende*. Ein *Vorstandsvorsitzender* kann sehr wohl im Urlaub sein, obwohl er dann nicht gerade dem Vorstand vorsitzt. Eine *Erstgebärende* kann zur Rückbildung gehen, auch wenn das offensichtlich nicht mit der Geburt zusammenfällt. Wir sehen daran: Je häufiger und üblicher solche Partizipien sind, desto mehr verblasst die Partizipbedeutung.

formulieren. Aber dennoch gibt es diese Möglichkeit: *Beim Einparken immer in den Rückspiegel schauen* oder *Die Abgabe kann auch elektronisch erfolgen*.

2. Paarform

Wir benennen Männer und Frauen.

Im traditionellen, binären Schema können wir sowohl im Grundwortschatz (*die Mütter und Väter des Grundgesetzes*) und im Bereich der Wortbildung unbegrenzt Frauen und Männer nennen. Zu fast jeder maskulinen Personenbezeichnung können wir eine feminine Form bilden, einfach weil wir im Deutschen die sehr fleißige Endung *-in* haben: aus *Arzt* wird *Ärztin*, aus *Schüler* wird *Schülerin*. Fachsprachlich klänge das so: Der morphologische Prozess der Femininmovierung – also der Ableitung femininer Personenbezeichnungen von maskulinen mithilfe des Suffixes *-in* – ist extrem produktiv. (Wir wollen solche Sachverhalte allerdings verständlich vermitteln, deswegen werden wir sie öfter in diesem Band verknappen.)

Um also Frauen in der Sprache sichtbarer zu machen, werden also oft Paarformen verwendet wie *Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer*, die oft auch *Beidnennung* oder *Doppelnennung* genannt werden. Weil das manchmal etwas sperrig ist, nutzen Teile der Sprachgemeinschaft Abkürzungen wie den Schrägstrich (*Zuschauer/innen*) oder das Binnen-I (*ZuschauerInnen*).

3. Stern, Doppelpunkt & Co.

Wir benennen alle Menschen

Um neben Männern und Frauen auch nichtbinäre Menschen bezeichnen zu können, wurden in den letzten Jahrzehnten viele neue Vorschläge gemacht. Das geschah vor allem seit der Novellierung des Personenstandsgesetzes im Jahr 2018, das die dritte Geschlechtsoption einführte. Besonders bekannt sind Schreibweisen wie der Genderstern (*Lehrer*in*), der Unterstrich (*Lehrer_in*) und der Doppelpunkt (*Lehrer:in*). *Diese Zeichen werden üblicherweise direkt vor der Endung -in eingefügt.*

Diese neuen Schreibweisen können unterschiedlich verstanden werden. Manche sehen sie als Oberbegriff für alle Geschlechter oder als neutrale Form. Andere verstehen sie als eine Möglichkeit, nichtbinäre Menschen sichtbar zu machen.

Das produktive Suffix *-in*: eine Besonderheit des Deutschen

Das Verfahren, das zu Paaren wie *Student – Studentin*, *Fahrer – FahrerIn* führt, bringt viele neue Wörter hervor. Durch die sogenannte *Femininmovierung* werden Personenbezeichnungen systematisch mit dem semantischen Merkmal *weiblich* und dem grammatischen Genus *feminin* (*Wissenschaftlerin = eine Frau, die forscht*) von Personenbezeichnungen mit dem semantischen Merkmal *männlich* und dem grammatischen Genus *maskulin* abgeleitet (*Wissenschaftler = ein Mann, der forscht*). Dies geschieht in den allermeisten Fällen so, dass die Endung, das sogenannte *Derivationsuffix -in*, an die Grundform der Personenbezeichnung angehängt wird. Es gibt jedoch auch Fälle, da verändert sich die Grundform: die Endung *-in* wird dann nicht direkt angehängt, sondern an eine leicht veränderte Form wie bei *Kollege – Kollegin* (nicht *Kollegein*), oder *Arzt – Ärztin* (nicht *Arztin*). Das passiert auch bei anderen Bildungen wie *kollegiale Verbindung* oder *ärztlicher Rat*.

Die Technik, Personenbezeichnungen für Frauen aus Personenbezeichnungen für Männer zu erzeugen, ist historisch sehr alt und seit den ersten Sprachstufen des Deutschen belegt. Oft wurde – gerade von den feministischen Linguistinnen der frühen Jahre – diese Tatsache als diskriminierend kritisiert. Das scheint aber im heutigen Sprachverständnis keine Rolle mehr zu spielen. Schließlich ist eine *Autorin* im Deutschen kein *minderer*, *schlechter Autor*, sondern ein *weiblicher Autor*.

Übrigens hinken hier Vergleiche mit dem Englischen: Formen auf *-ess* wie *actress* zu *actor* sind nicht zu vergleichen mit *SchauspielerIn* versus *Schauspieler*. Ein Wort wie *actress* betont vielmehr ein weibliches Stereotyp und wurde nur dann verwendet, wenn dies hervorgehoben werden sollte. Es war keine neutrale Bezeichnung für eine SchauspielerIn. Dass wir im Deutschen seit vielen Jahrhunderten eine so produktive *-in*-Movierung bei Personenbezeichnungen haben, ist ein wichtiger Ausgangsbefund für die Diskussion um genderinklusive Sprache. Forderungen wie jene, dass wir auf dieses oft genutzte Wortbildungsmittel verzichten sollen, wären ein sehr tiefer Eingriff in die Sprache. Das Deutsche hat eine ganz andere Struktur als das Englische. Das macht die Diskussion um genderinklusive Sprache hierzulande dann eben auch ein bisschen komplizierter.

Die vielen Alternativen zum geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinum stehen uns im Deutschen größtenteils schon lange zur Verfügung – und sie werden genutzt: Die Paarform findet sich schon in mittelalterlichen Stadtrechten, und auch Neutralisierungen wie *Vorsitzende* oder *Studierende* sind sehr alt. Neu ist hingegen die breite Diskussion vor allem um den Genderstern. Sie entzündete sich an den gesellschaftlichen Diskussionen um die Gleichstellung der Geschlechter, geschlechtliche Vielfalt und die rechtliche Anerkennung der dritten Geschlechtsoption.

Binnen-I, Gap, Stern und Doppelpunkt: Wie es zu den typografischen Innovationen kam

Anfang der 1980er schrieb der Journalist Christoph Busch auf seiner Schreibmaschine ein Buch über illegale Radiosender – und beim Tippen wurden ihm die Doppelformen lästig, also drückte er statt auf den Schrägstrich einfach auf das große „I“: aus *Hörer/-innen* wurde *HörerInnen*. Der Großbuchstabe war als Platzhalter gedacht, erzählte er später der Presse, er habe mit der Kurzform einfach Zeit sparen wollen. Der Buchgestalter des Verlags fand diese Lösung so originell, dass er sie druckte. Die linke Wochenzeitung „WOZ“ aus Zürich las das Buch und übernahm die Schreibweise. Das wiederum sahen Redaktionsmitglieder der linken Tageszeitung „taz“, die die „WOZ“ lasen. Damals auch *I-Plural* genannt, schaffte es das große „I“ so zurück in die Bundesrepublik. Parteien, Universitäten und Verwaltungen fingen ebenfalls an, auf diese Weise zu gendern. Zunehmend tauchte die Binnenmajuskel (*MitarbeiterInnen*) in Leitfäden auf.

Luise F. Pusch schien das Binnen-I ganz probat zu finden. In einem Interview sagte die Begründerin der feministischen Sprachkritik: „Der Trick beim Binnen-I ist gerade die optische Nähe zur eigentlich favorisierten Lösung, dem umfassenden Femininum.“

Anfang der 2000er-Jahre brachten queere Bewegungen nichtbinäre Vorstellungen von Geschlecht stärker ins Gespräch und betonten die Vielfalt von Geschlechtsidentitäten, die eben nicht immer weiblich oder männlich sein müssen. Sie machten Vorschläge, um das Binnen-I zu ersetzen, weil es keinen Raum für solche Identitäten lasse. Mit dem Neopronomen „s_he“ brachte Steffen Kitty Herrmann in dem Artikel *Performing the Gap* 2003 in

der linken Zeitschrift „arranca!“ den Unterstrich ins Spiel. Er sollte nicht-binäre Personen repräsentieren. Später kam der Genderstern als Variante hinzu – wie genau, darüber wird gemutmaßt. Die Strahlen des Sterns, die in verschiedene Richtungen zeigen, stehen für die Vielfalt innerhalb der queeren Communities.

Auch der Ursprung des Genderdoppelpunkts ist ungewiss. Ein schriftlicher Beleg führt in das Jahr 2015. Im Dezember dieses Jahres nahm Katharina Meyer zu Eppendorf an einer Ticketverlosung des Fusion-Festivals teil und sah auf der Website des Veranstalters, dass sie zu den glücklichen „Gewinner:innen“ zählte. Sie freute sich nicht nur über den Gewinn, sondern auch über die Art, wie gegendert wurde: weder mit Stern noch mit Gap, sondern mit Doppelpunkt. Die damalige Studentin machte sich auf die Suche nach dem Menschen, der die Idee dazu gehabt hatte. Doch die Festivalverantwortlichen konnten nicht mehr zurückverfolgen, wer darauf gekommen war, das Satzzeichen als Gendervariante zu wählen. Katharina Meyer zu Eppendorf, heute Redakteurin bei „Zeit Campus“, schrieb ihre Version der Geschichte 2016 für den Blog „Kleinerdre!“ auf.

Eines ist hingegen schon lange gewiss: Wenn sich Werte ändern, wandelt sich meist auch die Sprache. Wir erleben das auch bei rassistischen Begriffen. Heute sprechen mehr Stimmen im Diskurs um rassistische Sprache mit, und was früher noch als unproblematisch angesehen wurde, wird nun als Spiegel gesellschaftlicher Machtverhältnisse erkannt und kritisch diskutiert. So werden etwa Straßennamen geändert, um abwertende Begriffe zu vermeiden und die Chance zu nutzen, Personen marginalisierter Gruppen ins Bewusstsein zu holen. Diese Form von Sprachwandel nimmt die Sprachgemeinschaft wahr, und für viele scheinen diese Vorgänge sehr ungewöhnlich: Macht man Sprache damit nicht wichtiger, als sie ist? Ist sie nicht ohnehin neutral? Muss das alles sein?

Doch dabei wird vergessen: Eine neutrale Sprache gibt es eigentlich nicht. Wir positionieren uns meist unbewusst, aber eben sehr oft über unsere Sprache. Ob wir nun das Imperfekt noch in der gesprochenen Sprache verwenden, obwohl das eher veraltet ist (*kaufte* statt *hat gekauft*), oder von *Klimaschützer*innen*, *Boomern* oder *Klimaterroristen* reden: All diese bewussten oder

unbewussten Entscheidungen zeigen unsere Sprechgewohnheiten und Sprechabsichten und vermitteln damit unsere Haltung zur Welt.

Mit genderinklusive Sprache ist nur eine weitere Dimension dazu gekommen, die wir beim Sprechen oder Schreiben berücksichtigen können, wenn uns das wichtig ist. Nicht mehr und nicht weniger. Trotzdem titelte die „Neue Zürcher Zeitung“ einmal plakativ: „Sprachen wandeln sich immer – aber nie in Richtung Unfug“. Dabei hat sich nur das Repertoire erweitert, aus dem wir uns bedienen können. Und das tun wir immer: Wir sprechen mit unseren Liebsten vermutlich in einem anderen Tonfall als in geschäftlichen Kontexten, wir nutzen in einem Vortrag anderes Vokabular, als wenn wir mit unseren Kindern reden. Diese Auswahl, die wir ständig treffen, kann man sich wie das Einkaufen in einem Supermarkt vorstellen.

Unser Sprachrepertoire: ein Wörter-Supermarkt

In unserem Wörter-Supermarkt stehen all die schönen Waren, also Wörter und ihre Kombinationen, in Regalen für uns bereit. Wenn wir etwas sagen wollen, nehmen wir das dazu passende Wort aus dem Regal – und die Auswahl ist groß. Manchmal wägen wir dabei ab: Was ist meine kommunikative Absicht? Mit welchen sprachlichen Mitteln kann ich mein kommunikatives Ziel am besten beim Gegenüber erreichen? Oft greifen wir aber auch zu den Worten, die wir die letzten Male schon genutzt haben.

Wenn wir uns Zeit nehmen, genauer in die Regale zu schauen, können wir wie bei der Planung des Abendessens vorgehen: Passen alle Zutaten zusammen? Was erwarten und bevorzugen meine Gäste? Im Allgemeinen möchten wir ja, dass sie sich wohlfühlen; wir versuchen, Gerichte zuzubereiten, die ihnen schmecken und die sie vertragen. Dies ist meistens auch die Haltung, mit der wir unsere Äußerungen planen. Uns ist die Überlegung wichtig: Wie verstehen und interpretieren die Angesprochenen meine Worte? Unser Sprachgebrauch hängt also von unseren Absichten und vom Sprachinventar sowie den Sprachregeln ab. Und immer, wenn wir etwas sagen, haben wir uns für dieses Mal festgelegt, können aber beim nächsten Mal auch andere Ausdrucksformen wählen.

Hinzu kommt, dass sich unser Repertoire, wie auch das Warenangebot im Supermarkt, stetig verändert, etwa weil ein Produkt nicht mehr produziert wird oder die Nachfrage gesunken ist. Und es kommen immer wieder neue Produkte hinzu. So ist es auch mit unserem Sprachsystem: Wörter und sprachliche Regeln, die selten gebraucht werden, gehen verloren oder sie treten nur noch in

speziellen Kontexten auf, zum Beispiel in Dialekten. Neue Wörter und Regeln verbreiten sich auf der anderen Seite allmählich, wenn viele Menschen sie nutzen. Sie gehören irgendwann zur Standardausstattung.

Wandel ist also die Normalität. Allerdings ist es immer ein begrenzter, lokaler Wandel. *Ein* Produkt oder eine kleine Produktgruppe wird aus dem Sortiment genommen oder hinzugefügt. *Ein* bestimmtes Wort – oder eine bestimmte Gruppe von Wörtern oder ein bestimmter Typus von Regeln – geht verloren oder kommt neu hinzu. Der Kernbestand bleibt aber bestehen. Deswegen ist es auch möglich, zu beschreiben, was man typischerweise in einem Supermarkt findet und was nicht. Genau das gilt auch für die Sprache. Wir können beschreiben, welche Wörter und Regeln sie hat. Das macht die Linguistik.

Keine Angst, es gibt keine neue Sprache!

Dieser Aspekt ist wichtig, wenn man sich mit genderinklusive Sprache befassen möchte. Es gibt keine neue Sprache, so wie es manche behaupten, wenn sie vor der *Gendersprache* warnen, die das Deutsche zerstören könnte. Es geht darum, wie das Sortiment an bestimmten Stellen erweitert werden kann, wo vielleicht auch auf etwas verzichtet werden kann, oder Bestehendes anders kombiniert werden kann.

Dadurch wird nicht die gesamte deutsche Sprache verändert oder gar zerstört. Genauso wie nicht der Supermarkt zusammenbricht, wenn es neben Weizenmehl nun auch Buchweizenmehl gibt. Ein Wechsel im Sortiment von Supermärkten findet nicht einfach so statt, sondern ergibt sich aus der veränderten Nachfrage. Genauso sind auch die neuen Formen mit Genderzeichen nicht vom Himmel gefallen. Diese zusätzlichen sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten spiegeln vielmehr gesellschaftliche Veränderungen wider. Letztlich wird auch hier die Zeit zeigen, was sich durchsetzt und was nicht. Den alles entscheidenden Einfluss darauf hat die Sprachgemeinschaft, also wir alle. Denn es ist unser Gebrauch, der die Sprache formt

Die Forschung interessiert sich nun sehr für diese Wechselbeziehungen, vor allem im Bereich der Personenbezeichnungen: Wie verändern breitere Vorstellungen von geschlechtlicher Identität (*Nachfrage*) die Sprache (*Sortiment*)? Wer nutzt die sprachlichen Formen (*Konsumverhalten*)? Wie kommen die Formen an (*Marktforschung*)?

Diese Fragen streifen viele verschiedene Wissensgebiete. Entsprechend breit ist die gegenwärtige Forschung. Insbesondere die Linguistik – die Kerndisziplin

zum Thema Sprache – hat sich hier stark entfaltet. Sie hat sich auch mit anderen Fächern verbunden, etwa der Psychologie; und es sind zahlreiche Teildisziplinen entstanden, darunter die Genderlinguistik. Die Sprachwissenschaftlerinnen Luise F. Pusch und Senta Trömel-Plötz haben das in den 1970er-Jahren noch *feministische Linguistik* genannt, sie sind ihre Begründerinnen. Mittlerweile ist diese Disziplin an der Spitze der Forschung zu Sprache und Geschlecht und im deutschsprachigen Raum meist in der Germanistik angesiedelt.

Neben der linguistischen Forschung, die Sprache vor allem analysiert und beschreibt, ist die kognitive Psychologie ein wichtiges Forschungsgebiet, das sich mit genderlinguistischen Fragen beschäftigt. Wissenschaftler*innen untersuchen innerhalb dieser Disziplin mit experimentellen Methoden, wie Menschen Sprache verwenden, verstehen und interpretieren. Auch andere Forschungsgebiete, für die Sprache eine Rolle spielt, widmen sich seit etlichen Jahren genderlinguistischen Fragen, etwa die Medien- und Kulturwissenschaften, die Politikwissenschaft, die Soziologie, die Wirtschaftswissenschaft oder die Informatik.

Wie dieses Buch entstanden ist

Wir wollen mit diesem Buch zeigen, wie reichhaltig diese Forschung ist. Dazu werfen wir zehn Fragen zum Thema auf. Diese Fragen sind aus unserer Beobachtung des öffentlichen Diskurses entstanden. Es sind solche, zu denen wir bei unseren Vorträgen, bei Podiumsdiskussionen oder in Interviews immer wieder um Antwort gebeten werden. Wir wollen Wissenschaft erfahrbar machen und die komplexen Befunde verständlich und unterhaltsam vorstellen – einfach damit möglichst viele an den Erkenntnissen zu Sprache und Gender teilhaben können.

Dafür haben wir auf ein für die Wissenschaft recht ungewöhnliches Format zurückgegriffen: einen Essayband, in dem jede der zehn Fragen von einer ausgewiesenen Expertin, einem erfahrenen Forscher beantwortet wird. Wir drei Wissenschaftlerinnen – Gabriele Diewald, Evelyn Ferstl, Carolin Müller-Spitzer – haben dazu verschiedene Expertinnen und Experten gewinnen können. Jede der hier vertretenen Personen hat nicht nur einen enormen Wissensschatz zu dem Thema, zu dem sie befragt wurde, sondern hat auch eigene Forschungsergebnisse beigesteuert. Wir kennen die Forschungslandschaft im deutschsprachigen Raum gut, und es war uns ein besonderes Anliegen, dass wir nicht nur darlegen, was wir selbst erforscht haben (das tun wir in *unseren* drei Kapiteln), sondern dass eine breite Gruppe aus der Wissenschaft zu Wort kommt.

Dafür, dass die Texte nicht zu fachwissenschaftlich und komplex werden, hat die Wissenschaftsjournalistin in unserem Team, Jeanne Wellnitz, gesorgt. Ihre Kompetenz ist es, ein kompliziertes Thema kondensiert zu Papier zu bringen. Für jede der Fragen hat sie lange Gespräche mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geführt, viele Studien zum Thema gesichtet und anschließend das gesammelte Wissen zum Thema als Essay aufgeschrieben. Diese Texte haben die Fachleute und wir Herausgeberinnen – Gabriele Diewald, Evelyn Ferstl, Carolin Müller-Spitzer – anschließend kritisch gelesen, ergänzt, redigiert oder auch umgestellt.

Auf diese Weise wollten wir das Beste aus beiden Welten, der Wissenschaft und dem Journalismus, vereinen: prägnante Sprache, anschauliche Bilder und differenzierte, evidenzbasierte Inhalte. Wir wollen mit diesem Buch möglichst breite und gut begehbare Brücken errichten: zwischen den unterschiedlichen wissenschaftlichen Erkenntnissen und einer verständlichen Darstellung.

In der Praxis ist das allerdings manchmal gar nicht so einfach. So haben in einigen Kapiteln die Fachleute am Ende auch viel eigenen Text geschrieben, der dann von Jeanne Wellnitz redigiert wurde. Das war alles in allem ein langwieriger, aber auch spannender Prozess, der uns zeigt, wie unterschiedlich die Herangehensweisen in der Wissenschaft und im Wissenschaftsjournalismus sind und wie komplex es oft ist, einen Kompromiss zwischen Genauigkeit und Verständlichkeit zu finden.

Daher möchten wir uns an dieser Stelle herzlich bei allen Beteiligten dafür bedanken, dass sie sich auf unser eigenwilliges Konzept eingelassen und so konstruktiv mitgewirkt haben. Wir wissen, dass es aus Sicht der Wissenschaft herausfordernd ist, die eigene Forschung von einer außenstehenden Person beschreiben zu lassen. Umso glücklicher sind wir darüber, dass am Ende alle Texte die Redigaturschleifen überstanden und ihren Weg in unser Buch gefunden haben.

Um welche Themen geht es nun, und wer gibt darüber Auskunft?

In den ersten zwei Kapiteln gehen wir dem Missverständnis nach, dass die Genderlinguistik nicht verstanden habe, wie das grammatische Geschlecht und das Personengeschlecht miteinander zusammenhängen. Gabriele Diewald räumt in Kapitel I mit diesem Trugschluss auf. Sie lehrt als Professorin Sprachwissenschaft an der Universität Hannover und hat zu unzähligen Phänomenen wie

Grammatik und Wortschatz in der Sprache geforscht. In den Medien ist sie eine gefragte Expertin zum Thema Gendern, spätestens, seit sie zusammen mit Anja Steinhauer zwei vielbeachtete Duden-Ratgeber veröffentlicht hat.

Im zweiten Kapitel spürt **Damaris Nübling** den Hinweisen auf gesellschaftliche Geschlechterordnungen in der Struktur der deutschen Sprache nach – und sie findet viele. Wer sich mit Genderlinguistik im Deutschen beschäftigt, stößt unweigerlich auf ihren Namen. Die Mainzer Germanistikprofessorin hat 2018 ein umfassendes Buch zur Genderlinguistik geschrieben, in dem sie, zusammen mit der Freiburger Linguistin Helga Kotthoff, erklärt, warum Geschlecht aus der deutschen Sprache nicht wegzudenken ist. Dieses Buch ist inzwischen ein Standardwerk.

Genderinklusive Ausdrucksweisen verändern die Sprache. Daran gibt es keinen Zweifel. Viel diskutiert wird aber, ob sich dieser Sprachwandel von selbst ergibt, sozusagen als Spiegel von gesellschaftlichen Entwicklungen, oder ob er gelenkt wird. Ein angesehener Forscher zum Thema Sprachwandel ist **Peter Auer**, der an der Universität Freiburg als Professor forschte und lehrte. Im dritten Kapitel grenzt er verschiedene Teilaspekte von Sprachwandel voneinander ab und kann damit die Frage zum Sprachwandel differenziert beantworten. Besonders bekannt sind seine Arbeiten zu Dialekt oder zu sozial bedingtem Sprachwandel. Als er für seine Abschiedsvorlesung das Thema Gendern wählte, war klar, dass er der perfekte Interviewpartner für diese Frage ist.

Ein oft vorgebrachtes Argument gegen genderinklusive Sprache ist, dass sie viel zu aufwendig sei. Dieser Frage widmet sich im vierten Kapitel **Carolin Müller-Spitzer**, die als Professorin für germanistische Linguistik am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim die Arbeitsgruppe „Empirische Genderlinguistik“ leitet. Sie forscht unter anderem zur Verwendung verschiedener genderinklusive Formen über die Zeit und befasst sich mit den Zusammenhängen zwischen linguistischen, psychologischen und wirtschaftlichen Indikatoren für Geschlechterverhältnisse. Als Expertin zum Thema Gender und Sprache wurde sie schon oft interviewt, etwa von den Tagesthemen, dem SWR oder auch vom Deutschlandfunk.

Gendern ist gar kein so tiefer Eingriff in die Sprache, argumentiert Carolin Müller-Spitzer. Dennoch lehnen viele Menschen vor allem die neueren Varianten ab, weil sie gegen die Rechtschreibregeln verstoßen würden, so die Begründung. Ob dieses Argument stichhaltig ist, kann uns am besten ein Mitglied des Rats für deutsche Rechtschreibung beantworten. **Peter Gallmann**, früher Germanistikprofessor in Jena, ist ein renommierter Grammatiker, der alle Ebenen

des Sprachsystems im Blick hat. Auch die schwierige Debatte um die Rechtschreibreform in den 1990er-Jahren hat er maßgeblich mitgeprägt und weiß daher gut, wie sich Neuerungen mit Tradition verbinden lassen. Im fünften Kapitel erklärt er, welche Konsequenzen die Stellungnahmen des Rechtschreibrats für die Verwendung von genderinklusive Sprache haben.

Leitlinien, Vorschriften, Gebote und Verbote – überall scheinen sich Personen und Institutionen in die Sprachnutzung einzumischen: Zum einen, um für korrekte Rechtschreibung zu sorgen, zum anderen, um Gleichstellung und Diversität zu fördern. Wir haben die Jura-Professorin **Dana-Sophia Valentiner** gebeten, die Frage zu beantworten, ob solche Eingriffe rechtlich einwandfrei seien. Im sechsten Kapitel erklärt sie, welche gesetzlichen Grundlagen beachtet werden müssen, und welche Konsequenzen sich daraus ergeben. Sie ist Expertin im Bereich öffentliches Recht, Co-Host des Podcasts „Justitias Töchter“ und engagiert sich in der feministischen Rechtspolitik.

Genderverbote betreffen gerade auch Schulen. Eine Sorge ist, dass das Erlernen der deutschen Sprache für Kinder, aber auch für Erwachsene im Zweitsprachunterricht, durch genderinklusive Formulierungen erschwert würde. Ob das wirklich so ist, beantwortet **Kristina Peuschel** im siebten Kapitel für uns. Sie ist Professorin für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache in Augsburg und befasst sich mit Didaktik im Deutschunterricht. Ihre Untersuchungen zeigen, dass das Thema Gendern im Unterricht durchaus seinen Platz hat, sofern die Lehrkräfte gut ausgebildet sind und sich darauf einlassen.

Experimentelle Studien über Gender und Sprache sind massiver öffentlicher Kritik ausgesetzt. Im achten Kapitel erläutert **Evelyn Ferstl** den theoretischen und methodischen Hintergrund solcher Studien und argumentiert, dass gerade die Psychologie darüber Auskunft geben kann, wie Menschen Sprache verwenden und verstehen. Sie ist Professorin für Kognitionswissenschaft und Gender Studies in Freiburg. Genderinklusive Sprache untersucht sie gegenwärtig in einem Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft, unter anderen mit **Damaris Nübling**. Mit **Carolin Müller-Spitzer** arbeitet sie in einem Projekt der Leibniz-Gemeinschaft zu Sprache und Geschlecht unter linguistischer, psychologischer und wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive.

Von vielen kritischen Stimmen wird angezweifelt, ob Gendern tatsächlich etwas zur Gleichstellung der Geschlechter beitragen kann. Diese Frage haben wir **Sabine Sczesny** im neunten Kapitel gestellt. Sie ist Professorin für Sozialpsychologie in Bern und war eine der ersten, die ab den späten 1990er-Jahren aus der psychologischen Perspektive untersuchte, auf welche Weise

genderinklusive Sprache einen Beitrag zur Gleichstellung leisten kann. Sie ist Mitautorin einer der am häufigsten zitierten und diskutierten Studie zum Gendern. Weil das Thema auch in anderen Ländern wichtig ist, hat sie das von der EU geförderte Marie-Curie-Trainingsnetzwerk *Language, Cognition, Gender* mit initiiert und koordiniert. Darüber hinaus hat sie zu vielfältigen Gleichstellungsthemen publiziert.

Um den Bogen zu schließen, kommen wir im zehnten Kapitel wieder zum Ausgangspunkt zurück: der Sprachwissenschaft. In einigen publizistischen Beiträgen argumentierten Sprachwissenschaftler, dass *die* Linguistik gegen das Gendern sei. Als Antwort schrieb der Linguistik-Professor **Stefan Hartmann** 2020 einen viel beachteten offenen Brief. Er ist Professor für Germanistische Linguistik an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Da er sich ebenso wie auch Gabriele Diewald schon lange mit Sprachwandel und

Der Mediostern – eine typografische Innovation

Der klassische Genderstern hat ein typografisches Problem: Er sitzt im Vergleich zu den Kleinbuchstaben relativ weit oben – oberhalb der sogenannten x-Höhe. Im Gesamtbild des Textes entstehen dadurch löchrige Stellen im Schriftbild, die den Lesefluss stören können.

Eine erste Lösung bietet die manuelle Anpassung in Layout- oder Satzprogrammen: Wird der Stern auf die Position der Kleinbuchstaben heruntergezogen, läuft er harmonischer im Wortbild. Noch konsequenter ist der nächste Schritt – der Mediostern: Hier wird der Asterisk direkt auf die Größe eines Kleinbuchstabens skaliert und mit angepasster Strichstärke als eigenes Zeichen in die Schrift eingebettet. So erhält er denselben Stellenwert im Wort wie alle anderen Buchstaben: keine störenden Lücken, aber genug visuelle Präsenz, um als Zeichen für Vielfalt wahrgenommen zu werden.

Die Idee geht auf die Grafikdesignerin Hannah Witte zurück, die sich mit der Frage beschäftigt hat, wie durch typografische Eingriffe genderinklusive Sprachformen lesbarer gemacht werden können. Wir verwenden in diesem Band eine kleinere Variante des Mediosterns.

Konstruktionsgrammatik befasst, haben sich ihre Wege schon mehrfach und unabhängig vom Thema Sprache und Geschlecht gekreuzt. Sein Co-Autor, **Dominik Hetjens**, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand in der Germanistik an der Universität Dresden, arbeitet zur Diskurslinguistik und historischen Soziolinguistik und er erforscht die Zusammenhänge zwischen Identität und Sprache.

Alle zehn Essays basieren hauptsächlich auf wissenschaftlichen und journalistischen Quellen. Diese Quellen haben wir allerdings nicht direkt im Text angegeben, damit der Lesefluss ungestört bleibt. Sie sind dafür in der Reihenfolge im Literaturverzeichnis am Ende des Buches aufgeführt, in der auch in den Essays auf sie Bezug genommen wird.

Am Ende jedes Kapitels geben die Expert*innen ihre persönlichen Lesetipps zum Thema an und fassen ihre wichtigsten Erkenntnisse unter der Überschrift „Auf einen Blick“ noch einmal zusammen. Außerdem haben wir vertiefende Informationen in Infokästen ausgeführt, die über das Buch verteilt sind.

Nach den zehn Essays werfen wir außerdem gemeinsam in einem Roundtable-Gespräch einen abschließenden Blick auf die Debatte, die Erkenntnisse, die wir gewonnen haben, und entwerfen Ideen für die Zukunft. Denn es bleibt ein spannendes Feld, zu dem noch lange nicht alles gesagt ist.

Und anderswo? Ein Blick in andere Sprachen

Wir konzentrieren uns in diesem Band vor allem auf die deutsche Sprache. In Deutschland leben aber auch viele Menschen, die andere Sprachen sprechen. Um eine Brücke zu den in Deutschland am meisten gesprochenen Sprachen zu bauen, gibt es verteilt im Buch kurze Exkurse in diese Sprachen, die wir wie folgt gruppiert haben: Englisch, Dänisch, Friesisch; Französisch und Spanisch; Russisch, Polnisch, Ober- und Niedersorbisch; und zum Schluss Türkisch und Arabisch. Für diese *anderswo*-Kapitel hat ein kleines Team aus dem Redaktionsbüro wortwert, für das auch Jeanne Wellnitz arbeitet, recherchiert: Mia Pankoke, Kathi Preppner, Mariam Misakian und Sarah Neu. Sie haben sich auf die Suche nach den spannendsten Fakten rund um genderinklusive Formen gegeben und zeigen, dass das Thema auch in anderen Sprachfamilien diskutiert wird.

EXPERTIN

Gabriele Diewald ist Professorin für Germanistische Linguistik an der Leibniz Universität Hannover und erforscht den Wandel der Sprache. Sie veröffentlichte zahlreiche Fachartikel zum Thema und ist ge-

meinsam mit der promovierten Philologin Anja Steinhauer Autorin zweier Duden-Ratgeber über gendergerechte Sprache. Die Genderlinguistik ist ihrer Meinung nach besonders in der Lage, die Wechselbeziehung zwischen Genus und Sexus genauestens zu entflechten.



Ignoriert die Gender- linguistik sprach- wissenschaftliche Grundlagen?

Eine verbreitete Kritik an genderinklusive Sprache unterstellt der Genderlinguistik, sie verwechsle das grammatische Geschlecht mit dem biologischen Geschlecht. Dabei zeigt die Disziplin vielmehr, wie nuanciert das Zusammenspiel von grammatischem, sozialem und biologischem Geschlecht wirklich ist.

Der Sprach- und Literaturwissenschaftler Jacob Grimm stellte im 19. Jahrhundert eine ziemlich steile These auf. Er behauptete, das grammatische Geschlecht sei den biologischen Geschlechtsmerkmalen von Menschen nachempfunden. Da Frauen in der damaligen Vorstellung eher mit den Merkmalen *passiv* und *klein* verbunden waren, war für ihn klar, dass etwa *die Hand* weiblich sein muss – im Gegensatz zum *Fuß*, der doch, wie ein Mann, groß und aktiv wirke. Nun ist Jacob Grimm eine der zentralen Figuren in der Begründung der Germanistik und hat mit seinem Bruder Wilhelm Grimm nicht nur die berühmte Märchensammlung, sondern auch eine Grammatik und ein Wörterbuch der deutschen Sprache geschrieben. Dennoch mutet diese Genus-Sexu-Theorie merkwürdig an und wurde damals auch von vielen angezweifelt. Niemand in der Linguistik vertritt heutzutage die Haltung, dass für Gegenstände oder abstrakte Nomen (*Sofa*, *Abwasch*) das grammatische Geschlecht durch eher weibliche oder männliche Eigenschaften bestimmt ist. Trotzdem wird den Personen, die innerhalb der Genderlinguistik forschen, immer wieder vorgeworfen, sie führten die Grimmsche Tradition fort und glaubten daran, dass die Grammatik das Geschlecht des Menschen widerspiegelt. Die Vorwürfe, die in den Medien und in der digitalen Welt, aber auch am Esstisch erhoben werden, lauten dann: Wer gendert, hat nicht kapiert, dass Genus und Sexu nichts miteinander zu tun haben! Die feministische Linguistik verwechselt die beiden Kategorien! Oder noch gravierender: Sie ist nicht in der Lage, beides voneinander zu unterscheiden. So schrieb etwa der Sprachwissenschaftler Peter Eisenberg in Gastbeiträgen in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, dem „Tagesspiegel“ oder der „Berliner Zeitung“, dass die Genderlinguistik Jagd auf eine unschuldige grammatische Kategorie mache und mahnt: „Finger weg vom generischen Maskulinum“. Der deutsche emeritierte Philosoph Richard Schröder schrieb einen langen Essay mit der trivialen Aussage „Genus ist nicht gleich Sexu“ als Titel und sogar ein Wildnis- und Theaterpädagoge hat dazu seine Gedanken in der „Neuen Zürcher Zeitung“ darlegen können.

Dieser Vorwurf – dass die feministische Linguistik nicht zwischen Genus und Sexu unterscheiden könne – wird insbesondere dann vorgebracht, wenn es darum geht, das sogenannte geschlechtsübergreifende Maskulinum zu verteidigen. Wenn also behauptet wird, die männliche Form *Lehrer* aus einem Paar wie *Lehrer und Lehrerinnen* habe nicht die Grundbedeutung *männlich*, sondern sie sei geschlechtsneutral. Die Vertreterinnen und Vertreter dieser Haltung erklären das wie folgt: Es gibt im Deutschen mehr als 11 000 Wörter, die mit der Silbe *-er* enden (*Schüler, Lehrer, Kosmetiker*). Sie bezeichnen Menschen, die

Was ist das sogenannte generische Maskulinum?

Die Begriffe *referenziell*, *generisch*, *spezifisch* und *geschlechtsübergreifend* werden in der Debatte über Sprache und Geschlecht sehr oft verwendet. Oft wird auch vom *generischen Maskulinum* und nicht – wie in diesem Buch – vom *geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinum* gesprochen. Da die Begriffe jedoch mehrdeutig sind, stiften sie oft Missverständnisse. Alltagstaugliche Definitionen könnten wie folgt lauten:

Referenziell (*Referenz*) bedeutet, dass durch Sprache auf etwas Außer-sprachliches – auf die Welt und damit auch auf konkrete Personen – Bezug genommen wird. Eine Referenz ist also eine in der Kommunikation vollzogene Handlung.

Der Begriff **generisch** wird in der Debatte um Sprache und Geschlecht abweichend von seiner sonstigen Bedeutung in Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie verwendet. In der Wissenschaft bezieht sich das Wort auf eine Begriffsklasse, also ein abstraktes sprachliches Konzept – unabhängig davon, ob und in welcher Weise diese Klasse in der Welt existiert. (*Der Mensch ist ein Lebewesen. Das Nilpferd ist ein großes Tier.*)

In der Debatte um Sprache und Geschlecht wird *generisch* meist als geschlechtsübergreifend verstanden. Das heißt, ein Ausdruck wie *Lehrer* in *Die Lehrer in unserer Schule sind kreativ* soll sich auf alle Lehrkräfte unabhängig von ihrem Geschlecht beziehen. Es ist also nicht das abstrakte Konzept *Lehrer*, sondern es besteht eine Referenz auf die reale Gruppe der Lehrkräfte in dieser Welt. Die echte generische Referenz wie in dem Satz *Lehrer haben einen wichtigen Beruf* ist – anders als manchmal behauptet – ein Randphänomen unter den in der Sprachpraxis vorkommenden geschlechtsübergreifenden Maskulina. In einer empirischen Studie fanden wir heraus: Nur sechs Prozent der fast 3000 Belegstellen mit geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulina sind solche echten generischen Aussagen.

Diese beiden Verwendungsweisen von *generisch* meinen daher zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn dies nicht klar ist, können hieraus Missverständnisse entstehen.

Spezifisch ist ähnlich mehrdeutig. Wenn von *spezifischer Referenz* gesprochen wird, ist damit innerhalb der Linguistik gemeint, dass die Person oder der Gegenstand, auf den der Ausdruck abzielt, von der sprechenden Person als existent angesehen wird. Es gibt drei Varianten, die hier an einem Beispiel im Singular illustriert werden:

- *Ich suche den Schlüssel.* Hier setzt man beim Sprechen voraus, dass dieser bestimmte Schlüssel existiert. (spezifische definite Referenz)
- *Ich suche einen Schlüssel.* Hier ist ein beliebiger Schlüssel aus einer Menge existierender Schlüssel gemeint. (spezifische indefinite Referenz)
- *Ich suche einen Schlüssel als Kettenanhänger.* Die Existenz eines Schlüssels wird hier nicht vorausgesetzt. (unspezifische oder auch *nicht spezifische* Referenz)

Wenn hingegen im Kontext der Debatte zu Sprache und Geschlecht vom *spezifischen Gebrauch maskuliner Personenbezeichnungen* gesprochen wird, heißt das oft, dass ein Wort wie *die Lehrer* sich spezifisch auf männliche Personen und nicht allgemein auf Lehrkräfte aller Geschlechter bezieht.

Der längere Begriff **geschlechtsübergreifend verwendetes Maskulinum** ist vielleicht umständlicher als *generisches Maskulinum*, aber in jedem Fall klarer und damit besser für eine informierte Debatte.

etwas Bestimmtes tun und sind Prototypen des *geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinums*: des *generischen Maskulinums*.

Diese Haltung wird oft mit Auffassungen wie der folgenden begründet: Wörter wie *Leser* (Tätigkeit *lesen* + *-er*) verhalten sich wie das Wort *die Person*. Beide Wörter werden auch tatsächlich für Männer und auch für Frauen verwendet.

Die Behauptung *Leser* sei genauso geschlechtsunspezifisch wie *Person*, greift allerdings zu kurz. Denn Wörter wie *Person*, *Mensch* oder *Mitglied* zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie keine zweite Form bilden können, die parallel verwendet wird: Es gibt keinen *Personer*, keine *Menschin*. Solche Wörter bringen das Geschlecht einfach nie zum Ausdruck, während neben dem *Leser*

nun einmal die *Leserin* existiert. Diese Ableitung neuer Personenbezeichnungen durch die Endung *-in* nennt man *Movierung*. Dieses Wortbildungsmuster gibt es sprachgeschichtlich schon lange (*König* > *Königin*) – und es ist produktiv, also bis heute in Gebrauch. Denn aktuell werden auch viele ursprünglich englischsprachige Personenbezeichnungen mit dieser Endung neu gebildet, etwa *Influencerin*.

Deswegen bezeichnet das Wort *Leser* nicht automatisch und gleichermaßen Männer und Frauen. Es hat zwei Bedeutungen, die vom Gebrauch abhängen. Es bezeichnet einmal nur *männliche Leser*, manchmal aber auch *Leser jeglichen Geschlechts*. Was genau in einem speziellen Kontext gemeint ist, muss beim Sprachverstehen aufgelöst werden. Hier liegt ein zentraler Streitpunkt: In der Sprachwissenschaft wird lebhaft darüber diskutiert, ob der geschlechtsübergreifende Gebrauch des Maskulinums Teil der Grundbedeutung eines maskulinen Wortes wie *Bürger* oder *Lehrer* ist oder nicht.

Manche sagen: Das Wort *Bürger* meint immer schon alle, das ist die Grundbedeutung. Andere sagen: Eigentlich meint es nur Männer, aber wir benutzen es oft so, dass alle gemeint sind – das ist dann aber nicht die Grundbedeutung, sondern diese zweite Bedeutung ergibt sich erst aus dem Zusammenhang. Das heißt: Wenn das Wort *Lehrer* Männer und Frauen meinen soll, ist das nicht seine feste Bedeutung. Es handelt sich um eine durch den Sprachgebrauch und das Verständnis im Gespräch hinzugefügte kontextabhängige Zusatzbedeutung – eine *konversationelle Implikatur*.

Ich persönlich halte es für überzeugender, dass die Grundbedeutung sich auf Männer bezieht und die geschlechtsübergreifende Verwendung eine Ausweitung dieser Grundbedeutung im Sprachgebrauch ist. Sonst würde es auch keiner Oppositionspaare bedürfen wie *Lehrer/Lehrerin*. Die Tatsache, dass das Deutsche für Frauen die Endung *-in* bereithält, und das seit Jahrhunderten, zeigt: die grammatisch maskulinen Personenbezeichnungen sind auch semantisch männlich. Sie meinen Männer. Sonst wäre das *-in* gar nicht nötig (siehe *Mensch* oder *Person*).

An einigen Wortpaaren zeigt sich sogar, dass die Endung *-er* bei Personenbezeichnungen wahrhaftig eine männliche Endung ist. Solche Wortpaare sind zum Beispiel *Hexe* > *Hexer*, *Witwe* > *Witwer* oder auch *Schlampe* > *Schlamper*, die durch das *-er* zu einem Maskulinum werden. Das sind einige der wenigen Wörter, die in der Grundform Frauen bezeichnen und die eine maskuline Ableitung brauchen, um für Männer zu gelten. Nur bei *Hebamme* hat das noch nicht geklappt.

Braucht es zum *man* noch eine *frau* oder ein *mensch*?

Das Pronomen *man* gehört zur Gruppe der Indefinitpronomen und wird verwendet, wenn das Subjekt unbestimmt oder verallgemeinernd gemeint ist: *Man kann nie wissen*.

Dass es so klingt wie das Nomen *Mann* ist kein Zufall. *Mann* entwickelte sich aus **manu-* oder **monu-*, was *Mensch*, *Mann* bedeutete. Das Substantiv *Mann* verlor seine frühere Bedeutung *Mensch* und meint *männliche, erwachsene Person*. Das Pronomen *man* hingegen hat diese umfassende Bedeutung behalten – erkennbar auch in Wörtern wie *jemand*, *niemand* oder *jedermann*. Das Pronomen bezieht sich semantisch auf beliebige Personen, unabhängig vom Geschlecht. Denn das Wort hat gar kein Genus, kann nicht mit Attributen versehen werden und hat keine Flexionsformen. Es kann auch nicht durch ein anderes Pronomen wiederaufgenommen werden, es heißt beispielsweise nicht: *man geht in die Stadt, weil er/sie ein Buch abholen will*. Das einzige Indiz für seine Herkunft aus einer Form, die das Genus Maskulinum hatte, ist bei *man* die Tatsache, dass es im Akkusativ und Dativ – den es selbst allerdings nicht bilden kann –, durch *einen* oder *einem* ersetzt wird: *Man geht in die Stadt und was einem dann auffällt sind die vielen Baudenkmäler auf dem Marktplatz*.

In der geschlechterinklusive Sprache ist *man* dennoch umstritten. Sprachkritikerinnen wie Luise F. Pusch sehen darin die symbolische Fortsetzung männlicher Dominanz – sie prägte den Ausspruch hinter *MAN* stecke *Mann als Norm*. Sie und andere nutzen kreative Alternativen und setzen etwa bewusst *frau* ein. In Kim de l'Horizons mit dem Buchpreis ausgezeichneten Roman *Blutbuch* nutzt das Erzähl-Ich etwa Wortneuschöpfungen wie *mensch*, *jemensch* oder *niemensch*.

Wahr ist also: Die feministische Linguistik weiß sehr wohl um die Unterschiede von Genus und Sexus. Sie leistet eine differenzierte Analyse des komplexen Zusammenspiels aller relevanten Kategorien in der deutschen Sprache. Denn für ein vollständiges Bild müssen alle Ebenen der Sprache einbezogen

werden: die Form von Wörtern (Grammatik), ihre Bedeutungen (Semantik) und die Interpretation im Kontext (Pragmatik).

Wie kommt ein Wort zu seinem Genus?

In der Fachwelt wird viel darüber debattiert, ob es ein System gibt, das erklärt, warum ein Wort maskulin, feminin oder neutral ist – warum heißt es *die Gabel*, aber *der Löffel*? Wirklich einig geworden ist man sich nicht. Es gibt einfach zu viele Ausnahmen, als dass sich feste Regeln ableiten ließen.

Die Linguistin Luise F. Pusch hat sich vor rund 50 Jahren über den Vorwurf amüsiert, die Genderlinguistik würde Jacob Grimms uralter Theorie folgen, um einer Antwort auf diese Frage näher zu kommen. Denn *die Hand* – für Grimm klein und passiv und daher *weiblich* – steht im Zentrum einer vielfältigen Metaphorik, die dieser Zuordnung widerspricht: etwa *die geballte Faust*, *die schützende Hand*, *die harte Hand*, *die fleißigen Hände*. Passiv sind diese Hände ganz und gar nicht.

Möglicherweise ist es auch gar nicht nötig, zu klären, wie die Kategorie Genus in die Sprache kam. Wichtiger ist es aus meiner Sicht zu analysieren, in welcher Weise das Genus heute mit anderen Ebenen der Sprache zusammenspielt. Das haben übrigens auch Luise F. Pusch und ihre Kollegin Senta Trömel-Plötz, Sprachwissenschaftlerinnen und Gründerinnen der feministischen Linguistik, schon so gesehen.

Die Genderlinguistik wird oft missverstanden

Dabei ist es wichtig zu wissen: Pusch und Trömel-Plötz haben nicht die Grammatik als solche kritisiert, sondern den Sprachgebrauch; also die ungerechte Nutzung und Weiterentwicklung des grammatischen Systems und die damit verbundenen eingeschriebenen patriarchalen Vorstellungen. Das maskuline Geschlecht wird als Norm für alle gesehen, genauso wie der Mann lange Zeit als der prototypische Mensch galt. Solche Annahmen schlagen sich im geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinum nieder. Es wird weiterhin für alle Personen verwendet, ohne dass deutlich wird, ob in einer bestimmten Verwendung nicht-männliche Personen gemeint sind oder eben nicht. Diese Sprachpraxis verstärkt subtile, oft unbewusste, stereotype Assoziationen und manifestiert somit strukturelle Ungleichgewichte und gesellschaftliche

Hierarchien. Solche Spuren in der Sprache sind schwer zu beheben, sollten aber im Sinne der Emanzipation hinterfragt werden. Das war Puschs Ansinnen, als sie 1984 *Das Deutsche als Männersprache* schrieb.

Als ich in den Achtzigern in Erlangen studierte, habe ich dem einen oder anderen Gastvortrag von Pusch und Trömel-Plötz gelauscht. Damals wurden auch die ersten Ringvorlesungen zur feministischen Linguistik organisiert. Pusch war bereits ein Star und es wurden erbitterte Kämpfe darüber geführt, ob man *die Dekanin* sagen darf. Es gab bis dahin schließlich fast nur Männer in dieser Position. Luise F. Pusch war Heisenberg-Stipendiatin, ihr stand also eine aussichtsreiche Karriere als Professorin bevor, doch sie bekam nie einen eigenen Lehrstuhl. Ihre Art der feministischen Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache an den Universitäten schien nicht gewollt. Die Linguistik befand sich also mitten in einem Knäuel politischer Interessen, und ich lernte, dass, wenn frau diese Art grammatischer Strukturen untersucht, frau auch mit allen möglichen Unterstellungen und Vorwürfen rechnen muss. Zum Beispiel eben die empörte und völlig überflüssige Belehrung „Genus ist doch nicht gleich Sexus!“ Die Begründung lautet dann oft: Es kann schließlich auch heißen: *Isabel ist ein Profi*. Dabei wird völlig übersehen, dass der Ausdruck *Profi* als Prädikat dient. Das heißt, er weist dem Subjekt die Eigenschaft *professionell sein* zu. Es ist das jeweilige Subjekt, in dem Fall der Eigenname *Isabel*, der die Bezeichnung der Person liefert.

Im Jahr 2020 habe ich mich selbst darangesetzt, den Sachverhalt für ein breites Publikum zu vermessen und gemeinsam mit Anja Steinhauer das *Handbuch geschlechtergerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich genderschrieben* geschrieben. Es ist genauso wie ein kürzerer Vorläufer im Dudenverlag erschienen. Die Reaktionen waren heftig. In vielen Kommentaren wurde vorgeschlagen, das Buch zu verbrennen. Ich fand es interessant, dass sich viele auf der einen Seite eine Autorität wünschen, die Sprachregeln festlegt. Wenn die Vorschläge jedoch in eine Richtung gehen, die ihnen nicht gefällt, heißt es auf der anderen Seite: „Wir lassen uns nicht vorschreiben, wie wir sprechen sollen.“ Aber es gab auch wohlwollende Stimmen. Menschen, die verstanden haben, dass die Konzepte *Genus*, *Sexus* und *Gender* strikt voneinander zu unterscheiden sind, aber dennoch in einer Wechselbeziehung zueinander stehen. Die Genderlinguistik fügt dem Ganzen schließlich eine vierte Ebene hinzu: den Wortinhalt von Personenbezeichnungen.

Grammatisches (Genus) und semantisches Geschlecht (Wortinhalt) sind innersprachliche Ebenen, die zwar getrennt voneinander analysiert werden

müssen, sich aber auch miteinander verbinden. Deshalb schaut die Genderlinguistik sie zusammen an. Es gibt nämlich spannende Ausnahmen von der Regel, dass Genus und Sexus voneinander unabhängig sind: Bei Personenbezeichnungen stimmen etwa semantisches Geschlecht und Genus meist überein. So sagen wir *der Vater* (maskulin) und *die Mutter* (feminin), nicht *die Vater* oder *das Mutter*. Bei solchen Personenbezeichnungen ist die Verbindung von Genus und Sexus also fest im Wortschatz verankert – so wie auch bei *Tochter*, *Sohn*, *Feuerwehrfrau*, *Kaufmann*. Selbst bei unbelebten Dingen ordnet die Sprache oft ein grammatisches Geschlecht zu, das bestimmte kulturelle Vorstellungen transportiert – man denke an *Vater Rhein* oder *Mutter Natur*.

Es gibt jedoch auch Ausnahmen von den Ausnahmen: Ein bekanntes Beispiel ist *das Weib*, das grammatisch sächlich (Neutrum) ist, aber semantisch eindeutig weiblich. Diese Ausnahmen werden in der öffentlichen medialen Diskussion und manchmal auch in der Sprachwissenschaft gern als Beweis dafür herangezogen, dass Genus nichts mit Sexus zu tun habe.

Dieses Argument lässt sich allerdings leicht entkräften. Denn es gibt auch Fälle, in denen die falsche Verbindung von Genus und Wortbedeutung – etwa Genus Neutrum, Bedeutung *weiblich* wie bei *Weib* – eine zusätzliche, meist negative, Komponente erhält. Das zeigt, die Wahl des Genus ist in bestimmten Fällen doch bedeutungsgeladen, besonders bei Personenbezeichnungen. Zum Beispiel werden abwertende Ausdrücke für Männer gerne ins Femininum gesetzt (*die Memme*), und abwertende für Frauen ins Neutrum (*das Luder*). Auch dies zeigt die vielfältigen Verflechtungen, die Genus und Sexus in unserer Sprache haben.

Und dann gibt es im Deutschen noch eine besondere Gruppe von Personenbezeichnungen, deren Existenz meiner Meinung nach ein stichhaltiges Argument ist in der ganzen Debatte rund um Sexus und Genus: Hier sagt nämlich das grammatische Geschlecht – also ob ein Wort „der“, „die“ oder „das“ als Artikel bekommt – direkt etwas über das tatsächliche Geschlecht einer Person aus. Das passiert bei Wörtern wie *Arbeitslose*, *Angestellte* oder *Vorsitzende*. Diese Wörter wurden ursprünglich aus Adjektiven oder Partizipien gebildet. Sie beschreiben also eigentlich eher einen Zustand oder eine Eigenschaft, nicht direkt eine Person.

Wenn man damit nun eine bestimmte Person bezeichnen möchte, braucht man noch einen Artikel, zum Beispiel *der* oder *die*. Erst durch diesen Artikel wird klar, dass es sich um ein Nomen handelt, das sich auf einen Mann oder eine Frau bezieht: *die Arbeitslose* bedeutet *eine Frau ohne Job*.

Der Artikel zeigt also, welches Geschlecht die Person hat, von der die Rede ist. Das heißt: In diesen Fällen hängt das grammatische Geschlecht des Wortes direkt vom Geschlecht der gemeinten Person ab. Der gewählte Artikel ist also das einzige sprachliche Element, an dem das Geschlecht der Person zu erkennen ist. Das ist im Deutschen sonst eher nicht der Fall, denn meist sind es mehrere sprachliche Eigenschaften, die gemeinsam mit dem Artikel das Geschlecht zum Ausdruck bringen: etwa die Wortbildung auf *-in* (*Autorin*) oder der semantische Gehalt der Substantive selbst wie bei *Schwester* oder *Bruder*.

Fazit

In der Sprachwissenschaft gibt es bislang keine einheitlich akzeptierte Theorie darüber, woher das grammatische Geschlecht (Genus) ursprünglich stammt und welche Funktion es zunächst hatte. Klar ist: Genus, Sexus, Gender – also das grammatische, das biologische und das soziale Geschlecht – sind verschiedene Dinge, die aber auch miteinander verbunden sein können. Die linguistische Forschung dazu ist gut belegt, doch ihre Erkenntnisse erreichen die öffentliche Debatte nur langsam und selektiv. Um laienhafte oder ideologisch gefärbte Argumente zu korrigieren, muss man verstehen, dass es feine, oft unbewusste Bezüge zwischen ihnen gibt, und dass diese unsere Wahrnehmung prägen.

Nur wer diese Ebenen und ihr Zusammenspiel kennt, versteht, warum das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum nicht genügt, um gleichermaßen auf Menschen jeglichen Geschlechts zu verweisen – und warum Formen wie *Lehrkräfte*, *Lehrerinnen* und *Lehrer* oder auch *Lehrer*innen* oftmals ein Schritt zu einer präziseren Kommunikation sind. Denn es liegt doch auf der Hand, dass es einen Unterschied macht, ob ich sage: „Die Wissenschaftler auf dem Podium schienen mir wirklich kompetent“ oder „Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf dem Podium schienen mir wirklich kompetent“.

Zum Weiterlesen

Gabriele Diewald: *Semantische Oppositionen und pragmatische Operationen: Zur Bedeutungskonstitution und Verwendung von Personenbezeichnungen im Hinblick auf die semantische Domäne Geschlecht* (2024)

Gabriele Diewald: *Geschlechtergerechte Sprache: recycelte Einwände und was man wirklich weiß* (2024)

Gabriele Diewald: *Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – exemplarisch exerziert am Streit um das sogenannte generische Maskulinum* (2018)

Lesetipp

Luise F. Pusch: *Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik* (1984)

Auf einen Blick

Verwechselt die feministische Linguistik Genus und Sexus, wie oft behauptet wird?

Im Gegenteil: Die feministische Linguistik analysiert das Zusammenspiel von Genus und Sexus besonders genau, anstatt sie zu verwechseln. Sie ist sich der Unterschiede zwischen Genus (grammatisches Geschlecht) und Sexus (biologisches Geschlecht) bewusst.

Sind Wörter wie *Leser* geschlechtsübergreifend?

Sogenannte geschlechtsübergreifend verwendete Maskulina wie *Leser* sind nicht automatisch geschlechtsunspezifisch, obwohl sie oft so verwendet werden. Es gibt eine explizite weibliche Form (*Leserin*), was bei tatsächlich geschlechtsneutralen Wörtern wie *Person* nicht der Fall ist.

Gibt es eine einheitliche Theorie zum Ursprung des grammatischen Geschlechts?

In der Sprachwissenschaft gibt es keine allgemein akzeptierte Theorie zum Ursprung des Genus. Auch über die Funktionen dieser Kategorie in früheren Sprachen und Sprachstufen gibt es keine einheitliche Meinung.

Und anderswo? Ein Blick in andere Sprachen

Ein Streifzug durch die Genderdiskussionen anderer Sprachräume zeigt, dass Deutschland mit seiner Debatte nicht allein ist.

Evelyn Ferstl, Gabriele Diewald, Carolin Müller-Spitzer und Jeanne Wellnitz

Die Sprachen der Welt sind einander, so scheint es zumindest, auf vielerlei Weise ähnlich. Durch Sprache können wir komplexe Sachverhalte ordnen (*denken*), unsere Absichten ausdrücken (*intendieren*) und uns mit anderen Menschen austauschen (*kommunizieren*). Diese Funktionen müssen alle Sprachen erfüllen können.

Auch in ihrem grundsätzlichen Aufbau gleichen sie einander. Angefangen damit, dass wir in allen Sprachen Wörter bilden. Wörter sind größere Einheiten, die erst durch die Kombination kleinerer Einheiten Bedeutung erhalten. Diese kleinen Einheiten nennt man auch *Sprachlaute (Phoneme)*, sie haben für sich genommen keine Bedeutung. Die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten heißen *Morpheme*. Das Morphem *-en* ist beispielsweise eine Plural-Endung im Deutschen und trägt die Bedeutung „Mehrzahl“. Wörter bekommen ihre Bedeutung demzufolge durch die Kombination bedeutungstragender Einheiten, durch gesellschaftliche Übereinkunft, den Gebrauch im Kontext, historische Entwicklungen und durch ihre Beziehungen zu anderen Wörtern.

In allen Sprachen werden aus Wörtern Sätze gebildet, um komplexere Zusammenhänge deutlich zu machen. Deswegen haben auch alle Sprachen Nomina und Verben, durch die wir Sätze überhaupt erst bilden können. Nomina stehen für *Entitäten*, also Personen und Dinge, oder sie bezeichnen Abstrakta wie *Hoffnung*, *Zeit* und *Liebe*. Verben hingegen bringen Ereignisse oder Szenen zum Ausdruck – und zwar durch Handlungen wie *schreiben*, Vorgänge wie *wachsen*, Zustände wie *liegen*. All das haben verschiedene Sprachen gemeinsam.

Doch es gibt auch gravierende Unterschiede zwischen den Sprachen dieser Welt. Zum Beispiel, welche Information unbedingt ausgedrückt werden muss, wenn wir Sätze bilden. So gibt es viele Sprachen, die keine Zeitformen haben (Tempussystem), wie wir es aus dem Deutschen und anderen indo-europäischen

Sprachen kennen. Sprecher*innen solcher Sprachen müssen also nicht in jedem Satz festlegen, ob das Geschehen in der Gegenwart (*sie läuft*), in der Vergangenheit (*sie lief*) oder in der Zukunft (*sie wird laufen*) stattfindet.

Ein Teilbereich der Sprachwissenschaft, die Typologie, beschäftigt sich intensiv damit, diese Ähnlichkeiten und Unterschiede zu beschreiben. Ein sehr wichtiger Unterschied zwischen den Sprachen liegt dabei in der Struktur und den Gebrauchsregeln von Geschlechtsbezeichnungen. In der Forschung werden demzufolge drei Klassen von Sprachen unterschieden: geschlechtslose Sprachen, Sprachen mit natürlichem Geschlecht und Sprachen mit grammatischem Geschlecht. Finnisch etwa kennt kein Geschlecht. Im Englischen hingegen ist die Kategorie Geschlecht nur bei natürlichen Personen relevant. Dies wird vor allem durch die Verwendung der Pronomina *she* und *he* deutlich: *The doctor said he would call tomorrow*. Für unbelebte Dinge oder Tiere ohne bekanntes Geschlecht wird hingegen das Pronomen *it* verwendet, zum Beispiel: *The book is on the table. It is new*. In Sprachen mit grammatischem Geschlecht, wie Französisch, Italienisch oder Deutsch, haben alle Nomina ein Genus, ganz gleich, ob sie Personen bezeichnen oder nicht.

Diese Unterschiede in der Sprachstruktur erklären, warum genderinklusive Sprache nicht überall als gleich wichtig empfunden wird oder nicht die gleichen Herausforderungen mit sich bringt. Im Englischen etwa reicht es aus, ein genderneutrales Pronomen (*they/them*) zu verwenden, um die Pronomen *he* und *she* zu vermeiden – eine minimale Anpassung, die nicht besonders auffällt. In Sprachen mit grammatischem Geschlecht hingegen müssen sich Sprecher*innen immer wieder entscheiden, ob sie feminine oder maskuline Personenbezeichnungen verwenden, oder sie suchen nach neutralen Alternativen. Das Vorhandensein eines grammatischen Geschlechts kann auch eine besondere Herausforderung für das Erlernen der Sprache sein.

Gerade wegen dieser Verschiedenheiten ist ein Blick in andere Sprachräume für die Diskussion im deutschsprachigen Raum interessant. Er zeigt, dass die Diskussionen in Deutschland keine Einzelphänomene sind. Sie werden an vielen Orten auf der Welt geführt.

In diesem Band werfen wir auf vier Doppelseiten einen gezielten Blick auf ausgewählte Sprachen, die in Deutschland eine besondere Rolle spielen – sei es als Minderheitensprache in Grenzregionen (wie Dänisch, Friesisch und Sorbisch) oder weil sie von besonders vielen Menschen mit Migrationsgeschichte gesprochen werden (wie Türkisch, Arabisch, Russisch und Polnisch). Für jede dieser

Sprachen zeigen wir exemplarisch, wie Geschlecht grammatisch markiert wird, welche genderinklusiven Varianten existieren oder diskutiert werden und welche gesellschaftlichen und sprachpolitischen Dynamiken in der jeweiligen Sprachgemeinschaft eine Rolle spielen. Die anerkannte Minderheitensprache Romanes haben wir allerdings an dieser Stelle nicht mit aufgenommen, weil es keine normierte schriftliche Form der Sprache gibt. Sie wird ausschließlich mündlich weitergegeben.

Was haben alle Sprachen gemeinsam?

Es gibt eine kleine Gruppe von Bedeutungen, die in allen Sprachen der Welt vorkommen – egal, wie unterschiedlich die Sprachen sonst sind. Diese Bausteine des Verstehens nennt man *semantische Universalien* oder *semantische Primitive*. Dazu gehören Wörter wie *ich, du, jemand, Menschen* oder auch *denken, wollen, sagen, tun*.

Diese Wörter sind so grundlegend, dass sie sich nicht weiter in einfachere Bedeutungen zerlegen lassen. Die polnische Linguistin Anna Wierzbicka nennt sie das *Alphabet des menschlichen Denkens*. Sie arbeitet an einer Art *Weltsprache der Bedeutungen* (*Natural Semantic Metalanguage*), mit deren Hilfe man die Gemeinsamkeiten aller Sprachen beschreiben kann.

Die Existenz von universellen Primitiven zeigt: Es gibt grundlegende Begriffe, die in allen Sprachen neutral oder allgemein sind (*jemand, Menschen*), aber auch solche, die Geschlecht explizit machen (*Mutter, Bruder*).

Die universellen Primitive zeigen, dass Sprache sowohl geschlechtsneutrale als auch geschlechtsspezifische Ausdrücke kennt – und zwar überall auf der Welt. Die Gender-Debatte ist also kein rein deutsches Phänomen, sondern berührt ganz grundlegende Fragen darüber, wie wir mit Sprache Wirklichkeit und Identität ausdrücken.

Zum Weiterlesen

Falco Pfalzgraf: *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language* (2024)

Marlis Hellinger und Hadumod Bußmann: *Gender across Languages* (2003)

EXPERTIN

Damaris Nübling ist Professorin für Historische Linguistik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. In ihren Arbeiten verbin-

det sie historische Sprachforschung mit aktuellen gesellschaftlichen Fragen zum Geschlecht. Sie ist in vielen Studien und Publikationen der Frage nachgegangen, wie soziale Geschlechterordnungen im Sprachsystem verankert sind.



Was hat Grammatik mit Geschlecht zu tun?

Viele glauben, das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum sei neutral – und Genus eine sprachliche Kategorie ohne Bezug zur realen Welt. Die Linguistik sagt hingegen: Genus und weitere Bereiche unserer Grammatik reflektieren überlieferte soziale Ordnungen. Dafür gibt es zahlreiche Belege, die im öffentlichen Diskurs oft unter den Tisch fallen.

Vor Kurzem fiel mir ein Buch auf, dessen Cover auf einen Blick zeigt, wie ein vermutlich geschlechtsübergreifend gemeintes Maskulinum gründlich missglücken kann. Das Buch handelt von unserem engsten historischen Verwandten und heißt „Der Neandertaler, unser Bruder“. Das Maskulinum *Der Neandertaler* könnte noch geschlechtsübergreifend intendiert sein, das heißt, es könnte alle weiblichen und männlichen Mitglieder der Klasse der Neandertaler einbeziehen. Der Untertitel „300 000 Jahre Geschichte des Menschen“ weist auch darauf hin, dass hier die gesamte Spezies gemeint ist. Doch direkt darauf folgt „unser Bruder“ und auch das Cover zeigt einen bärtigen Mann.

Hier ist etwas ganz Alltägliches passiert: Das sogenannte geschlechtsübergreifende Maskulinum *Neandertaler* kippt schon im nächsten Moment in die männliche, also geschlechtsspezifische, Interpretation. Das Beispiel zeigt, dass das maskuline Genus – eigentlich nur eine grammatische Kategorie – mit dem männlichen Geschlecht gleichgesetzt wurde. Menschen verstehen das Maskulinum offensichtlich nicht immer geschlechtsübergreifend, sondern denken schneller und unmittelbarer an männliche Personen.

Es gibt viele empirische Studien, die diese Verbindung belegen. Das heißt allerdings nicht, dass alle maskulinen Personenbezeichnungen *immer* und *ausschließlich* Männer aufrufen. Beim Verwenden einer maskulinen Personenbezeichnung müssen viele Faktoren berücksichtigt werden: Um welches Lexem (Wort) handelt es sich? Steht das Lexem im Singular oder im Plural, ist es bestimmt (*der Lehrer*) oder unbestimmt (*ein Lehrer*)? Wie stark ist es genderisiert – das heißt, enthält es etwa ein weibliches Stereotyp (*Erzieher*) oder ein männliches (*Pilot*) und so weiter. Im Diskurs rund um Gender kommen solche Differenzierungen zu kurz, was immer wieder zu Missverständnissen führt.

Ein weit verbreiteter Irrtum

Um das Unvermögen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums zu illustrieren, verwenden zahlreiche Leitfäden zu genderinklusive Sprache ein leider irreführendes Rätsel. Es stammt aus dem Englischen und funktioniert im Deutschen überhaupt nicht. Es geht um einen Vater, der einen Unfall mit seinem Sohn hat und dabei stirbt. Der Sohn kommt ins Krankenhaus, dort sagt *ein Arzt*, wahlweise auch *der Chirurg*: „Ich kann nicht operieren. Dies ist mein Sohn.“ Die Auflösung soll dann lauten: *Der Chirurg* ist die Mutter. Doch dieses Beispiel hinkt: Maskuline Personenbezeichnungen, die sich auf eine konkrete

Person beziehen, werden männlich interpretiert; eine Äußerung wie „Dort drüben läuft ein Lehrer“ kann nur einen Mann meinen. Denn einen *weiblichen Lehrer, Arzt oder Chirurg* bezeichnet man als *Lehrerin, Ärztin oder Chirurgin*. Nicht so im Englischen, das im Unterschied zum Deutschen bei Substantiven kein Genus hat. Im Englischen kann *the surgeon* tatsächlich beides bedeuten: *Chirurg* und *Chirurgin*. Der Überraschungseffekt entsteht daher im Englischen ausschließlich durch das soziale Stereotyp, dass *surgeons* vornehmlich Männer seien. Doch im Deutschen bedingen die maskulinen Artikel *der* oder *ein* die Lesart, dass es sich um einen Mann handelt. Das Beispiel zeigt also keinen geschlechtsübergreifenden Gebrauch, da eine Referenz auf eine einzelne, konkrete Person stattfindet, die Mutter. Das Rätsel ist deshalb ungeeignet, die Problematik des geschlechtsübergreifenden Maskulinums im Deutschen zu veranschaulichen.

Solche unsauberen Beispiele stiften viel Verwirrung in der wissenschaftlichen Diskussion, da sie das Problem verfehlen. Aussagekräftiger sind die Ergebnisse zahlreicher psycholinguistischer und korpuslinguistischer Forschungen, die einen informierten Diskurs über Gendergerechtigkeit in unserem Sprachsystem ermöglichen. Es gibt zum Beispiel sogenannte Genus-Sexus-Diskordanzen, wie *das Mädchen*, das semantisch weiblich ist, aber grammatisch im Neutrum steht. Diese Unstimmigkeiten zeigen nämlich: Unsere gesamte Grammatik konserviert historische Gesellschafts- und Geschlechterordnungen. Im Folgenden will ich einige dieser Diskordanzen erläutern.

1. Die Degradierung durch das Neutrum

Die Soziologie unterscheidet drei Geschlechtszustände, die Frauen im Verlauf ihrer Biografie durchlaufen: (a) Mädchen, (b) junge, unverheiratete Frau und schließlich (c) verheiratete Frau und Mutter. Diese Unterscheidung hat sich tief in der Grammatik (und auch in vielen Sprichwörtern) verfestigt.

- (a) *Das Mädchen* bezeichnet eine biologische und sozial noch unreife weibliche Person, hier wird das Nomen über das Diminutivsuffix *-chen* ins Neutrum gesetzt. Das Neutrum wird üblicherweise für Dinge (Sieb, Pult) und Stoffe (Blut, Wasser, Eisen) verwendet.
- (b) *Das Fräulein, das Groupie, das Girl, das Playmate*: Diese Nomen bezeichnen junge, unverheiratete, oft sexualisierte Frauen, die noch mannbar, also heiratsfähig sind.

- (c) *Die Ehefrau, die Mutter*: Im traditionellen Verständnis gilt diese Frau als sozial vollwertig, weil sie einen Mann und Kinder hat. In diesem Stadium erhält sie das passende feminine Genus *die*.

Die Frauenbezeichnungen im Neutrum reflektieren somit grammatisch-subtil, dass die jeweiligen Personen von der sozial für sie vorgesehenen Hauptrolle der Ehefrau und Mutter abweichen, also ihr eigentliches gesellschaftliches Ziel noch nicht erreicht haben.

Dieses Frauenbild findet sich explizit in Wörterbüchern des 19. Jahrhunderts, etwa im *Damen Conversations Lexikon* von 1834–1838. Dort steht unter dem Eintrag „Mutter“ folgendes:

„Die junge Gattin ist Mutter geworden, sie hat ein Anrecht auf die künftige Generation erlangt [...]. Ein neues Dasein öffnet sich ihr mit neuen Pflichten, neuen Freuden, Schmerzen und Entbehrungen. Aber das gerechte Schicksal flicht in die Leiden der liebenden Mutter duftige Blüten der Mutterfreude, die schlaflosen Nächte belohnen sich durch ein einziges Lächeln des Säuglings [...]. Sie hat mit einem Male ihren Beruf erfüllt, den Gipfel ihrer erhabenen Bestimmung erreicht. An den Gatten fesselt sie nun das Band des Blutes, an sein Leben ein drittes [...]. Jedes Weib, das ein Kind geboren, wird edler, erhabener, vollkommener und klarer in seiner Seele. Es ist erst als ‚Mutter‘ vollendetes Weib.“

Das Neutrum wird außerdem öfter genutzt, um eine Frau abzuwerten: *das Luder*, *das Biest*, *das Stück*, *das Merkel*, und auch *das Weib*, dessen pejorisierendes Potential im 19. Jahrhundert entstand. Im Fall von *das Merkel* wurde die ehemalige Bundeskanzlerin als handlungsunfähige Politikerin inszeniert, als Spielball anderer Politiker, ebenso wie durch *Kohls Mädchen*. Auch in bestimmten Dialekten zeigt sich, dass Frauen systematisch durch den Artikel *das* neutralisiert werden, etwa als *das Anna* oder *das Rita*. Auch wenn solche neutralen Artikel vor den Vornamen heute innerhalb einer Familie nicht als negativ empfunden werden, liegt ihr Ursprung in einer Zeit, in der Frauen unmündig waren und einem Familienoberhaupt unterstellt waren, als Ehefrauen, Töchter und Mägde.

Heute hat sich die Rolle der Frau in der Gesellschaft gewandelt, die Ehe ist nicht mehr das höchste Ziel. Aber der Punkt ist: In unserer Grammatik leben diese alten Geschlechterordnungen fort. Sie haben sich im Laufe der Jahrhunderte in der Grammatik festgesetzt.

Männer haben übrigens nur zwei Geschlechtsphasen, für sie sind Heirat oder Vaterschaft irrelevant. Sie teilen sich in junge und erwachsene Männer und haben dabei immer das geschlechtlich passende maskuline Genus, egal wie alt sie sind: *der Bengel, der Knabe, der Kerl, der Bub, der Junge* und ebenso *der Mann*.

Eine Ausnahme ist die Verniedlichungsform (Diminutiv) mit der Silbe *-chen* oder *-lein*: Sie steht immer im Neutrum. Daher gibt es auch *das Jüngelchen* oder *das Bübchen*. Das wird allerdings sehr selten verwendet, die üblichen Bezeichnungen für Jungen bleiben im Maskulinum – im Gegensatz zum verpflichtenden Neutrum bei *das Mädchen*, zu dem es kein feminines Äquivalent gibt. Eine Diminutivform leistet neben dem Neutrum semantisch eine Verkleinerung, Verniedlichung und oft auch Entmächtigung.

Wenn Männer allerdings von gesellschaftlichen Männlichkeitsnormen abweichen, können auch sie in das „falsche“ Genus rutschen. Sie werden dann ins Femininum verschoben, als Ausdruck der symbolischen Exkommunikation aus der Kategorie „Mann“.

2. Das Femininum als Mittel der Herabwürdigung

Homosexuelle Männer oder Männer, denen wenig Mut unterstellt wird, werden grammatisch wie Frauen behandelt, um sie abzuwerten: *die Schwuchtel, die Tunte, die Tucke*, auch *die Memme* sind feminine Bezeichnungen für Männer, die nicht den traditionellen Rollenvorstellungen entsprechen. Das Femininum *Schwester* wird ebenfalls oft in homosexuellen Beziehungen verwendet. Hintergrund für dieses Genus ist, dass Männer hier Männer begehren – und das ist nach früherer gesellschaftlicher Vorstellung nicht vorgesehen. Das abweichende Genus ist kein Zufall, sondern eine grammatisch verfestigte Form sozialer Stigmatisierung.

3. Selbst bei Tieren verweist Genus auf Geschlecht

Auch bei Tieren wird das grammatische Geschlecht als Hinweis auf das biologische interpretiert – insbesondere bei Säugetieren und in der Kinderliteratur. In Kinderbüchern wie *Biene Maja* werden die Tierfiguren häufig nach ihrem Genus vergeschlechtlicht: Obwohl *der Käfer* ein geschlechtsneutraler Begriff ist – es gibt keine *Käferin* –, wurde er *Kurt* genannt, und nicht etwa *Käfer Kathrin*. Und das sind keine Einzelfälle, wie eine korpuslinguistische Auswertung von 74 Kinderbüchern zeigt: Insgesamt stimmen Genus und zugewiesenes Geschlecht in 90 Prozent der Fälle überein. *Die Raupe*, *die Eule* bekommen weibliche Namen, *der Hund* oder *der Hase* männliche. Neutrale Tierbezeichnungen wie *Eichhörnchen* oder *Schwein* werden zu 70 Prozent männlich eingeordnet.

Hund und *Hase* beziehen sich auf männliche und weibliche Tiere, so wie *Mensch* und *Person*. Das zeigt sich vor allem daran, dass man fragen kann: Ist dieser Hund ein Weibchen oder ein Männchen? Selbstverständlich kann *ein Hund* Junge säugen, *ein Hund* kann auch Junge zeugen. Das Geschlecht ist eigentlich egal, denkt man zumindest. Allerdings hat erst kürzlich eine korpuslinguistische Untersuchung von sehr großen Textmengen – ganze Jahrzehnte an Zeitungen wurden ausgewertet – gezeigt, dass *ein Hund* im Zusammenhang mit weiblichen Tätigkeiten meistens in das Femininum *Hündin* überführt wird. Das heißt, wenn von *Junge säugen* oder auch nur *trächtig* oder *schwanger sein* die Rede ist, spricht man eher von *Hündin* als von *Hund*. Dies zeigt uns, dass das maskuline Genus von *Hund* wie auch das von anderen Tieren wie *Elefant* eine männliche Vorstellung hervorruft, die schlecht zu weiblichen Verrichtungen passt. Eine *Giraffe* aber kann ohne Weiteres trächtig sein oder Junge säugen, hieraus wird nur selten *die Giraffenkuh* gebildet. Das feminine Genus von *Giraffe* reicht aus. Genus hat also noch mehr mit Geschlecht zu tun, als man bislang ahnte.

Das ist ein weiterer Beleg dafür, dass das geschlechtsübergreifende Maskulinum nicht wirklich neutral ist, denn es reicht nicht aus, um weiblich markierte Kontexte zum Beispiel rund um Schwangerschaft zu beschreiben. Bei maskulinen Tierbezeichnungen findet eine geschlechtsbezogene Nachsteuerung statt, die beweist, dass Grammatik und Geschlecht eng miteinander verknüpft sind.

Auch die Syntax, also die Anordnung von Satzteilen, bringt Geschlechterordnungen zum Ausdruck.

4. Der Mann wird zuerst genannt

Binomiale, also Paarformen wie *Mann und Frau*, *Vater und Mutter* oder *Bruder und Schwester*, wirken auf den ersten Blick normal, spiegeln aber gesellschaftliche Machtverhältnisse wider. Binomiale sind zwei Substantive – hier Personenbezeichnungen –, die durch *und* beziehungsweise *oder* verbunden sind. Die Reihenfolge ist dabei nicht zufällig, sondern folgt traditionellen Hierarchien. Das hat meine Doktorandin Anne Rosar in einem Korpus von Artikeln aus „Zeit“ und „Spiegel“ über die letzten 70 Jahre untersucht. Männer stehen fast immer zuerst. Man denke nur an *Adam und Eva* oder *Romeo und Julia*.

Das ist kein Zufall, sondern tief in unserem Sprachgebrauch verankert. Und diese Ordnung ist immer noch dominant. Auch wenn sie sich in manchen Bereichen, etwa durch Debatten über Mütterrechte, lockert und sich sogar eine leichte Umkehr andeutet: Im Plural sagen wir mittlerweile öfter *Mütter und Väter* (*kämpfen für ihre Rechte*) als umgekehrt. Im Singular, wo man eher an das Elternpaar denkt, bleibt dagegen die klassische Reihenfolge *Vater und Mutter* bestehen.

Diese Asymmetrie zeigt, wie Sprache dazu beiträgt, soziale Ordnungen zu stabilisieren, ohne dass wir es bemerken. Jedes Mal, wenn wir *Mann und Frau* statt *Frau und Mann* sagen, bestätigen wir unbewusst eine traditionelle Ordnung, selbst wenn keine Hierarchie intendiert sein mag.

Bei Koseformen für Eltern und Großeltern hingegen werden interessanterweise zuerst die Frauen genannt: *Oma und Opa*, *Mama und Papa*. Das zeigt: In familiären und emotionalen Kontexten tritt aus der Kinderperspektive die Mutter meist an die erste Stelle – ein Zeichen für traditionelle Rollenbilder, besonders innerhalb von Familienbeziehungen.

5. Die Gendergrenzen von Namen verschieben sich

Ich beschäftige mich schon lange mit Namensforschung und dort zeigen sich ebenfalls Geschlechterordnungen, was man so zunächst nicht vermutet. Hier geht es allerdings mehr um die Lautstruktur, aber auch die gehört zur Grammatik der Sprache, ähnlich wie das Genus. Das heißt: Vornamen sind wichtige Marker der gesellschaftlichen Geschlechterordnung. Man hört ihnen ihr Geschlecht meist an, sogar dann, wenn sie unbekannt sind. Sie sind schon auf der lautlichen Ebene stark gegendert und folgen klaren phonetischen Mustern: Weibliche Namen enden meist auf *-a* oder *-e*, sind mehrsilbig und betonen oft

nicht die erste Silbe (*Katharina*). Männliche Namen sind kürzer, oft sogar einsilbig, härter und enden häufiger auf Konsonanten (*Heinz*). Diese Klangmuster prägen früh unsere Wahrnehmung von Geschlecht. Seit den 2000er-Jahren beobachten wir ein *onymisches Degendering*. Das bedeutet, Geschlechtsmarkierungen werden aus Eigennamen entfernt, genauer: Eltern wählen solche Mädchen- und Jungennamen, die sich klanglich ähnlicher sind. Jungen erhalten beispielsweise zunehmend weiblich klingende Namen wie *Noah* oder *Luca*. Umgekehrt passiert das weniger: Mädchen bekommen keine Namen mit männlichen Klangmustern – also harten Konsonanten am Ende (*Max*, *Mark*) oder in der Mitte des Namens (*Lukas*, *Niklas*) oder gar einsilbige Namen. Ihre Namen wurden aber im Laufe der Jahrzehnte kürzer, von früher oft viersilbig (*Katharina*) zu heute meist zweisilbig (*Lea*). Insofern haben sie sich an die kurzen Männernamen angeglichen. Einzelne Ausnahmen weiblicher Vornamen mit männlichem Klangmuster sind *Ruth*, *Astrid* und *Judith*. Ansonsten haben sie mehrere Silben, enden auf *-a* oder *-e* und enthalten viele Vokale und weiche Konsonanten wie *l*, *m* oder *n*: *Leonie*, *Mila*, *Mia*, *Lena*, *Laura*, *Luna*.

Der sprachliche Trend zur Aufweichung traditioneller Geschlechternormen bei Vornamen verläuft heute also asymmetrisch. Jungennamen werden im Klang weiblicher, was gesellschaftlich mit der Übernahme bislang als weiblich geltender Tätigkeiten (etwa Kinder zu versorgen) durch Männer korreliert. Die Normen für weibliche Namen sind enger und starrer: Mädchennamen enden mehr denn je auf *-a* und enthalten weiche und sehr feminin wirkende Klangmuster.

Fazit

Unsere Grammatik birgt jahrhundertealte Geschlechterordnungen – im Genus, in der Reihenfolge von Paarformen und in der Namensgebung. Wenn bestimmte Frauen immer wieder neutralisiert oder verachtete Männer feminisiert werden, ist das kein Zufall, sondern ein grammatisch kodiertes Machtgefälle. Selbst Tiere in Kinderbüchern werden nach ihrem grammatischen Genus vergeschlechtlicht. Das zeigt: Grammatik ist nicht von der Gesellschaft entkoppelt und neutral. Grammatik transportiert tradierte Geschlechterordnungen, reflektiert aber auch gesellschaftliche Veränderungen. Sprache verändert sich immer mit, wenngleich verzögert.

Zum Weiterlesen

Damaris Nübling: *Geschlecht in der Grammatik. Am Beispiel von Klangmustern bei Vornamen und Devianzen zwischen Genus und Geschlecht* (2024)

Helga Kotthoff & Damaris Nübling: *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht* (2024)

Damaris Nübling: *Genus, Sexus, Gender. Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung* (2020)

Anne Rosar: *Mann und Frau, Damen und Herren, Mütter und Väter – Zur (Ir-) Reversibilität der Geschlechterordnung in Binomialen* (2022)

Damaris Nübling: *Zur lexikografischen Inszenierung von Geschlecht – Ein Streifzug durch die Einträge von Frau und Mann in neueren Wörterbüchern* (2009)

Hör Tipp

Damaris Nübling im Podcast „Con & Pro“: *Die Kritik am Gendern basiert oft auf albernem Übertreibungen* (2021)

Auf einen Blick

Ist die Grammatik ein neutrales Regelsystem?

Grammatik existiert nicht losgelöst von der Gesellschaft, sondern konserviert historische und auch aktuelle Geschlechternormen. Grammatische Phänomene wie Genus oder auch der Klang von Vornamen sind keine zufälligen Erscheinungen, sondern sie reflektieren tief verankerte asymmetrische Machtstrukturen zwischen Männern und Frauen. Sie verändern sich allerdings, wenngleich zeitlich verzögert, mit der Gesellschaft.

Wie wirken grammatische Strukturen auf unsere Wahrnehmung von Geschlechtern?

Sehr subtil, da grammatische Phänomene meist unter der Wahrnehmungsgrenze liegen. Man bemerkt sie in der Regel nicht – und dadurch werden grammatisch verfestigte Muster, die Geschlechterordnungen transportieren, immer wieder unbewusst reproduziert – etwa wenn Männer, die nicht dem hegemonialen Männlichkeitsideal entsprechen, sprachlich manchmal ins Femininum verschoben werden (*die Schwuchtel*, *die Memme*). Solche Ausdrücke symbolischer Ausgrenzung werden durchaus wahrgenommen und können Personen diskriminieren, die sich nicht gemäß der tradierten Geschlechterrolle verhalten.

Welche Rolle spielt die Reihenfolge von männlichen und weiblichen Personenbezeichnungen in der Sprache?

Die Reihenfolge von Paarformen wie *Mann und Frau*, *Vater und Mutter*, *Bruder und Schwester* oder *Hänsel und Gretel* ist nicht zufällig. In der deutschen Sprache werden männliche Bezeichnungen traditionell zuerst genannt. Diese sprachliche Ordnung stabilisiert soziale Hierarchien oft unbewusst. Zwar gibt es in manchen Bereichen, etwa bei *Mütter und Väter*, eine leichte Umkehr, doch insgesamt bleibt die klassische Reihenfolge bestehen und zeigt, wie Sprache gesellschaftliche Asymmetrien festschreibt.

Und anderswo?

Englisch, Dänisch und Friesisch

Von Jennifer Spatz und Jeanne Wellnitz

Zur Familie der germanischen Sprachen gehören 15 Sprachen mit weltweit 500 Millionen Sprecher*innen. Germanische Sprachen wie Dänisch, Norwegisch und Schwedisch sowie Teile des Friesischen haben zwei Genera: das Utrum und das Neutrum. Das Utrum ist ein gemeinsames Genus für das, was im Deutschen Maskulinum und Femininum ist. Wenige germanische Sprachen, darunter das Deutsche, haben heute noch drei Genera (*der, die, das*). Auch Englisch gehört übrigens zu den Germanischen Sprachen und ist sogar die am weitesten verbreitete. Sie hat bei Personenbezeichnungen kein grammatisches Geschlecht. Entsprechend unterschiedliche Wege gehen demzufolge die Sprachgemeinschaften, wenn es um genderinklusive Formen geht.

Englisch

Nomen wie *manager, minister* und *lawyer* klingen aus deutscher Perspektive männlich, weil sie auf *-er* enden – und das kennen wir aus Wörtern wie *Lehrer* oder *Schüler*. Für Menschen mit Englisch als Erstsprache sind solche Substantive hingegen neutral, weil es kaum feminine Äquivalente gibt – bis auf wenige Ausnahmen, etwa *actor/actress* oder *waiter/waitress*. Die britische Zeitung „Guardian“ hat in ihrem Styleguide jedoch festgelegt, nur *actor* zu verwenden.

Um das zu verstehen, ist es wichtig, den Unterschied zwischen Wörtern wie *actress* im Englischen und *Schauspieler*in* im Deutschen zu kennen. Man kann die beiden femininen Endungen nämlich nicht miteinander vergleichen. Das haben Anatol Stefanowitsch und Kirsten Middeke vom Institut für Englische Philologie der Freien Universität Berlin 2023 in einer Untersuchung gezeigt: Als das Suffix *-ess* ab dem 13. Jahrhundert über französische und lateinische Lehnwörter in die englische Sprache kam, hatte das Englische sein grammatisches Geschlechtssystem nämlich bereits verloren. Personenbezeichnungen wie *manager* wurden zu jener Zeit also gar nicht männlich interpretiert. Während das Suffix also ursprünglich dazu diente, weibliche Entsprechungen zu lexikalisch männlichen Personennamen zu bilden – etwa Substantive, die sich

auf Mitglieder des Klerus oder den Adel beziehen –, entwickelte –ess sich allmählich zu einem Suffix, das weibliche Stereotypen hervorrief.

Das ist ein grundlegender Unterschied zur deutschen –in-Movierung und der Grund, das –ess als produktives Derivationsmorphem verschwand, das heißt: Es kommt nicht mehr häufig vor. Basierend auf einer empirischen Analyse von etwa 780 Ableitungen und Lehnwörtern, die im Oxford English Dictionary und verschiedenen großen Korpora dokumentiert sind, haben Stefanowitsch und Middeke diese Veränderung nachvollzogen.

Deshalb deklariert der „Guardian“ das Wort *actress* als veraltet. Bereits in den 1970er- und 1980er-Jahren forderten Schauspielerinnen als *actor* bezeichnet zu werden, weil *actress* nun einmal nicht eine weibliche Schauspielerin bezeichnet, sondern als Stigma empfunden wurde. Die Schauspielerin Whoopi Goldberg brachte es in einem Interview mit dem „Guardian“ auf den Punkt: „An actress can only play a woman. I’m an actor – I can play anything.“

Das Englische unterliegt verschiedenen nationalen und regionalen Standards und es gibt überregional verbreitete Wörterbücher. Das bekannteste und größte Wörterbuch ist das Oxford English Dictionary. Das älteste US-amerikanische Wörterbuch ist das Merriam-Webster. Dieses hat 2019 *they* als Bezeichnung für nichtbinäre Personen im *Singular* aufgenommen, das sogenannte *singular they*. Denn die Plural-Pronomen *they* und *them* funktionieren mittlerweile als neutrale Pronomen für Einzelpersonen. Die deutsche Entsprechung für *they* ist *sie* im Plural (They talk to each other/Sie sprechen miteinander), die für *them* ist *ihnen*, wie in *Wir helfen ihnen*. Dass die Pronomen neutral fungieren können, war im Englischen bereits im 14. Jahrhundert üblich. Damals wurde *they/them* aber hauptsächlich benutzt, wenn unbekannt war, welches Geschlecht die Person hat. Erst heute verwenden Sprecher*innen die Pronomen explizit für geschlechtsneutrale Bezeichnungen.

Dänisch

Da Dänemark ein Nachbarland Deutschlands ist, leben viele Dänischstämmige auch seit vielen Generationen in Deutschland. In Schleswig-Holstein gibt es etwa rund 50 000 Sprecher*innen. Was in der dänischen Rechtschreibung als richtig und was als falsch gilt, entscheidet der dänische Sprachrat, der Dansk Sprognævn. Er gibt auch das dänische Rechtschreibwörterbuch Retskrivningsordbogen heraus. Im Jahr 2023 hat der Rat darin wenige Personenbezeichnungen um eine feminine oder maskuline Variante ergänzt. Die Wissenschaftlerin

Margrethe Heidemann Andersen hat daran mitgewirkt und sagte dem „Guardian“: „Wir haben Listen mit allen Wörtern erstellt, die auf *-mann* und *-frau* enden, und sie dann einzeln überprüft, um zu sehen, ob wir ein Gegenstück mit den Endungen *-frau*, *-mann* oder möglicherweise *-person* schaffen sollten.“ Das Dänische ist voll von Bezeichnungen, die auf *-mand* (maskulin) oder *-kvinde* (feminin) enden – aber nicht alle Begriffe auf *-mand* will der Rat mit einem Pendant versehen. So bezeichnet das Wort *nordmand* Norweger als solche, also eine Gruppe von Menschen, daher brauche es kein feminines Gegenstück – so die Einschätzung des Rats.

Im Sommer 2025 wurden zusätzlich zu *han* (er) und *hun* (sie) die neutralen Pronomen *de* und *hen* für nichtbinäre Personen im digitalen Nachschlagewerk *Nye ord i dansk 1955 til i dag* aufgelistet – und damit als beobachtete Formen im Sprachgebrauch dokumentiert. Das neutrale Pronomen *hen* gibt es auch im Norwegischen und Schwedischen. Laut einer Umfrage möchte der Großteil der nichtbinären Personen mit *de* angesprochen werden.

Friesisch

Im Nordfriesischen können alle sprechen und schreiben, wie sie möchten, und auf diese Weise niederschwellig neuartige Formulierungen einführen. Es existieren zwar zahlreiche Wörterbücher und Grammatiken, aber keine offizielle sprachnormierende Instanz. Ein viel genutztes Online-Wörterbuch ist das des Friesenrats, das vom Hochdeutschen ins Mooring und ins Söl'ring übersetzt. Mooring ist eine nordfriesische Mundart auf dem Festland und Söl'ring ist eine nordfriesische Mundart der Insel Sylt. Repräsentativ für den gemeinsamen Dialekt der Inseln Föhr und Amrum ist aktuell das 2023 erschienene Wörterbuch *Nei Fering-Öömrang Wurdenbuk*. Die nordfriesischen Mundarten unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihres Wortschatzes, sondern auch in Bezug auf die Genera: Im Festlandnordfriesischen gibt es überall drei Genera. Im Inselnordfriesisch sind es in der Regel nur noch zwei – das Femininum wurde entweder vom Maskulinum oder vom Neutrum geschluckt.

Christoph Winter von der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel sagt dazu: „Obwohl das Nordfriesische eigentlich recht flexibel ist, scheinen viele Sprecher*innen doch recht konservativ und traditionell zu sein“. Außerdem nimmt die Zahl der Kinder, die Nordfriesisch lernen, ab.

Christoph Winter und auch seine Hilfskraft Johannes Friehs erwarten in näherer Zukunft keine großen Sprünge in Richtung genderinklusive Formulierungen

im Nordfriesischen. Friehs hat im Rahmen seiner Bachelorarbeit etwa zweisprachige Internetseiten untersucht und gezeigt, das genderinklusive Formen beim Übersetzen ins – wohl geschlechtsübergreifend gemeinte – Maskulinum überführt werden. Während auf den Webseiten im Standarddeutschen *Teilnehmer*innen* steht, findet sich im friesischen Dialekt Mooring das Wort *diiljnaa-mere*, also *Teilnehmer*.

Allerdings nehme gleichzeitig seit einigen Jahren die Beidnennung zu, sagt Christoph Winter. So gibt es mittlerweile im Mooring nicht nur den *formoon* (Vorsitzender), sondern auch die *forwüset* (Vorsitzende). Andere Begriffe werden stattdessen nur über den Artikel angepasst wie *di schölmäister* (der Lehrer) und *jü schölmäister* (die Lehrerin) im Mooring oder *a daanser* (der Tänzer) und *at daanser* (die Tänzerin) im Fering. Im Plural kommt Genus in der Regel nicht zum Ausdruck.

Aus Sicht von Johannes Friehs könnte sich das Suffix *-ster* zu einer genderinklusive Wortendung entwickeln, wenn es denn den Willen der nordfriesischen Sprechergemeinschaft dazu gäbe. Die Endung wird mitunter als feminine Endung verwendet, aber es gibt auch Wörter wie *di/jü ârwster* (der Erbe/die Erbin), bei denen nur durch umliegende Wörter ersichtlich wird, welches Genus das Wort im spezifischen Kontext hat. Das ist vergleichbar mit *die Lehrende* oder *der Lehrende*. Das bereits bestehende Suffix *-ster* könnte sich das Nordfriesische also zunutze machen und damit genderinklusiver werden. Friehs schätzt die Bereitschaft zum Wandel allerdings eher gering ein.

EXPERTIN

Carolin Müller-Spitzer leitet am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache das Projekt *Empirische Genderlinguistik* und den Programmbereich *Lexik empirisch und digital*. Sie habilitierte im Fach germanistische Linguistik an der Universität Mannheim im Jahr 2016 und wurde

dort im Jahr 2018 zur außerplanmäßigen Professorin ernannt. Sie führt empirische korpuslinguistische Analysen durch, um Fragen nach Sprache und Geschlecht zu untersuchen. Sie bringt sich immer wieder in die öffentlichen Debatten zum Thema ein.



Ist Gendern zu aufwendig?

Oft heißt es, Gendern verändere unsere Sprache zu stark. Dabei gibt es alltagstaugliche Lösungen, die zeigen: genderinklusives Schreiben muss kein sehr tiefer Eingriff in die Sprache sein. Flexibles Gendern lautet das Stichwort.

Im Jahr 2022 hat Olaf Scholz in seiner Neujahrsansprache kein einziges geschlechtsübergreifend verwendetes Maskulinum benutzt. Der ehemalige Bundeskanzler hat gegendert! Aber es ging kein Aufschrei durch die Medien wie beispielsweise zwei Jahre zuvor bei Anne Will. Die Journalistin hatte in ihrer Talkshow bei der Ankündigung eines Gastes vom „Bund der Steuerzahler*innen“ gesprochen. Das gefiel vielen nicht. Warum wurde dann nicht auch bei Olaf Scholz gemeckert? Vermutlich, weil es niemandem auffiel.

Die Rede enthielt nämlich durchgängig Paarformen wie *Mitbürgerinnen und Mitbürger*, geschlechtsneutrale Ausdrücke wie *Eltern, Familien, Geimpfte, Menschen* und Formulierungen wie „es haben sich 60 Millionen impfen lassen“ oder „ich möchte *allen* danken“. Das zeigt, dass es zahlreiche Mittel gibt, genderinklusiv zu schreiben und zu sprechen. Die Menschen nehmen einige dieser Wendungen gar nicht als Gendern wahr. Die Strategien für einen sensibleren Sprachgebrauch sind facettenreicher, als viele denken.

Trotzdem werden lautstarke Stimmen nicht müde, vor schweren Verwerfungen zu warnen: Gendern sei eine „Blockwörterinnenhafte Durchsetzung von Sprech-Vorschriften“, heißt es dann bei „perlentaucher“, es vergehe sich an unserem höchsten „Kulturgut“, warnt ein anderer in der Zeitschrift „Aus Politik und Zeitgeschichte“, gar eine „Zerstörung des Deutschen“ wird in einem „Welt“-Gastbeitrag befürchtet. Abgesehen davon, dass es jeder Person freistehen sollte, ob sie genderinklusive Sprache nutzen möchte oder nicht: Wie plausibel sind diese Befürchtungen? Wird unsere Sprache eine andere, wenn wir geschlechtsübergreifend verwendete Maskulina vermeiden? Ist sie dann eine *Gendersprache*, die sie vorher nicht gewesen ist?

Wie Gendern Texte verändert

Wir sind all diesen Fragen in einer großen empirischen Analyse nachgegangen. Wir wollten wissen: Wie viele Wörter wären betroffen, wenn man einen Text genderinklusiv umformulierte? Anlass waren die oft vorgebrachten Argumente, dass Gendern Texte zu lang und kompliziert mache oder, dass dadurch gar Deutsch schwerer erlernbar wäre. Solche gravierenden Auswirkungen erschienen vor allem dann plausibel, wenn sich genderinklusiv formulierte Texte tatsächlich stark von nicht gegenderten unterschieden. Wir haben uns also gefragt: Wie groß ist der Unterschied, wenn Texte auf diese Weise verändert werden? Dazu gab es bis vor Kurzem keine empirischen Daten. Es ist auch sehr aufwendig, das zu untersuchen. Man muss manuell in Texten markieren,

welche Textstellen wirklich von Änderungen betroffen wären, denn maskuline Personenbezeichnungen sind mehrdeutig. Sie können sich auf Männer beziehen – dann sind sie *geschlechtsspezifisch*. Sie können sich aber auch auf alle möglichen Menschen beziehen, nämlich immer dann, wenn die Geschlechtsidentität der benannten Person oder einer Gruppe unbekannt oder irrelevant ist; dann werden sie *geschlechtsübergreifend* eingesetzt. Diese unterschiedlichen Verwendungen sieht man den Wörtern nicht an, deshalb kann auch keine Maschine sie sicher automatisch einteilen. Sie können immer nur im Kontext interpretiert werden – und zwar bislang nur von Menschen. Das kann man gut an diesen Beispielen aus dem „Spiegel“ sehen. Achten Sie auf das Wort *Manager*:

a) „Für einen Mann, der soeben eines der größten Umweltdesaster der letzten Jahrzehnte hinter sich hat, wirkt Phil Evers erstaunlich gelassen. Der schlanke Enddreißiger mit dem gepflegten Dreitagebart trägt Jeans und eine gewachste Sportjacke, an der die eiskalten Regentropfen genauso abperlen wie die unangenehmen Fragen, mit denen *der Manager* konfrontiert wird.“

b) „SPIEGEL: Können künftig nur noch Unternehmen erfolgreich arbeiten, die ihre Mitarbeiter leistungsorientiert bezahlen oder mit Aktienoptionen belohnen? Schumacher: Die Mitarbeiter werden auf jeden Fall stärker motiviert, wenn wir erfolgsorientierte Konzepte einführen. Bei uns bekommt schon heute *der Manager* der obersten Führungsebene nur 20 Prozent seines Einkommens fest.“

Wir sehen, dass die Form *der Manager* an der Textoberfläche gleich ist, aber im ersten Beispiel ist klar, dass es um eine konkrete männliche Person geht (*spezifisches Maskulinum*). Im zweiten Beispiel ist das Wort unbestimmt. Auch eine Managerin der obersten Führungsebene würde wohl erfolgsorientiert bezahlt. Man kann es demnach geschlechtsübergreifend verstehen, ohne genau zu wissen, wen der interviewte CEO meinte. Das gilt übrigens auch für die *Mitarbeiter* am Satzanfang.

Diese Mehrdeutigkeit des Maskulinums wird in der Debatte mitunter missachtet oder schlicht vergessen. Dabei bedeutet dieser Umstand, dass wir auch bei geschlechtsübergreifend eingesetzten Maskulina, der traditionellen Sprachform, nachdenken müssen: Wer ist gemeint? Also auch hier gibt es kognitiven Aufwand; und dieser muss nicht notwendigerweise weniger sein als bei genderinklusiven Formen.

Wir sehen auch immer wieder im Sprachgebrauch, dass die Mehrdeutigkeit explizit aufgenommen und aufgelöst wird, wenn dies im Kontext wichtig ist. Hier zwei Beispiele aus Neujahrsansprachen, die erste ist vom ehemaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss 1956: „Was ich jetzt sage, gefällt vermutlich vielen *Verbandsgeschäftsführern*, auch manchen *Bürgermeistern* gar nicht, aber vielen *Frauen* und *Müttern*, das wird mir ein Trost sein. [...]“

An dieser Stelle wird deutlich, dass Heuss unter *Verbandsgeschäftsführern* und *Bürgermeistern* nur Männer versteht, denn sonst würde er die *Frauen* nicht extra nennen. Das zweite Beispiel ist aus einer Neujahrsansprache vom ehemaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt 1982: „Lassen Sie uns gemeinsam dafür sorgen, dass *kein Jugendlicher* resignieren muss, der eine Ausbildung sucht. Ausdrücklich schließe ich vor allem die *Mädchen* ein, die in der beruflichen Bildung immer noch zu kurz kommen.“

Hier war anscheinend das Bedürfnis da, deutlich zu zeigen, dass mit dem Maskulinum im Singular *kein Jugendlicher* auch Mädchen gemeint sind.

Was ist Korpuslinguistik?

Die Korpuslinguistik ist ein Teilgebiet der Sprachwissenschaft, das auf der Auswertung großer Textsammlungen – sogenannter Korpora – basiert. Diese bestehen aus authentischen Sprachdaten wie Zeitungsartikeln, literarischen Texten, Interviews und Social-Media-Beiträgen. Mithilfe spezieller Software werden darin sprachliche Muster, Strukturen und Häufigkeiten untersucht. So lässt sich beispielsweise analysieren, wie oft bestimmte Wörter oder Formen verwendet werden, in welchen Kontexten sie auftreten und ob verschiedene gesellschaftliche Gruppen sie auf unterschiedliche Weise nutzen. In der Genderlinguistik ist die Korpuslinguistik wichtig, um fundierte Aussagen über den realen Sprachgebrauch zu treffen, etwa über die Verbreitung und Nutzung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums. Der große Vorteil der Korpuslinguistik liegt in der empirischen Basis: Sie ermöglicht überprüfbare Erkenntnisse jenseits von Einzelmeinungen, Selbstbefragungen (Introspektion) und Sprachgefühl.

Was haben wir also in unserer Studie gemacht? Als Erstes haben zwei Personen in den über 250 Texten unseres Untersuchungskorpus unabhängig voneinander eingetragen, welche Wörter genau verändert werden müssten, wenn die Texte genderinklusiv werden sollten. Dieser Prozess war sehr aufwendig und dauerte mehr als 300 Stunden. Dabei haben sie alles mitgezählt, was sich verändern würde, also die Nomen (wie *Forscher*), die Artikel (wie *der* oder *einer*), Adjektive (wie *junger* oder *interessanter*) und Pronomen (wie *er* oder *seiner*). Das überraschende Ergebnis: Im Durchschnitt sind es weniger als ein Prozent aller Wörter, die man genderinklusiv umtexten müsste, wenn man denn wollte. Das ist weniger, als vermutlich die meisten denken. Allein wenn ich bei Vorträgen mein Publikum – und es sitzen oft mehrere Dutzend Leute im Saal – schätzen lasse, wie viel Prozent es sind, antwortet es meist sieben oder zehn Prozent.

Vor diesem Hintergrund frage ich mich, ob genderinklusive Sprache tatsächlich ein so großes Hindernis für das Verstehen und Erlernen der deutschen Sprache sein kann. Ist es wirklich größer als die kognitive Leistung, die wir erbringen, wenn wir die Verwendung von Maskulina deuten?

Dann wäre da noch der zweite Vorwurf, dass Gendern Sätze lang mache. Zunächst möchte ich einwenden: Nicht alle Strategien genderinklusive Formulierens machen Texte länger. Es gibt kurze Alternativen, etwa *Lehrkräfte* statt *Lehrer* oder *Team* statt *Mitarbeiter*. Es muss auch nicht überall ein Stern oder Doppelpunkt eingesetzt werden. Das Deutsche ist reich an Alternativen. Wissen das auch professionelle Schreiber*innen? Das wollten wir herausfinden.

Samira Ochs und Jan Oliver Rüdiger, beide arbeiten am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in der Abteilung *Lexik*, haben etwa untersucht, wie oft Genderzeichen in den Medien vorkommen. Sie haben dafür 15 Tageszeitungen und Zeitschriften analysiert. Das Ergebnis: Nur zwei von 10000 Wörtern enthalten ein Genderzeichen, zumeist den Stern oder den Doppelpunkt. In unserem Datenset war auch die Berliner Tageszeitung „taz“. Die Redaktionsleitung lässt es dem Team frei, wie sie gendern, und ist bekannt dafür, Genderzeichen zu nutzen. Von dieser Quelle stammen also die meisten Genderzeichen, ganze 94 Prozent unseres Datensets. Das Interessante ist allerdings: Selbst dort sind sie im Vergleich zur Gesamtzahl der Wörter selten: Innerhalb von acht Jahren wurden nur 0,14 Prozent aller Wörter mit Genderzeichen versehen. Das ist jedes 700ste Wort.

Ähnlich verhält es sich bei den Webseiten von Städten: Wir haben uns besonders die der Stadt Hamburg angeschaut, weil es dort ein Volksbegehren

gab, das verlangte: „Schluss mit Gendersprache in Verwaltung und Bildung“. Es scheiterte an zu wenigen Unterschriften. Wir wollten wissen: Werden wirklich so viele Genderzeichen in offizieller Sprache verwendet, wie von den Verantwortlichen der Initiative behauptet? Wird Deutsch durch Gendern selbst für deutschsprachige Menschen zu einer Fremdsprache, wie sie befürchten? Wir haben für diese Analyse alle Texte des gesamten Webauftritts der Stadt Hamburg analysiert und dabei festgestellt, dass nur jedes 3 000ste Wort auf der Webseite ein Genderzeichen enthält. Umgerechnet auf Standard-DIN-A4-Seiten bedeutet das, dass man sieben Seiten blättern müsste, um auf eine Form mit dem Genderstern zu stoßen.

Trotz dieser Befunde werden in der Diskussion oft polemisch zugespitzte Beispiele verwendet, die die Sprachgemeinschaft überzeugen sollen, dass es doch unmöglich sei, elegant und genderinklusiv zu schreiben. Wer möchte schon den folgenden Satz lesen, der in der Hamburger Volksinitiative als ein abschreckendes Beispiel genannt wird: *Danach stellte jeder/jede Bürger*innenmeister*innen*kandidat*in seine/ihre Ziele für den Fall seiner/ihrer Wahl vor.* Die Initiative sieht als einzig passende Alternative diesen Satz: *Danach stellte jeder Bürgermeisterkandidat seine Ziele für den Fall seiner Wahl vor.* Ich habe einen anderen Vorschlag: *Danach stellen alle Bürgermeisterkandidat*innen ihre Ziele vor, sollten sie die Wahl gewinnen.* Denn in sprachwissenschaftlich fundierten Empfehlungen heißt es klar: Zusammensetzungen – auch Komposita genannt – müssen nicht an jeder Stelle gegendert werden. Wer verlangt ernsthaft, dass *Bürger*innenmeister*innen*kandidat*innen* geschrieben werden sollte? Ich bin gespannt auf einen Beleg.

Doch um die Häufigkeit solcher komplizierten Formulierungen zu überprüfen, lohnt sich ein Blick in die authentische Schreibpraxis. Gibt es solche Häufungen von Genderzeichen in aufeinander folgenden Wörtern in der Presse? Die Antwort heißt: Sehr selten. Komplizierte Formen im Singular wie *den*die Kolleg*in*, vor denen oft gewarnt wird, sind im tatsächlichen Sprachgebrauch wenig zu finden. Meine Kollegin Samira Ochs hat dies in einer neuen Studie sehr genau untersucht. In einer großen Textmenge mit insgesamt über einer Milliarde Wörter waren 225 000 gegenderte Wörter oder Wortkombinationen mit Genderzeichen zu finden. Dabei fand sie heraus: Nur drei Prozent kamen im Singular vor (*Lehrer*in*). Das betraf insgesamt 5 144 Wörter. Bei nur etwa 2 000 dieser Formen kommen mehrere Genderzeichen vor, zum Beispiel *der*die Bürger*in*. Hier stehen zwei Gendersterne hintereinander, was den Lesefluss hemmen könnte. Von allen gegenderten Wörtern oder Phrasen betrifft das also

unter ein Prozent. Der Rest waren Pluralformen wie *Lehrer*innen* oder *alle Bürger*innen* und Singularformen wie *als Linguist*in* oder *pro Einwohner*in*. Das bedeutet: Genderzeichen werden meist im Plural verwendet. So passen sie relativ problemlos ins deutsche Sprachsystem.

Amtsdeutsch beispielsweise hat mitunter sowieso ganz andere Probleme: Auf der Webseite der Stadt Hamburg treffen wir etwa auf das schöne Wort *Kinderbetreuungsgesetz-Schiedsstellenverordnung*. Das sind 47 Buchstaben und 15 Einheiten (fachsprachlich: Morpheme)! Ich vermute, das ist für Menschen, die noch nicht so lange Deutsch sprechen und schreiben, schwieriger zu entschlüsseln als *die Bürger*innen*.

Interessant ist auch das Ergebnis, dass die Schrägstrichschreibung, die die einzige nach der amtlichen Rechtschreibung gültige Kürzungsvariante ist (*Bürger/-innen*), den größten Anteil an *irregulärer Suffigierung* zeigt, wie es fachsprachlich heißt. Damit sind ungrammatische Wortendungen gemeint wie *Autoren/-innen*, *Kollegen/-innen*. Diesen Formen sieht man nicht an, wie sie aufzulösen sind: *Autoreninnen* ist beispielsweise nicht korrekt. (Ganz korrekt nach amtlicher Rechtschreibung wäre übrigens: *Kolleg-/inn-/en*.) Während im untersuchten Korpus der Studie diese ungrammatischen Bildungen bei Schrägstrichschreibungen über zehn Prozent ausmachen, sind dies beim Genderstern (*Kolleg*innen*) unter zwei Prozent. Ich habe allerdings noch nie die Forderung gehört, dass man deshalb den Schrägstrich als Kürzungsvariante abschaffen oder verbieten sollte.

Die Schreibpraxis zeigt auch, dass Genderzeichen vor allem eingesetzt werden, um auf eine Gruppe zu referieren. Anders gesagt: Nur sechs Prozent der Singularformen bezeichnen eine konkrete nichtbinäre Person, so wie: *Hengameh Yaghoobifarah wirkt als nonbinäre:r Kolumnist:in bei der taz*. Die Annahme, Singularformen mit Genderzeichen würden überwiegend zur Bezeichnung nichtbinärer Personen verwendet, lässt sich auf dieser Basis also nicht bestätigen. Im Gegenteil handelt es sich nach den Ergebnissen einer aktuellen korpusbasierten Studie von Samira Ochs in unserem Projekt um eine randständige Verwendungsweise. Allerdings könnte dies auch darauf zurückzuführen sein, dass nichtbinäre Personen in den Zeitungstexten, die analysiert wurden, generell nur sehr selten thematisiert werden.

Das alles ist aus mehreren Gründen bemerkenswert: Erstens zeigen diese und vergleichbare Ergebnisse, dass genderinklusive Sprache längst an vielen Stellen flexibel umgesetzt wird, auch wenn sie nicht immer als solche wahrgenommen wird. Zweitens weisen sie darauf hin, dass sich die öffentliche Debatte

fast ausschließlich auf Genderzeichen stürzt, während sie die Vielfalt der bereits verwendeten Strategien ausblendet. Drittens verdeutlichen unsere und andere Daten, dass die Sprachgemeinschaft, und insbesondere professionell Schreibende, verschiedene Mittel einsetzen, passend zum jeweiligen Kontext. Ich bezeichne dieses Phänomen mit meinem Kollegen Helmuth Feilke – er ist Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Gießen – als *flexibles Gendern*. Wie kann das aussehen?

Der Stern des Anstoßes

Alle, die professionell schreiben, treffen ständig bewusste Sprachentscheidungen: Welches Register verwende ich? Wie passe ich meine Sprache an die jeweilige Situation an? Welche Komplexität kann mein Text haben? Für welche Zielgruppe ist er? Auf diese Weise passen sie ihre Sprache an die Menschen an, die sie erreichen wollen. Genau das sehen wir auch in den Beispielen aus den Studien: Menschen gehen – je nach Kontext – verschiedene Wege, um genderinklusiv zu formulieren, wenn sie das wollen. Es ist mittlerweile auch gelebte Realität, dass Politiker*innen jeglicher Couleur von *Bürgerinnen und Bürgern* sprechen. Mir scheint es, als kreise die Debatte nur um die neuen Genderzeichen. Das liegt sicherlich daran, dass es sprachlich ungewöhnliche und zum Teil auch grafisch auffällige Mittel sind, die vielleicht auch aus ästhetischen Gründen missfallen. Außerdem transportieren sie eine Bedeutung, die für viele noch neu ist oder die sie ablehnen. Denn dass es nicht nur Männer und Frauen gibt – dass unsere Welt viel bunter ist – empfinden manche vielleicht noch nicht als Normalität. Der Gesetzgeber hat mit dem novellierten Personenstands-gesetz 2018 allerdings Tatsachen geschaffen. Neben *männlich* und *weiblich* gibt es nun auch den Geschlechtseintrag *divers*. Und auch abseits dieser gesetzlichen Vorgaben, die dritte Geschlechtsoption zu berücksichtigen, stellt sich für viele die Frage: Wie referieren wir auf eine Person, die als divers im Personenstandsregister eingetragen ist? Der Gesetzgeber hat dazu keine Vorgaben gemacht, aber von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes kamen Vorschläge. Der Genderstern ist da *ein* Vorschlag und an ihm und weiteren Alternativen entzündet sich die Debatte. Dabei gerät in den Hintergrund, dass das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum schon längst weniger von der Sprachgemeinschaft verwendet wird als noch vor 30 Jahren. Das führt dazu, dass aus einer sprachlichen eine weltanschauliche Debatte geworden ist – was auch erklärt, warum die Emotionen so hochkochen.

Sprache ist eben ein Teil unserer Identität und wir verhandeln wichtige kulturelle Fragen mit und an ihr. Trotzdem ist mir wichtig, zu betonen: In der Diskussion werden die verschiedenen Aspekte des Themas zu sehr vermischt. Auf der einen Seite geht es um die gesellschaftliche Frage: Inwiefern wollen wir Geschlechtsidentitäten jenseits von Mann und Frau Anerkennung und Sichtbarkeit geben? Auf der anderen Seite geht es darum: Wenn wir dies tun wollen, welche sprachlichen Strategien gibt es, die diesem Kommunikationsziel entsprechen, und wie passen diese Strategien zu unserem Sprachgebrauch? Die Emotionalisierung des Diskurses rund um genderinklusive Sprache ist daher in gewissem Sinne auch eine Ablenkungsstrategie von dem eigentlichen gesellschaftspolitischen Streitthema. Gendern ist ein Feld, auf dessen Bekämpfung sich sehr unterschiedliche Personengruppen einigen können: konservative und rechtspopulistische Kräfte, aber auch Menschen, die die neuen Formen zum Beispiel aus sprachästhetischen Gründen ablehnen. Dadurch läuft eine Stellvertreterdebatte, die den eigentlichen Ausgangspunkt zu oft aus dem Blick verloren hat. An diesen Ausgangspunkt möchte ich nun zurückkehren.

Es begann mit den Emanzipationsbestrebungen der Frauenbewegung, die sich dafür einsetzte, vermehrt Frauen explizit zu adressieren, wie in den Paarformen *Bürgerinnen und Bürger*; oder die feminine Form zu verwenden, wenn von einer *Ministerin* die Rede ist. Heute ist es normal, Frauen mit der femininen Form anzusprechen, obwohl es gerade bei Amtsbezeichnungen ein hart erkämpfter Weg dahin war. Die Genderzeichen reflektieren nun auch wieder solche Emanzipationsbestrebungen, diesmal die von queeren Communities, allen voran nichtbinären Personen. Diese Diskussionen haben dazu geführt, dass wir in der Gesellschaft unseren Sprachgebrauch kritisch diskutiert und auch wissenschaftlich erforscht haben. Erfüllen Personenbezeichnungen im Maskulinum tatsächlich eine umfassende, geschlechtsübergreifende Funktion? Die Konsequenz ist, dass mehr Menschen den Eindruck gewonnen haben, dass es gut ist, Gendersignale bei Personenbezeichnungen explizit zu artikulieren, also Paarformen oder Genderzeichen zu verwenden. Alternativ oder abwechselnd tilgen sie auch Gender, indem sie neutrale Formen nutzen.

Bei den Entscheidungen für oder gegen eine bestimmte Form wirken drei sprachliche Ebenen: *Pragmatisch*, also von der *Sprachhandlung* her betrachtet, geht es – so wie Helmuth Feilke es beschreibt – beim Gendern um Signalkommunikation, also um sprachliche Signale, die Sympathie, Respekt, Wertschätzung und Höflichkeit bekunden sollen.

Semantisch, auf der Ebene der *Wortbedeutung*, geht es um die Frage, wie bestimmte sprachliche Signale Bedeutungen schaffen. Was stellen wir uns vor, wenn wir Wörter mit Genderzeichen sehen? Feilke spricht hier vom semantischen Interpretationsrahmen für das Gesagte, sogenannte *Verstehenshilfen*. Damit ist gemeint, dass Sprache selbst nichts repräsentiert und auch nicht gerecht oder ungerecht ist, sondern dass Sprachzeichen ihre Bedeutung im Gebrauch bekommen und so auch intendierte Bedeutungen akzentuieren können.

Auf der *grammatischen* Ebene geht es schließlich um die Frage, mit welchen Formen wir das alles konkret zum Ausdruck bringen. Es gibt dafür viele Möglichkeiten: Neben den Genderzeichen eben auch Neutralisierungen, Paarformen, oder bisweilen auch das geschlechtsübergreifende Maskulinum. Die Signalthese sagt deutlich, dass für ein pragmatisch angemessenes Gendern nicht jeder Ausdruck und jedes Wort pedantisch mit einem Stern versehen werden muss. Feilke – und auch ich – plädieren für ein flexibles, kontextabhängiges Gendern, das alle Möglichkeiten des Deutschen nutzt.

So kann es gehen

Was heißt das nun in der Praxis? Vielleicht könne man es sich wie eine Straße vorstellen, an der Verkehrsschilder stehen, schreibt Feilke. Signale sollten wie diese Schilder nur an wichtigen Stellen stehen und nicht in einer Art Schilderwald, sonst werden sie nicht mehr wahrgenommen. Wenn man also in einem Text deutlich machen will, dass man Personen unterschiedlichen Geschlechts anspricht, sollte das früh im Text deutlich gemacht werden, etwa durch *Liebe Leser*innen*. In der Folge kann man aber auch zwischen maskulinen und femininen Formen wechseln oder Neutralisierungen verwenden. Vor dem inneren Auge ist mit dem ersten sprachlichen Signal (*Leser*innen*) ein klarer Hinweis gesetzt, dieses muss nicht immer wieder gesetzt werden. Das Nebeneinander unterschiedlicher Formen ergibt sich aus der Absicht, das kommunikative Ziel zwar deutlich zu machen, gleichzeitig aber, auffällige Signale sparsam zu setzen.

Ein Blick in die Praxis zeigt, dass die meisten Schreibenden bewusst und strategisch mit Genderzeichen umgehen, gerade weil sie eine so starke Signalwirkung haben. Daneben gibt es natürlich auch schlecht formulierte, genderinklusive Texte. Gut und schlecht formulierte Texte gibt es allerdings überall, auch ganz ohne genderinklusive Formen.

Unsere empirischen Analysen verschiedener Textsorten belegen die Praxis des flexiblen Genderns, auch je nach sprachlichem Kontext. Bei städtischen Webseiten zeigt sich zum Beispiel, dass Schreibende durchaus kontextsensibel agieren. Auf Ummeldungsseiten dominieren geschlechtsneutrale Umschreibungen wie *Person* oder *Antragstellende*, während bei Stellenanzeigen explizitere Formen wie Genderzeichen bevorzugt werden. Diese Differenzierung ist funktional begründet: Stellenanzeigen haben eine appellative Funktion und sollen alle ansprechen und motivieren, sich zu bewerben. Das ist auch rechtlich geboten. Viele greifen dann zum (m/w/d) und schreiben etwa: *Manager (m/w/d)*; zunehmend setzt sich aber auch die inklusive, kurze Alternative mit Genderzeichen durch: *Manager*in*. Die Form mit Genderzeichen wirkt stärker, wenn man wirklich alle aktiv ansprechen will. Das zeigt die empirische Forschung.

In längeren Fließtexten ist es hingegen sinnvoll, verschiedene Strategien zu mischen, da es darum geht, dass in den Köpfen der Lesenden eine Vorstellung einer gemischtgeschlechtlichen Gruppe entsteht, wenn dies intendiert ist. Dazu zeigen Studien, dass es bei längeren Texten nicht nötig ist, immer zu gendern. Abwechselnde Formen wie *Wissenschaftlerinnen und Ärzte* oder Neutralisierungen wie *Ordnungskräfte* können dabei genauso gut funktionieren, und mit dem Genderstern gemischt werden.

Auch die überregionale Presse macht das so. Die Tageszeitung „taz“ etwa nutzt verstärkt und gleichzeitig sparsam Genderzeichen, während „Die Zeit“ auf alternierende Paarformen wie *Ärztinnen und Pfleger* setzt. Ob diese alternierenden Formen in der Wirkung gelingen, ist psycholinguistisch allerdings noch nicht erforscht. Diese Strategie vermeidet auf jeden Fall die – oftmals strittigen – Genderzeichen und reduziert gleichzeitig die Häufung geschlechtsübergreifend verwendeter maskuliner Formen. Ein Vorschlag aus den frühen genderlinguistischen Diskussionen ist auch, einfach die feminine Form allein als geschlechtsübergreifende Form zu nutzen. Dieser Vorschlag hat sich allerdings nicht durchgesetzt.

Diese unterschiedlichen Strategien, die auf den ersten Blick unübersichtlich, zu wenig einheitlich und schwer anzuwenden scheinen, zeigen gerade die vielseitigen Möglichkeiten des kreativen Ausdrucks. Insofern verlangt genderinklusive Sprachgebrauch zwar etwas Übung, kann aber auch lebendig und abwechslungsreich sein. Elegantes, kreatives Texten war schließlich schon immer Arbeit.

Respekt und Wertschätzung in der Kommunikation ist also auf vielfältige Weise möglich, muss allerdings immer freiwillig sein. Man kann für bestimmte

Formen werben, im Diskurs darüber streiten, aber Menschen sollten weder gezwungen werden, genderinklusive Schreibweisen zu verwenden, noch sollte es ihnen untersagt werden, sie einzusetzen. Auch wenn Unternehmen Leitlinien für ihre externe Kommunikation formulieren wollen, damit eine gewisse Einheitlichkeit gewährleistet wird, sollte die sprachliche Autonomie möglichst wenig eingeschränkt werden. Solche Vorgaben kann man aber generell als eine Art sprachliche Kleidung ansehen, die man für das Unternehmen anzieht und privat wieder ausziehen kann. Genauso sind auch Uniformen keine generellen Kleidervorschriften.

Eine wichtige Diskussion ist auch die Frage, ob genderinklusive Sprache nicht eine zusätzliche Barriere für blinde und sehbehinderte Menschen darstellt, und was sie für Leichte und Einfache Sprache bedeutet. Leichte und Einfache Sprache sind vor allem für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen entwickelt worden. Diese Varianten werden aber auch von anderen Menschen rezipiert, für die aus verschiedenen Gründen die Standardsprache zu schwer verständlich ist. Ziel ist eine besonders leichte Verständlichkeit. Deshalb vermeidet Leichte Sprache beispielsweise Genitiv-, Passiv- oder Konjunktivformulierungen, aber auch komplizierte Wortzusammensetzungen. Genauso sollte auf Genderzeichen oder selten vorkommende Neutralisierungen (wie *Teilnehmende*) verzichtet werden. Nur: Dies ist kein Argument, diese Formen nicht in der Standardsprache zu verwenden, denn es fordert ja auch niemand, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk Genitiv- oder Konjunktivformulierungen tilgt.

Die Barrierefreiheit für Blinde und Sehbehinderte ist dagegen eine größere Herausforderung, denn hier sollen Screenreader alle Texte gut vorlesen können. Der Deutsche Blinden- und Sehbehindertenverband (DBSV) hat dazu mehrere Statements veröffentlicht. Im Sinne des Verbands sind vor allem Neutralisierungen und Paarformen zu verwenden, Genderzeichen dagegen nur sparsam, und wenn, dann empfiehlt der Verband den Stern und nicht – wie oft fälschlich behauptet – den Doppelpunkt. Für die Verantwortlichen ist Einheitlichkeit wichtig, also dass die Sprachgemeinschaft *ein* Zeichen verwendet, nicht viele verschiedene. Zu diesem Zweck hat sich auch die Überwachungsstelle des Bundes für Barrierefreiheit von Informationstechnik (BFIT) mit verschiedenen Interessensverbänden zusammengesetzt und eine Empfehlung formuliert. Auch hier fällt die Wahl auf den Stern. Das zeigt: Genderzeichen sind eine Herausforderung für die Barrierefreiheit. Der DBSV selbst hat aber eine differenzierte Position zu diesem Thema, die meinem Eindruck nach in der Öffentlichkeit oft nicht wahrgenommen wird. Außerdem betont der Geschäftsführer in einem

Statement, dass der Verband akzeptiere, dass nichtbinäre, queere Menschen sich für ihre sprachliche Sichtbarkeit einsetzen. Schließlich sei der Verband auch eine Selbsthilfevereinigung und respektiere, wenn Menschen in eigener Angelegenheit entscheiden wollen.

Fazit

Wir haben gesehen: Die mediale und politische Aufmerksamkeit zum Gendern steht in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Verwendung der Genderzeichen – und noch viel weniger reflektiert sie die vielseitigen Möglichkeiten, die längst sprachliche Realität geworden sind. Die Reaktionen entspringen meiner Meinung nach weniger den sprachlichen Formen, sondern vielmehr dem, wofür sie stehen: gesellschaftlichen Wandel, veränderte Machtverhältnisse und die Forderung nach Sichtbarkeit marginalisierter Gruppen. Für eine konstruktive Debatte wäre es wichtig, diese Aspekte voneinander getrennt zu betrachten und nicht unter der Grundsatzfrage *Gendern: Ja oder nein?* in einen Topf zu werfen. Denn wenn das Anliegen geteilt wird, geht es nur noch um das Finden angemessener sprachlicher Formen. Also nicht um das *ob*, sondern das *wie*. Auf dieser Basis wäre eine sachliche Debatte viel einfacher.

Zum Weiterlesen

Samira Ochs & Jan Oliver Rüdiger: *Of stars and colons: A corpus-based analysis of gender-inclusive orthographies in German press texts* (2025)

Carolin Müller-Spitzer, Samira Ochs, Alexander Koplenig, Jan-Oliver Rüdiger & Sascha Wolfer: *Less than one percent of words would be affected by gender-inclusive language in German press texts* (2024)

Helmuth Feilke: *Gendern mit Grips statt Schreiben in Gips*. Praktische Argumente für ein flexibles Gendern (2023)

Carolin Müller-Spitzer: *Der Kampf ums Gendern. Kontextualisierung der Debatte um eine geschlechtergerechte Sprache* (2022)

Lesetipp

Christine Olderdissen: *Genderleicht: Wie Sprache für alle elegant gelingt* (2022)

Auf einen Blick

Ist genderinklusive Sprache ein großer Eingriff in die Sprache?

Empirische Studien zeigen, dass weniger als ein Prozent aller Wörter in einem Text von genderinklusive Formulierungen betroffen sind. Auch Genderzeichen kommen in der Praxis äußerst selten vor und werden sparsam gesetzt.

Müssen alle Wörter immer gegendert werden?

Nein, die Praxis zeigt eine große Vielfalt und Flexibilität. Schreibende passen ihre Sprache dem Kontext an und nutzen verschiedene Strategien: mal Genderzeichen, mal Paarformen, mal neutrale Begriffe. Auch beim genderinklusive Formulieren muss man nicht jedes Wort gendern – vielmehr ist ein kontextabhängiges, flexibles Gendern üblich und sinnvoll. Die Vielfalt der Möglichkeiten ist längst sprachliche Realität.

Warum ist die Debatte über das Gendern so emotional und politisch aufgeladen?

Die Diskussion ums Gendern ist mehr als eine Sprachfrage – sie spiegelt gesellschaftlichen Wandel, Machtverhältnisse und das Bedürfnis nach Sichtbarkeit marginalisierter Gruppen wider. Die öffentliche Debatte konzentriert sich oft auf auffällige sprachliche Formulierungen, während die eigentlichen gesellschaftlichen Fragen und die Vielfalt der Lösungen in den Hintergrund geraten.

EXPERTE

Peter Auer ist Professor Emeritus für Deutsche Sprachwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Sprachvariation, Sprachwandel und regionale Varietäten des Deutschen. Peter Auer hat sich außerdem mit den soziolinguistischen Aspekten migrationsbedingter Mehrsprachigkeit

auseinandergesetzt. In seiner Forschung behandelt er überdies die spezifischen Merkmale des gesprochenen Deutschen. Besonders interessiert ihn, wie zwischenmenschliche Interaktion im Zusammenspiel von sprachlichen und körperlichen Ressourcen funktioniert.



Ist Gendern ein künstlicher Eingriff in die Sprache?

Manche halten Gendern für einen unnatürlichen Eingriff in die Sprache, dem sie natürlichen Sprachwandel gegenüberstellen. Das stimmt. Aber lässt sich daraus schon eine Kritik ableiten?

Sprachwandel bedeutet, dass sich einzelne Elemente einer Sprache oder ganze Sprachsysteme sowie deren Verwendungsbedingungen im Lauf der Zeit verändern. Er kann auf allen Ebenen stattfinden: Aussprache, Grammatik, Wortschatz, Bedeutung, Stil sowie Register. Sprachwandel gehört zu jeder lebendigen Sprache. Manchmal geschieht er fast unbemerkt; andere Veränderungen hingegen fallen auf. Eine Veränderung, die die Öffentlichkeit deutlich wahrnimmt und diskutiert, ist das Gendern. Aber um welche Art von Sprachwandel handelt es sich dabei?

In der Soziolinguistik haben sich verschiedene Begriffspaare etabliert, die bei der Beantwortung der Frage helfen können:

1. Bewusst versus unbewusst

Meistens erfolgt Sprachwandel *unbewusst*. Beim Sprechen fällt er uns nicht auf, wir denken nicht über die betroffenen Formen nach und haben auch gar nicht die Absicht, die Sprache zu verändern. Zum Beispiel gibt es seit langem im Deutschen die Tendenz, alte Formen des Präteritums wie (er) *buk* oder (sie) *molk* durch regelmäßig gebildete Formen mit der Endung *-te* zu ersetzen. Aus *buk* wird *backte*, aus *molk* wird *melkte* und so fort. Die seltenen, sogenannten starken Verben passen sich den sehr viel häufigeren Verben an, die das Präteritum mit *-te* bilden. Man spricht von einem *analogischen Ausgleich*. Ebenfalls ein unbewusst ablaufender Sprachwandel im Deutschen ist es, Genitivattribute zu vermeiden und stattdessen Präpositionalphrasen mit *von* zu verwenden: *der Neffe von meiner Mutter*, *die Presseerklärung von der Regierung*. Dieser Wandel entspricht einer Tendenz des Deutschen, die sich schon lange bemerkbar macht, und zwar den Genitiv bei Verben und in der Nominalphrase abzubauen. Obwohl der Sprachwandel sich in solchen Fällen unbewusst ausbreitet, kann er denen auffallen, die noch die ältere Form gewohnt sind. Er kann dann sprachkritisch aufgegriffen werden.

Es gibt aber auch sprachliche Innovationen, die ganz bewusst eingeführt und verbreitet werden, etwa, um die Ausdrucksfähigkeit der Sprache zu erhöhen oder unangemessen erscheinende Sprachstrukturen zu verbessern. Die Entstehung und gesellschaftliche Durchsetzung der Standardsprachen in Europa erfolgte zum Beispiel weitgehend bewusst und intentional. Um das Deutsche in die Lage zu versetzen, das Lateinische als Schriftsprache zu ersetzen, musste es um neue Ressourcen erweitert werden. Etwa sind Präpositionen und Konjunktionen wie *angesichts des*, *anstelle von*, *eingedenk der*, *während*, *falls* erst in der

frühen Neuzeit im Zuge dieses Sprachausbaus entstanden. Ein anderes Beispiel für bewussten Wandel ist die Kampagne gegen die französischen Lehnwörter im Deutschen im späten 19. Jahrhundert. Sie führte unter anderem dazu, dass das *Billet* zur *Fahrkarte* oder der *Perron* zum *Bahnsteig* wurde.

Typisch für den bewussten Sprachwandel ist, dass er ein hohes Maß an Aufmerksamkeit und Selbstreflexion erfordert. Oft werden die Veränderungen ideologisch und moralisch gerechtfertigt. Diejenigen, die sie übernehmen, glauben, die bessere Sprache zu sprechen. Zum Beispiel wurden die französischen Fremdwörter im deutschen Kaiserreich als unpatriotisch angesehen. Die Verbreitung der Standardsprache war ebenso moralisch aufgeladen. Das Bürgertum war überzeugt, dass Leute, die kein gutes Deutsch sprechen, auch schlechtere Menschen sind.

Weitere typische Merkmale von bewusstem Sprachwandel sind, dass die Innovationen zuerst in formellen, öffentlichen Situationen auftreten und nicht in informellen, privaten. Dem entspricht, dass sie sich meist zuerst und häufiger in der Schriftsprache als in der mündlichen Sprache verbreiten. Beim Schreiben und in öffentlichen Situationen achten wir naturgemäß auf korrekte und gute Sprache.

2. Von oben versus von unten

Dieses Begriffspaar ist eng mit dem ersten verbunden, zielt aber auf die soziologische Dimension des Sprachwandels ab. Sprachwandel *von oben* bedeutet, dass ihn die oberen gesellschaftlichen Schichten zuerst übernehmen. In den unteren Schichten verbreitet er sich, weil diese das Verhalten der oberen Schichten als prestigereich empfinden und daher kopieren. Sprachwandel *von unten* entsteht hingegen aus der spontanen Alltagssprache, besonders der einfachen Leute, und hat deshalb kein Prestige. Das heißt aber nicht, dass er sich nicht dennoch in der gesamten Gesellschaft durchsetzen kann, wie das Beispiel der starken Verben im Präteritum oder der Genitivattribute zeigt. Umgekehrt wird nicht jeder Sprachwandel, der von den oberen Schichten ausgeht, allgemein akzeptiert: ein Wort wie *Fernsprecher* konnte sich trotz der Kampagne gegen die französischen Fremdwörter im Deutschen auf Dauer nicht gegen *Telefon* durchsetzen. Die deutsche Standardsprache war hingegen ein bürgerliches Sprachwandelprojekt, das in Deutschland und Österreich sehr erfolgreich war. Das ging zulasten der Dialekte. Ihre Verwendung wurde zunehmend mit niedrigerem sozialem Status verbunden und dadurch stigmatisiert, so dass viele

Dialekte verschwanden oder sich dem Standard annäherten. In der Schweiz ist das anders abgelaufen. Hier ist der Dialekt im Mündlichen nie von der Standardsprache ersetzt worden.

Beim Sprachwandel *von oben nach unten* kommt es manchmal zu Fehlleistungen, sogenannten *Hyperkorrekturen*. Bekannte Beispiele kommen aus der Aneignung des Standards durch Dialektsprecher: In Gegenden wie dem Rheinland wird zum Beispiel im Dialekt *Männchen* wie *Männschen* ausgesprochen. Beim Versuch, hochdeutsch zu sprechen und das als falsch empfundene *sch* zu unterdrücken, besteht dann die Gefahr, die vermeintlich richtige Lautung *ch* auch dort eingefügt, wo sie eigentlich gar nicht hingehört. Dann wird *Menschen* zu *Menchen* und die standarddeutschen Wörter *Männchen* und *Men-schen* fallen zusammen.

3. Gelenkt versus un gelenkt

Dieses Begriffspaar erfasst einen Sonderfall des Wandels von oben: öffentliche, oft staatliche Institutionen greifen in die Sprache ein. Zum Beispiel waren die staatlichen Institutionen Post und Bahn im Kaiserreich wesentlich an der Verdrängung der französischen Lehnwörter im Deutschen beteiligt. Gelenkter Sprachwandel ist immer Sprachwandel von oben; das Umgekehrte gilt aber nicht. Ein bekanntes Beispiel aus dem Französischen ist die Aussprache des *r* als hinterem Reibelaut anstelle eines Laufs, der mit einem Schlag oder einer Vibration der Zungenspitze gebildet wird. Sie ging vom Pariser Hof, also der Oberschicht, aus und hat sich im größten Teil Frankreichs in einem Sprachwandel von oben nach unten durchgesetzt. Der Wandel war aber weitgehend un gelenkt.

4. Natürlich versus künstlich (nicht-natürlich)

Dieses Begriffspaar zielt auf die innersprachlichen Gründe für den Wandel ab. In der Linguistik wird der Begriff *natürlich* für solche Arten von Sprachwandel verwendet, die den allgemeinen Entwicklungstendenzen von Sprache entsprechen. So kann sich natürlicher Wandel aus dem menschlichen Artikulationsapparat oder aus grundlegenden Eigenschaften der menschlichen Kognition ergeben. Assimilationen erleichtern zum Beispiel die Artikulation: *Anbau* wird deshalb in der Aussprache zu *Ambau*, *Handball* zu *Hambball*, und so fort. Der Begriff *natürlich* ist in diesem Zusammenhang aber mit Vorsicht zu betrachten, denn er suggeriert, dass es sich bei Sprachen um organische Gebilde

handelt, die naturgegebenen Gesetzen folgen. Das ist nicht der Fall – Sprachen werden von Menschen gemacht. Die Assimilation lässt sich zum Beispiel ohne Weiteres unterdrücken, wenn dies durch einzelsprachliche Normierungen gefordert wird. Wenn wir sorgfältig sprechen, blockieren wir die an sich natürlichen Tendenzen der artikulatorischen Angleichung und sagen *Anbau* und *Handball*.

Typischerweise machen natürliche Prozesse des Sprachwandels die Sprache also ökonomischer, das heißt, sie erleichtern die Artikulation oder die Verarbeitung. Ausnahmen werden abgebaut, schwierige Artikulationsmuster ebenso, funktionslose Elemente verschwinden aus der Grammatik. Ebenso natürlich ist allerdings der umgekehrte Prozess: um besonders emphatisch oder expressiv zu sein, werden Strukturen komplexer. Aus der einfachen wird dann die doppelte Verneinung (bairisch: *des dua-r-i nia ned*, wörtlich: ‚das tu ich nie nicht‘), aus der Vorvergangenheit (*ich hatte es gesehen*) die doppelte Vorvergangenheit (*ich hatte es gesehen gehabt*), und so weiter. Nicht-natürlich sind hingegen Sprachwandelprozesse, die die Struktur einer Sprache komplexer und ihre Verwendung dadurch unhandlicher machen, ohne Zwecken der Emphase zu dienen. Oft kann man sie auch daran erkennen, dass sie in den Sprachen der Welt selten sind. Sie können durch bewussten Sprachwandel von oben entstehen; aber auch sehr isolierte Sprachgemeinschaften tendieren manchmal dazu, außerordentlich komplexe grammatische Systeme zu entwickeln, die für Erwachsene nur schwer als Zweitsprache zu erwerben sind.

Wir haben damit vier Merkmalspaare, um Sprachwandel zu beschreiben:

1. *bewusst* oder *unbewusst*
2. *von oben* oder *von unten*
3. *gelenkt* oder *ungelenkt*
4. *natürlich* oder *nicht-natürlich (künstlich)*

In der Linguistik sind alle Wandeltypen empirisch belegt. Manche dieser Merkmale korrelieren miteinander. So stehen bewusst/von oben/gelenkt/nicht-natürlich oft in einem Zusammenhang, wie auch unbewusst/von unten/ungelenkt/natürlich. Allerdings ist das nicht immer der Fall.

Diese Merkmalspaare können wir nun auf das Gendern anwenden.

In diesem Buch wird der Begriff *Gendern* umfassend für alle Formen der Vermeidung des geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinums verstanden, also

- für Beidnennung und deren Abkürzung (*Lehrer und Lehrerinnen, Lehrer/-innen, LehrerInnen*),
- für wortinterne Zusatzzeichen (*Lehrer*innen, Lehrer:innen*),
- für deren Integration in die Lautsprache durch ein neues Morphem /*in*/ und
- für Neutralisierungsstrategien (*Lehrkräfte, Lehrende*). Im letztgenannten Fall handelt es sich eigentlich weniger um Gendern als ums *Degendering*.

Bei allen Formen handelt es sich nicht um abgeschlossenen, sondern um beginnenden Sprachwandel. Sie haben aber unterschiedliche Zeittiefen: Die Beidnennung ist älter als die wortinternen Zusatzzeichen, die wortinternen Zusatzzeichen sind älter als ihre lautliche Realisierung durch den Glottisschlag. Es gibt also nicht eine sogenannte *Gendersprache*, sondern eine Reihe von sprachlichen Veränderungen, die unterschiedlich alt sind und verschiedenen gesellschaftlichen Bewegungen entstammen, nämlich dem traditionellen Feminismus und der queeren Bewegung.

Der Glottisschlag

Die wortinternen Sonderzeichen fürs Gendern werden alle gleich ausgesprochen, nämlich als „stimmloser glottaler Plosiv“ oder „Glottisschlag“ (in phonetischer Umschrift [ʔ]). Das ist der „Knacklaut“, der beim Sprechen oft auch zwischen „be-“ und „-inhalten“ eingefügt wird. Er entsteht – wie alle Plosive, also auch [t], [p] oder [k] – dadurch, dass der Luftstrom für einige Millisekunden durch die Artikulationsorgane, in diesem Fall die Stimmlippen, blockiert und dann explosionsartig wieder freigegeben wird. Der Artikulationsvorgang wird aber nicht unterbrochen, weswegen es irreführend ist, von einer „kurzen Pause“ zu sprechen, wie man oft hört und liest.

Dennoch lässt sich eines verallgemeinern: Bei allen genannten Formen des Genders handelt es sich um *bewussten, nicht-natürlichen* Sprachwandel *von oben* mit Tendenz zur *Lenkung*. Allerdings muss diese Generalisierung beim Begriffspaar *natürlich* versus *künstlich* weiter differenziert werden. Der Grund dafür ist, dass bei Beidnennungen und neutralen Formen keine neuen sprachlichen Strukturen eingeführt werden, sondern lediglich bestehende Möglichkeiten des Sprachsystems verstärkt genutzt werden. Typografische Sonderzeichen und Glottisschlag vor *-in* haben ebenfalls dieses Ziel, führen aber dazu neue Konventionen ein. Im Folgenden werde ich genauer auf die vier Merkmale eingehen und sie auf das Sprachwandelphänomen Gendern anwenden.

1. bewusst

Gendern ist ein sehr bewusster Sprachwandel. Beim Sprechen und Schreiben erfordern die verschiedenen Strategien ein hohes Maß an Reflexion über das eigene Sprachverhalten. Die Vermeidung des geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinums, also einer eingetübten sprachlichen Routine, gelingt zumindest anfänglich nur mit Selbstkontrolle. Der notwendige kognitive Aufwand ist umso größer, je mehr Konsistenz gefordert wird, wie das besonders bei offiziellen schriftlichen Texten der Fall ist.

Bei der Verwendung wortinterner Genderzeichen ist regelmäßig mehr Nachdenken und Sprachgefühl nötig als bei den Beidnennungen. Man muss nicht nur zwischen den verschiedenen Symbolen wählen, sondern unter anderem auch entscheiden, ob innerhalb von Komposita gegendert werden soll (*benutzer*innenfreundlich*), welche Fremdwörter man gendern will (*Coach:innen*) und ob das Gendern auch Artikel, Pronomen und Adjektive erfassen soll (*der*die best*e Lehrer*in, den*die wir je hatten*). Darüber hinaus spielt die referenzielle Angemessenheit eine wichtige Rolle. In der Neuen Nationalgalerie in Berlin wird zum Beispiel ein Bild des Malers Victor Brauner mit folgendem Zusatz erläutert: „Zusammen mit anderen surrealistischen Künstler*innen hielt sich Brauner zeitweise in der Villa Air-Bel in Marseille auf. Er hoffte, das Land verlassen zu können, um den antisemitischen Repressionen des Vichy-Regimes, das mit den deutschen Besatzern kollaborierte, zu entgehen.“ Es gibt zwei Personenbezeichnungen: *Die deutschen Besatzer* werden als Männer dargestellt und deshalb mit dem Maskulinum bezeichnet; die gegenderte Form *surrealistische Künstler*innen* setzt hingegen das Wissen voraus, dass in der Villa

Air-Bel auch Frauen oder nichtbinäre Menschen lebten – insgesamt ein hoher Reflexions- und Rechercheaufwand für einen kurzen Text.

Auch die übrigen genannten Merkmale für bewussten Sprachwandel treffen auf das Gendern zu: Gegendert wird vor allem in offiziellen Situationen zum Beispiel bei Vorträgen, Reden, Referaten, nur wenige gendern vermutlich zuhause beim Frühstück mit der Familie. Das Gendern ist in der Schrift entstanden und in den klassischen Schriftmedien, also in Büchern, Zeitungen oder Verwaltungstexten. Dort wird es immer noch viel häufiger als in der gesprochenen Sprache praktiziert: Manche Printmedien gendern mit wortinternen Zusatzzeichen, aber in den verfügbaren Korpora gesprochener Alltagssprache ist der Glottisschlag vor dem Suffix *-in(nen)* kaum nachweisbar.

Zu diesen zentralen Merkmalen eines bewussten Wandels kommt die moralische Aufwertung des Genderns hinzu, die schon Bezeichnungen wie „gendersensible Sprache“ oder „gendergerechte Sprache“ deutlich machen. Gendern wird mit positiven moralischen Werten wie Sichtbarmachung von Minderheiten, Inklusivität, Diversität, Vermeiden von Diskriminierung verbunden. Eine kürzliche Laudatio auf das Schaffen eines Sprachwissenschaftlers bescheinigt seinen genderinklusiven Texten etwa, dass sie dadurch „einfach einen sympathischen, höflichen oder, kurz gesagt, einen zivilisierten Eindruck machen“. Das Gendern oder Nicht-Gendern wird also auf den Bewertungsskalen *sympathisch-unsympathisch*, *höflich-unhöflich* und *zivilisiert-unzivilisiert* eingeordnet. Die moralisch grundierte Bewertung des Sprachwandels weist ihn als bewusst aus.

2. von oben

Alle Formen des Genderns sind Sprachwandel von oben. Sowohl die feministischen wie auch die queer-feministischen Formen des Genderns sind in akademischen Kreisen entstanden. Für ihre Charakterisierung als Sprachwandel von oben ist jedoch etwas anderes ausschlaggebend: Ihre Verbreitung in der Gesellschaft war nur möglich, weil sich ein einflussreicher und in der Öffentlichkeit wirkmächtiger Teil der oberen Schichten der Gesellschaft das Anliegen dieser Kreise zu eigen machte. Diese Schichten verstehen sich aufgrund ihrer Funktionen in Universitäten, Medien, (linken) Parteien, Kirchen, NGOs und Gewerkschaften als progressive Elite. Von dort ausgehend, breitet sich das Gendern *nach unten* aus in jene Schichten, die die genannten Eliten als Vorbild und ihre Sprache als prestigereich betrachten. Natürlich gibt es auch starke Gegenstimmen aus dem

Lager der konservativen Eliten. Bewusster Wandel von oben ist typischerweise auch *oben* in der Gesellschaft nicht unumstritten.

Umfragen zum Gendern zeigen immer wieder, dass die große Mehrheit der Bevölkerung selbst Neutralisierungen und Binnen-I ablehnt und die ablehnenden Meinungen über die Jahre sogar stärker werden. Aufschlussreicher als diese Umfragen, die nur pauschal Meinungen erfassen, sind allerdings die Ergebnisse einer großen Untersuchung des Politikwissenschaftlers Sebastian Jäckle aus dem Jahr 2022, die auf indirekten Daten beruht: Hier wurde ausgewertet, welche der 10000 Befragten des Online-Surveys den Fragebogen mit Genderstern bevorzugten, wenn ihnen auch eine mit dem genderübergreifend verwendeten Maskulinum angeboten wurde. Lediglich 21 Prozent entschieden sich für die Genderstern-Variante. Wichtig ist, dass die Akzeptanz des Gendersterns bei Frauen sowie bei jüngeren, besser gebildeten und wohlhabenderen Menschen höher war. Der Faktor Alter deutet auf Sprachwandel hin. Der Faktor ‚Gender‘ stimmt mit zahlreichen soziolinguistischen Untersuchungen überein, denen zufolge Frauen eher als Männer Formen übernehmen, die gesellschaftliches Prestige versprechen. Bildung und Einkommensverhältnisse indizieren die oberen Schichten. Jäckle fand außerdem einen starken Einfluss der politischen Orientierung: Je mehr links sich die Befragten verorten, umso mehr akzeptieren sie den Genderstern, je mehr rechts, umso weniger.

Da das Genusssystem des Deutschen kompliziert ist, kommen bei der Anpassung an die als sozial erwünscht empfundenen, prestigereichen Formen des Genderns Hyperkorrekturen, also Überanpassungen, vor, die ebenfalls Evidenz für Sprachwandel von oben sind. Dazu gehören ungrammatische Bildungen wie *Mitglieder(*)in* ebenso wie mögliche, aber nicht mehr übliche Formen wie *Flüchtling(*)in*, *Schützlingin*, *Prüflingin* oder *Gäst(*)in*. Auch die Ausdehnung der Gendermarkierung auf nicht-belebte Referenten, wie in *Bund und Land müssen sich als Arbeitgeber*innen an die Gesetze halten*, ist wohl eine Hyperkorrektur.

3. gelenkt

Der Politikwissenschaftler Jäckle fand in seiner Untersuchung auch, dass die Auffassung der Befragten von der Rolle des Staats einen wesentlichen Einfluss auf die Akzeptanz des Gendersterns hat: Menschen, die es gut finden, dass der Staat das gesellschaftliche Leben reguliert, sind eher für das Gendern. Das bringt uns zu unserem nächsten Punkt: Gendern ist teilweise gelenkter

Sprachwandel. Evidenz dafür ist vor allem, dass Bildungsinstitutionen, öffentliche Verwaltungen besonders in den Kommunen, viele Unternehmen, kirchliche und Parteiorganisationen Leitfäden verfasst haben, die bestimmte Formen des Genderns empfehlen. Die Sprachwissenschaftlerin Aline Siegenthaler fand in einem Sample von 319 deutschsprachigen Genderleitfäden in öffentlicher Verwaltung und Universitäten immerhin 29 Prozent, die das Gendern verbindlich regeln und weitere 19 Prozent, die dazu nachdrücklich auffordern. Auch die in den übrigen Leitfäden zu findenden Empfehlungen, Bitten und Einladungen haben dadurch eine hohe Verbindlichkeit, dass sie moralisch unterfüttert werden. Sehr oft werden auch legalistische Argumente angeführt, von denen manche die Nicht-Befolgung in die Nähe eines Gesetzesverstoßes rücken. Die Antidiskriminierungsstelle des Bundes präsentiert zum Beispiel auf ihrer Homepage den Leitfaden des „Gleichstellungsbeauftragten an der Universität zu Köln“ von 2021 als maßgebend. Er bezieht sich auf die Vorgaben des Landesgleichstellungsgesetzes Nordrhein-Westfalens und bezeichnet den „ausschließlichen Gebrauch der männlichen Form“ als „gesetzlich nicht zulässig“. Die Verwendung typographischer Zusatzzeichen ist allerdings juristisch nicht geregelt. Inzwischen verbieten einige Ministerien und andere staatliche Einrichtungen typografische Sonderzeichen sogar. Die Sprachlenkung in Bezug auf das Gendern ist also über die verschiedenen Institutionen des öffentlichen Lebens hinweg nicht einheitlich.

4. nicht-natürlich

Hier ist es notwendig, die einzelnen Möglichkeiten des Genderns differenzierter zu betrachten.

Die Vermeidung von genusmarkierten Formen, das *Degendering*, ist in erster Linie eine Frage des Stils. Umschreibungen (*Personen, die nicht schwimmen können* anstelle von *Nicht-Schwimmer*) sind zwar teils umständlich, und nicht-lexikalisierte Partizipien können irreführend sein (*Nicht-Schwimmende* sind etwas anderes als *Nicht-Schwimmer*). Aber die Unterscheidung zwischen natürlichem und künstlichem Sprachwandel ist hier kaum relevant.

Auch die Verwendung von Paarformen anstelle des genderübergreifend verwendeten Maskulinums – auch das *unmarkierte Maskulinum* genannt – ist im deutschen Sprachsystem als Möglichkeit vorgegeben. Der Verzicht auf diese Form führt allerdings zu einem Markiertheitsaufbau, der in den Sprachen der Welt als selten gilt. Er macht die Sprache weniger effizient, entweder weil

durchgängig die längere Beidnennung notwendig ist oder weil zu jedem Benennungspaar ein Oberbegriff gebildet werden muss. Manchmal gibt es solche Oberbegriffe bereits, zum Beispiel bei *Lehrer* und *Lehrerin*; hier lautet der Oberbegriff *Lehrkraft* oder *Lehrperson*. In anderen Fällen gibt es sie nicht, zum Beispiel bei *Handwerker* und *Handwerkerinnen*.

Gendern durch wortinterne grafische Sonderzeichen ist hingegen eindeutig ein unnatürliches Verfahren. Genderstern und Genderunterstrich gehörten bisher nicht zur deutschen Sprachstruktur oder zum deutschen Schriftsystem; sie wurden aus künstlichen Sprachen, wie der Mathematik, Programmiersprachen und der Logik, übernommen, wo sie andere Bedeutungen haben. Der Doppelpunkt ist zwar Teil des normierten deutschen Schriftsystems, hat dort aber ebenfalls andere Funktionen.

Bis zur Einführung des Glottisschlags wussten die Menschen nicht, wie sie diese Gender-Markierungen aussprechen könnten. Nun hat Sprachwandel zwar öfter seinen Ursprung in der geschriebenen Sprache, es dürfte aber kein Beispiel außerhalb des Genderns geben, wo ein sprachlicher Wandel aus typografischen Symbolen entstanden ist. Dies belegt die mangelnde Natürlichkeit dieser Veränderungen.

Erst der Glottisschlag am Übergang zum Suffix *-in* hat diese Symbole in das System der deutschen Sprache integriert. Dabei hat sich der Status dieses Suffixes allerdings stark verändert. In der deutschen Phonetik wird der Glottisschlag variabel vor Vokalen verwendet, um den Beginn eines phonologischen Worts zu markieren: **Ast*, *be*antworten*. Unter *phonologisches Wort* wird in der Linguistik ein Wortbestandteil verstanden, dessen lautliche Form so gestaltet ist, dass er auch als Einzelwort zulässig wäre. Das trifft zum Beispiel auf die Bestandteile von zusammengesetzten Wörtern zu, aber nicht auf alle Endungen. So besteht das zusammengesetzte Wort *Oster-ei* aus zwei phonologischen Wörtern, *Spielerei* aber nicht, denn das Suffix *-ei* hat die Eigenschaft, das /r/ von *Spieler* in der Aussprache an sich zu binden (*Spieler-rei*), was ein phonologisches Wort nicht kann (*Lehrer im Gymnasium*, nicht *Lehre rim Gymnasium*). So war es bisher auch beim femininen Suffix *-in*, etwa in *Lehre-rin* [le:ʀɐʀɪn]. Die gegenderte Form lautet hingegen *Lehrer*in* [le:ʀɐʀ*ɪn]. Das *-in* in *Lehrer*in* bekommt also denselben Status wie der zweite Bestandteil des Worts *Walk-In* und das *-innen* in *Lehrer*innen* denselben Status wie der zweite Bestandteil des Worts *Fahrerinnenraum*.

Genussysteme mit einem eigenen Genusmarker, der Frauen und nichtbinäre Personen zusammenfasst, sind in den Sprachen der Welt unbekannt. Die

Aufwertung des Suffixes *-in* zu einem phonologischen Wort widerspricht außerdem der historischen Tendenz des Deutschen und vieler anderer Sprachen, Wörter durch Abschleifung zu Affixen, etwa zu Endungen, zu machen – aber nicht umgekehrt Endungen zu Wörtern. Auch deshalb muss man also von einem nicht-natürlichen Wandel sprechen.

Und die Zukunft?

Bei einem beginnenden Sprachwandel gibt es drei Möglichkeiten. Er kann sich vollständig durchsetzen, er kann wieder rückgängig gemacht werden oder er kann ‚steckenbleiben‘. Im letzten Fall werden die alten Formen (geschlechtsübergreifend verwendetes Maskulinum) und die neuen (die verschiedenen Formen des Genders) über längere Zeit nebeneinander verwendet, ohne dass sich ihr quantitatives Verhältnis stark ändern würde. Für alle drei Möglichkeiten gibt es zahlreiche Beispiele in der Soziolinguistik und der Sprachgeschichte.

Welche der drei Möglichkeiten eintreten wird, darüber wird *nicht* entscheiden, ob der Wandel bewusst oder unbewusst, von oben oder von unten kommend, künstlich oder natürlich ist. Keines dieser Merkmale kann Sprachwandel grundsätzlich verhindern. Auch unnatürliche Formen können sich durchsetzen, wenn Gesellschaften ihre Notwendigkeit höher bewerten als die damit verbundenen Mühen. Und selbst radikale Formen der Sprachlenkung wie ein Verbot des Genders durch Sonderzeichen oder ein Verbot des geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinums wären wahrscheinlich nur bis zu einem gewissen Grad wirksam.

Vorhersagen sind in der Linguistik genauso riskant wie überall in der Wissenschaft. Ich wage trotzdem die Prognose, dass der dritte Fall eintreten wird; dass sich also die neuen, queer-feministischen Formen des Genders wohl nicht durchsetzen werden. Sie werden aber wohl auch nicht wieder verschwinden. Ihr Schicksal wird eher dem der alten, von der feministischen Sprachkritik geforderten Beidnennungen gleichen: Sie werden auch 50 Jahre nach dem Beginn der feministischen Bewegung nicht von allen, aber von vielen gelegentlich und in bestimmten Situationen verwendet, um sich dadurch auf vorteilhafte Weise im gegenwärtigen Geschlechterdiskurs zu positionieren.

Warum wird es vermutlich keinen vollständigen Sprachwandel zum Gender geben? Ohne genderneutrale Formen wäre das Leben kompliziert – ganz besonders in einer Gesellschaft, die binäre Geschlechterordnungen hinter sich

lassen will. Sprache bildet die Wirklichkeit nicht eins zu eins ab. Vielmehr funktioniert sie gerade deshalb, weil sie viel von der Differenziertheit der Welt zu ignorieren erlaubt.

Das gilt gerade für große, offene, durch Migration und Zweitspracherwerb gekennzeichnete Sprachgemeinschaften. In ihnen können sich obligatorische grammatische Unterscheidungen, die übergroße Genauigkeit bei der Erfassung der Welt erfordern, nur selten entwickeln; sie werden eher abgebaut. Wir kodieren zum Beispiel in der Grammatik nicht mehr, ob unser Gegenüber sozial höher oder tiefer steht, so wie es früher noch im pronominalen Anredesystem (durch die Wahl zwischen *Sie*, *Du*, *Ihr*, *Er*, *Euer Ehren* und so weiter) üblich war. Wir machen in der mündlichen Sprache keinen Unterschied mehr zwischen Bewegungen vom Sprecher-Ich weg oder zu ihm hin und haben entsprechend *hinein* und *herein* beziehungsweise *hinauf* und *herauf* zu *rein* und *rauf* zusammenfallen lassen: Es heißt unterschiedslos *Maria geht ins Haus rein/Maria geht den Berg rauf*. Wir differenzieren auch nicht, ob es sich bei den Dingen oder Personen, auf die wir verweisen, um eine Zweiheit oder eine Vielheit handelt, während viele indogermanische Sprachen diesen Unterschied zwischen Dual und Plural in früheren Phasen noch in die Grammatik integriert hatten. Moderne Gesellschaften brauchen Ausdrucksformen, die die Komplexität der Welt dann *nicht* abzubilden erlauben, wenn sie kommunikativ irrelevant ist. All die feinen Unterschiede in der Welt können wir sprachlich ausdrücken, wenn es nötig ist, aber die Grammatik zwingt uns nicht, das immer zu tun. Gerade dadurch bleibt Sprache flexibel.

Das neue Morphem **in* (mündlich /*ʔin*/) kann Gender nicht ausblenden, solange es auch die gesellschaftlichen Anliegen nichtbinärer Gruppen bedienen will, es kann also nicht genderneutral werden. Vielmehr wird es paradoxerweise sowohl genderneutral als auch genderexponierend verwendet. Damit ist Folgendes gemeint: Wenn wir ein Wort wie *Wissenschaftler*innen* lesen, stecken in dem Wort zwei widersprüchliche Botschaften. Einerseits, dass alle in der Wissenschaft Tätigen ohne Ansehen ihres Geschlechts gemeint sind, also Frauen, Männer und nichtbinäre Personen. Die Botschaft ist dann: Vergesst Gender, es ist nicht wichtig! Zugleich lautet die Botschaft aber genau umgekehrt: Denkt immer daran, dass es in der Wissenschaft Männer, Frauen und weitere Geschlechtsidentitäten gibt – und das sogar dann, wenn diese weiteren Geschlechtsidentitäten referenziell irrelevant sind. Ich bekomme beispielsweise regelmäßig Mails, in denen eine Kollegin und ich, beide bekanntermaßen binär, mit *Liebe Kolleg*innen* angesprochen werden. Ist dann die Lesart

„alle Adressierten ohne Ansehen ihres Geschlechts“ gemeint, in diesem Fall ein Mann und eine Frau, wird *innen also genderübergreifend verwendet? Oder sollen wir beide daran erinnert werden, dass es auch noch nichtbinäre Menschen gibt? Die Paradoxie ist nicht auflösbar.

Die zentrale gesellschaftliche Frage dahinter ist, ob wir die soziale Kategorie *Gender* eher sichtbar oder eher unsichtbar machen wollen. Die meisten germanischen Sprachen – in denen allerdings das Genusystem im Vergleich zum Deutschen schon seit langer Zeit viel einfacher ist – gehen bewusst in die zweite Richtung. Beispiele sind die genderneutralen Pronomina im Englischen (*they* anstelle von *she* or *he*) und im Schwedischen (*hen* anstelle von *hon* für *sie* und *han* für *er*). Gender eher herunterzuspielen, war auch die Tendenz in der DDR und anderen sozialistischen Ländern, wo Frauen oft von sich selbst in der maskulinen Form etwa als *Professor* oder *Ingenieur* sprachen. Dieser Tendenz zur Herabstufung der Relevanz von Gender folgen im Deutschen alle, die bei Personenreferenz auf genderneutrale Wörter wie *Person* oder *Mensch* zurückgreifen oder in der Anrede statt *Herr* und *Frau* nur noch *Hallo* oder *Guten Tag* verwenden. Ebenfalls ein Beispiel für die Herabstufung von Gender ist es, wenn es in der Tagesschau inzwischen nicht mehr *Guten Abend, meine Damen und Herren* heißt, sondern nur noch *Guten Abend, ich begrüße Sie zur Tagesschau*. Die Debatte in Deutschland verfolgt aber zugleich die Absicht, viele Geschlechter sichtbar zu machen. Zwischen *degendering* und Gendern ergibt sich ein Widerspruch, und beides zugleich in einem Morphem *in realisieren zu wollen, ist paradox.

Fazit

Gendern ist ohne Frage ein bewusster, nicht-natürlicher Sprachwandel. Er wird von oben nach unten in der Gesellschaft verbreitet und ist mit Versuchen der Sprachlenkung durch institutionelle Eingriffe verbunden. Das an sich bedeutet allerdings nicht, dass Gendern eine illegitime Veränderung der Grammatik wäre. Auch viele andere Entwicklungen in der deutschen Sprache waren das Ergebnis bewusster Versuche, die Sprache zu verändern und sind heute ganz selbstverständlich.

Die verschiedenen Formen des Genderns sind Innovationen, mit denen die Gesellschaft auf Veränderungen des Genderdiskurses reagieren kann, wenn sie dafür die Mehrkosten einer komplexeren Sprache in Kauf nehmen will. Im

Augenblick ist nicht klar, ob das der Fall ist. Jede Verwendung von Genderformen ist ein Akt der sozialen Selbst-Positionierung im Genderdiskurs, dessen Strukturen von Macht und Dominanz geprägt sind. Sie können sich schnell verschieben und damit auch die soziale Bedeutung des Genderns verändern. Der Ausgang ist deshalb ungewiss.

Zum Weiterlesen

Susanne Günthner: *Doing vs. Undoing Gender? Zur Konstruktion von Gender in der kommunikativen Praxis* (2024)

Helga Kotthoff: *Gendern unter soziolinguistischer Perspektive: Leitfadeninterviews mit nichtakademischer Klientel zu Haltungen und Spracheinstellungen* (2023)

Benedikt Szmrecsanyi: *Variation und Wandel* (2013)

Lesetipp

Stefan Hirschauer: *Degendering German. Wider die geschlechtliche Kennzeichnungspflicht* (erscheint 2026)

Auf einen Blick

Was für ein Sprachwandelphänomen ist Gendern?

Gendern ist ein beginnender Sprachwandel, der gesellschaftlich von oben nach unten verbreitet wird. Er ist bewusst und wird moralisch begründet. Institutionen und Medien greifen sprachlenkend ein. Er folgt keinen natürlichen Tendenzen. Er steht deshalb im Gegensatz zu Sprachwandel von unten, der spontan in der Alltagssprache entsteht, oft natürlich ist und sich unbewusst und ohne institutionelle Unterstützung entwickelt und durchsetzt. Beide Typen von Wandel sind in lebendigen Sprachen möglich und nachgewiesen.

Macht das das Gendern weniger legitim?

Auch wenn ein Sprachwandel von oben nach unten abläuft, bewusst, moralisch begründet wird und mit staatlich-institutionellen Eingriffen verbunden ist, bedeutet das nicht, dass er nicht legitim ist. Auch viele andere Entwicklungen in der deutschen Sprache waren das Ergebnis bewusster Versuche, die Sprache zu verändern und oft zu verbessern. Die Bewertung des Sprachwandels kann nur innerhalb der und durch die Gesellschaft erfolgen.

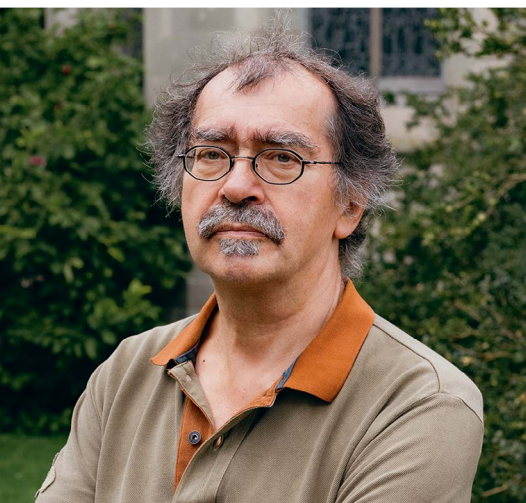
Wird sich das Gendern durchsetzen?

Der Aufwand und damit die Kosten des konsistenten Genderns sind hoch. Die neuen wortinternen Genderzeichen sind außerdem referenziell paradox, weil sie gleichzeitig Gendervielfalt und Genderneutralität signalisieren wollen. Dies legt nahe, dass alte und neue Formen schon aus Gründen der Effizienz erst einmal variabel nebeneinander verwendet werden. Entscheidend für die längerfristige Entwicklung wird sein, wieviel Prestige sich durch das Gendern gesellschaftlich erzielen lässt.

EXPERTE

Peter Gallmann war Professor für Deutsche Sprache an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und ist langjähriges Mitglied im Rat für deutsche Rechtschreibung. Er war Vorsitzender des Lehrerbildungsausschusses der Universität Jena und Mitglied im Netzwerk Grammatik für die Schule und bringt sich seit Jahren in orthografische Frage-

stellungen ein. In der Debatte um genderinklusive Schreibungen erinnert er daran, dass der Rechtschreibrat nicht entscheidet, ob überhaupt gegendert wird oder nicht – sondern allerhöchstens Empfehlungen zur orthografischen Umsetzung ausspricht, die dann auf politischer Ebene interpretiert und umgesetzt werden.



Sind Genderzeichen Rechtschreibfehler?

In der Diskussion um den Genderstern wird gern auf den Rat für deutsche Rechtschreibung verwiesen. Unsere Norminstanz soll es regeln. Schließlich wollen vor allem Schulen und Universitäten wissen, ob sie Genderzeichen rot anstreichen sollen oder nicht. Dabei ist es so: Der Rat hat Genderzeichen weder verboten noch geboten.

Das war schon ein kleines Spektakel in unserem altherwürdigen Plenum im Jahr 2018. Ich bin seit der Gründung vor fast 20 Jahren Mitglied im Rat für deutsche Rechtschreibung und die letzte ähnlich erbitterte Diskussion, an die ich mich erinnere, war die um die Rechtschreibreform in den Neunzigerjahren. Sie war der Grund, weshalb der Rechtschreibrat gegründet wurde. Eine Welle der Kritik ist damals durchs Land gerollt.

Im Jahr 2018 ging es allerdings nicht um Kommasetzung, Großschreibung oder die Eindeutschung des englischen Worts „Ketchup“, sondern um eine kleine typografische Innovation, die sich zwischen die Buchstaben schiebt. Dadurch verändert sich das Schriftbild – und wie im deutschen Sprachraum korrekt geschrieben werden soll, hält der Rechtschreibrat in seinen Empfehlungen fest, die dann die Kultusministerkonferenz als verbindliche amtliche Regelung der deutschen Rechtschreibung erlässt.

Was macht der Rat für deutsche Rechtschreibung?

Viele denken, der Duden sei verantwortlich für die deutsche Rechtschreibung – und auch innerhalb des Diskurses rund um genderinklusive Sprache wird das gelbe Wörterbuch oft genannt. Dabei gibt gar nicht der Duden unsere Schreibung vor, sondern eine übergeordnete Institution, der Rat für deutsche Rechtschreibung. Dass viele den Duden als die Rechtschreibinstanz in unserem Land ansehen, kann auch daran liegen, dass er einst tatsächlich für die Regelung der Rechtschreibung zuständig war.

Den Urduden, die allererste Duden-Ausgabe, publizierte 1880 der Gymnasialdirektor Konrad Duden in Leipzig. Er taufte ihn „Orthographisches Wörterbuch“ und schuf damit die Grundlage für eine einheitliche deutsche Rechtschreibung. Aufgrund der Beschlüsse der II. Orthographischen Konferenz im Jahr 1901 und des Bundesrats ein Jahr später wurden verbindliche „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis“ für die öffentliche Verwaltung und die Schulen eingeführt. Die Rechtschreibung ist der einzige Bereich der deutschen Sprache, der amtlich normiert ist – die Grammatik ist es nicht.

Das Duden-Monopol wurde schließlich mit der Rechtschreibreform im Jahr 1996 aufgehoben. Fortan war die Zwischenstaatliche Kommission für

deutsche Rechtschreibung für die Normierung der deutschen Orthografie verantwortlich. Die Kommission gab das Amtliche Regelwerk zur deutschen Rechtschreibung heraus, das durch Beschluss der staatlichen Stellen als verbindliche Grundlage für Schulen und die öffentliche Verwaltung im gesamten deutschsprachigen Raum galt.

Im Zuge der Kritik an der Rechtschreibreform wurde die Kommission im Jahr 2004 aufgelöst. Sie hatte vollständig aus wissenschaftlichen Mitgliedern bestanden. Die Kultusministerkonferenz gründete anschließend den Rat, der die Kommission ablöst und auch aus nicht-wissenschaftlichen Mitgliedern bestand. Sie vertreten sieben Länder und Regionen mit Deutsch als Amtssprache. Der Rat beobachtet den Schreibgebrauch, klärt Zweifelsfälle und erarbeitet Empfehlungen zur Anpassung des Regelwerks an den allgemeinen Wandel der Sprache. Er legt den staatlichen Stellen in regelmäßigen Abständen Berichte vor und die staatlichen Stellen setzen die Empfehlungen um, wodurch sie verbindlich werden. Der Rat hat seinen Sitz mit der Geschäftsstelle in Mannheim am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS).

Das Amtliche Regelwerk ist verbindlich für Schulen, Behörden und die öffentliche Verwaltung und damit auch für Wörterbuchverlage, die die Regeln für den Gebrauch in Schulen und Verwaltung auslegen und auf eine Vielzahl von Fallbeispielen anwenden, sowie für Schulbuchverlage. Es ist außerdem Grundlage für Anwendungen wie das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) oder den Online-Duden. In der 28. Auflage des Duden aus dem Jahr 2020 ist erstmals unter der Überschrift „Geschlechtergerechter Sprachgebrauch“ eine Liste mit genderinklusiven Optionen enthalten. Diese Liste wurde für die 29. Duden-Auflage, die im August 2024 erschienen ist, aktualisiert. Sie ist zudem auf der Website des Wörterbuchverlags veröffentlicht worden und wird regelmäßig aktualisiert.

Obwohl die amtliche Rechtschreibung nur für Behörden und Schulen verbindlich ist, orientieren sich auch viele Unternehmen an ihr. Allerdings legen sie auch in ihrer jeweiligen Unternehmenssprache häufig eigene Sprach- und Schreibregelungen fest. Dazu können Richtlinien für die Verwendung genderinklusive Sprache gehören, die nicht zwingend den amtlichen Regeln entsprechen müssen.

Im Zuge der Rechtschreibreform hat der Rat auch Empfehlungen formuliert. Zuvor hatte sich allerdings zunächst die extra dafür gegründete Kommission für deutsche Rechtschreibung an eine Neuauflage von allerlei Regeln gemacht. Ihr Ziel war es, die Regeln der Orthografie zu vereinfachen. Viele waren mit den neuen Schreibweisen nicht einverstanden, vor allem zahlreiche Medienhäuser bekehrten auf. Sie wollten nicht „Ketschup“ oder „Spagetti“ schreiben. Die Einführung der Reform führte zu jahrelangen Diskussionen, Nachbesserungen und Unsicherheiten in Schulen, Medien und im Buchmarkt. 2004 gründete die Kultusministerkonferenz schließlich den Rat, er löste die temporäre Kommission ab. Das neue Gremium bestand aus Menschen aus Wissenschaft, Medien und Verlagen, Schulen und Behörden – und nicht vorrangig aus Profis aus der Sprachwissenschaft wie zuvor die Kommission. Ich gehörte bereits der Kommission an und freute mich, auch in den Rat berufen worden zu sein. Wir repräsentierten fortan die wichtigsten Institutionen und gesellschaftlichen Gruppen, die mit der deutschen Rechtschreibung befasst sind. Die Kultusministerkonferenz hat die Reform schließlich 2006 mit der Einführung eines einheitlichen Regelwerks abgeschlossen. Seitdem trifft sich das Gremium regelmäßig, um aktuelle Fragen der Rechtschreibung zu diskutieren.

2018 saßen wir also wieder zusammen, um eine Empfehlung zu erarbeiten, diesmal zur genderinklusiven Schreibung. Denn das wünschten sich zahlreiche staatliche Stellen von uns, allen voran die Kulturministerkonferenz. Mit der Änderung des Personenstandsgesetzes herrschte Unsicherheit, wie die dritte Geschlechtsoption sprachlich realisiert werden sollte. Das Gesetz sah vor, dass Personen neben „männlich“ und „weiblich“ auch „divers“ ins Personenstandsregister eintragen lassen können. Um dem sprachlich gerecht zu werden, kamen schon Jahre zuvor viele Vorschläge auf: Gap, Stern, Doppelpunkt, also Schreibungen wie *Lehrer_innen*, *Schüler*innen* oder *Leser:innen*. In den Schulen, die ans Amtliche Regelwerk gebunden sind, wussten viele nun nicht: Darf ich den Genderstern benutzen? Oder ist die Verwendung eines solchen typografischen Zeichens ein Rechtschreibfehler? Was sagt das Amtliche Regelwerk dazu?

Ratsentscheidung: Weder Verbot noch Gebot

Das war die Frage, der wir uns in der Ratssitzung 2018 zu stellen hatten. Eine interne Arbeitsgruppe hatte sich vorab mit dem Thema befasst und Vorschläge gemacht. In der Sitzung gab es dann zwei Fraktionen: Ein Teil der Ratsmitglieder wollte alle Genderzeichen am liebsten verbieten. Der andere Teil wollte die

gesellschaftliche Entwicklung dieses Sprachwandelphänomens abwarten – und es erst einmal beobachten. Heraus kam eine recht uneindeutige Pressemitteilung, die beiden Haltungen gerecht werden wollte. Der Rat nahm den Stern und andere Genderzeichen nicht ins Regelwerk auf und verwies darauf, dass es Kriterien für gendergerechte Texte gebe: Sie sollen sachlich korrekt, verständlich und lesbar, sowie vorlesbar sein. Sie müssen rechtssicher und eindeutig sein und sich auf deutschsprachige Länder mit mehreren Amts- und Minderheitensprachen übertragen lassen. Die Menschen sollten sich auf die wesentlichen Sachverhalte konzentrieren können. Orthografische Ausdrucksmittel wie der Asterisk (Genderstern), der Unterstrich (Gender-Gap) oder auch der Doppelpunkt und so weiter erfüllten in unterschiedlichem Umfang die Kriterien für geschlechtergerechte Schreibung, schrieb der Rat in der Pressemitteilung. Daher werde der Rat die Entwicklung weiter beobachten, ohne vorzeitig verbindliche Festlegungen zu treffen.

Genderzeichen galten damit weiterhin als gesellschaftliches Phänomen, das noch nicht reif ist für eine amtliche Regelung. Nach so kurzer Zeit war einfach nicht abzusehen, ob dieser Sprachwandel von Dauer sein würde, auch wenn er schon mehrere Jahre währte. Viele warteten daraufhin auf die Ratssitzung 2021, aber auch da sagten wir: Der Rat bleibt bei den Empfehlungen von 2018, er beobachtet weiter. In der Pressemitteilung betonten wir allerdings auch, dass gendergerechte Sprache gesellschaftlich wichtig sei. Auch unsere damalige Geschäftsführerin Sabine Krome tat das in Interviews und auf Vorträgen. Im Jahr 2023 war es dann so weit, der Rat fasste einen neuen Beschluss. Das tun wir nur alle paar Jahre, dann wird das Amtliche Regelwerk aktualisiert. Diesmal hatten wir es etwa um Fremdwörter wie *mailen* und *liken* ergänzt, und eingedeutschte Varianten wie „Spagetti“ gestrichen. Die Menschen verwenden eben fast nur „Spaghetti“, das zeigt uns das gigantische Text-Korpus, auf dessen Grundlage wir die Regeln diskutieren. Gespannt warteten schließlich viele auf unsere Entscheidung zu den Genderzeichen.

Was ist neu?

Nach langem Tauziehen einigten wir uns darauf, die Genderzeichen zwar in einem Passus im Amtlichen Regelwerk zu erwähnen, aber diesen Passus dennoch nicht in die Welt der Orthografie aufzunehmen. Wir nennen das „Kernbestand der deutschen Rechtschreibung“. Was gehört dort hinein? Das ist eigentlich ganz einfach: Im Grunde ist der Kernbestand eine repräsentative Auswahl von Wörtern und die Art und Weise, wie die Buchstaben darin

Das Orthografische Kernkorpus des Rechtsschreibrats

Das Korpus ist eine umfangreiche digitale Textsammlung mit rund 14 Milliarden Einträgen, die für die spezifischen Bedürfnisse des Rats entwickelt wurde. Die Sammlung umfasst Texte aus allen im Rat vertretenen Ländern und Regionen, darunter sind Zeitungs- und Zeitschriftentexte, Werbetexte, Texte aus Rechtsschreibwörterbüchern der Primar- und Sekundarstufe, Nachrichtentexte und Gesetz- und Verwaltungstexte. Das Korpus deckt den Zeitraum von 1995 bis in die Gegenwart ab.

angeordnet werden, sodass unsere Texte lesbar sind. Darin steht demzufolge etwa, wie wir Wörter zusammenschreiben (oder auch nicht), wann was groß oder klein geschrieben wird und wie wir mit Umlauten, Fremdwörtern und dem „ß“ umgehen. Auch wo ein Wort am Zeilenende getrennt wird, ist festgelegt. Dann gibt es natürlich noch die Satzzeichen, ohne die wir Texte nur ganz schwer lesen könnten: Punkt, Komma, Gedankenstrich und so weiter. Der Genderstern ist aber kein Satzzeichen, sondern ein Sonderzeichen. Er hat eine ganz andere Funktion: Er strukturiert nicht – wie etwa der Gedankenstrich oder das Komma – Sätze, sondern er verweist auf die außersprachliche Welt. Das tun etwa das Paragrafen-, das Prozent- und das At-Zeichen auch. Diese Zeichen (§, %, @) sowie die Ziffern (Zahlzeichen) gehören nicht zum Kernbestand des Regelwerks, werden aber dennoch rege genutzt.

Mit dem neuen Regelwerk erkennt der Rechtsschreibrat diese Zeichen an, die alle nicht amtlich geregelt sind, aber dennoch von uns allen benutzt werden. Es haben sich auch Verwendungsregeln etabliert, zum Beispiel für das @-Zeichen, das längst nicht mehr nur in Mailadressen, sondern auch in Messengern verwendet wird, um eine Person direkt anzusprechen. Das heißt, diese Verwendung ist nicht falsch, nur weil sie neu oder nicht im Regelwerk erfasst ist. Genderzeichen wie der Genderstern gehören zwar nicht ins orthografische System, sind aber nun als Sonderzeichen außerhalb des Systems zugelassen.

Zusammengefasst heißt das: Mit gedruckten Wörtern kann ich viele verschiedene Sachen machen. Ich kann die Buchstaben darin fetten oder ich kann auch einfach das Suffix *-innen* in eine andere Schriftfarbe setzen. Nichts

anderes macht der Genderstern. Nun ist die Frage, ob das ein Versehen oder eine kommunikative Absicht ist. Mit Genderzeichen wollen die Personen, die sie nutzen, schließlich eine neue Bedeutung etablieren und deutlich sichtbar auf alle Geschlechter verweisen, auch auf nichtbinäre Menschen.

Der Genderstern sagt: Achtung, hier ist eine feminine Form, aber auch ein Stern davor – also lies dieses Wort geschlechtsübergreifend! Im Grunde genommen ist auch die Groß- und Kleinschreibung bei Eigennamen ein Verfahren, das uns sagt, wie wir das Wort interpretieren müssen. Großschreibung heißt hier: Achtung, hier kommt ein Eigenname!

Wir haben unsere Losung zum Gendern im Amtlichen Regelwerk 2023 schließlich folgendermaßen formuliert:

„Zunehmend werden bei Personenbezeichnungen orthografische Zeichen wie der Doppelpunkt (:) – allerdings ohne ein folgendes Leerzeichen (Bürger:innen) – oder Sonderzeichen wie Asterisk (*), Unterstrich (_) oder andere Zeichen im Wortinneren verwendet. Diese Wortbinnenzeichen gehören nicht zum Kernbestand der deutschen Orthografie. Sie sollen eine über die formalsprachliche Funktion hinausgehende metasprachliche Bedeutung zur Kennzeichnung aller Geschlechtsidentitäten – männlich, weiblich, divers – vermitteln: die Schüler:innen, die Kolleg*innen. Sie gehen damit über Verkürzungsformen wie Bürger/-innen, die vom Amtlichen Regelwerk bereits erfasst werden, hinaus. Die Besonderheit der Wortbinnenzeichen zur Kennzeichnung einer geschlechterübergreifenden Bedeutung liegt darin, dass sie auf die orthografisch korrekte Schreibung von Wörtern unmittelbar einwirken. Diese Eigenschaft teilen sie mit einigen Satz- bzw. Wortzeichen (wortinterne Klammern, Apostroph, Bindestrich, Anführungszeichen), deren wortinterne Verwendung im Amtlichen Regelwerk beschrieben wird. Bei den Sonderzeichen mit Geschlechterbezug soll jedoch eine metasprachliche Bedeutung transportiert werden. Ihre Setzung kann in verschiedenen Fällen zu grammatischen Folgeproblemen führen, die noch nicht geklärt sind, z.B. in syntaktischen Zusammenhängen zur Mehrfachnennung von Artikeln oder Pronomen (der*die Präsident*in). Die Entwicklung des Gesamtbereichs ist noch nicht abgeschlossen und wird vom Rat für deutsche Rechtschreibung weiter beobachtet werden.“

Was dann passierte, hat mich überrascht.

Die Entscheidung des Rats in der Öffentlichkeit

Auf der Plattform X und auf Facebook schrieb beispielsweise der Politiker Thomas Kemmerich (FDP): „Danke! Rechtschreibrat beschließt das Aus für den Genderstern“. Die Boulevardzeitung „B.Z.“ schlug in dieselbe Kerbe und titelte: „Rechtschreibrat lehnt Gendern ab – warum gibt es den Stern noch?“ Die „Schwäbische Zeitung“ verbreitete die Falschnachricht „Neue Regeln für Gendern: Gendersternchen ist jetzt Rechtschreibfehler“.

Doch all das stand gar nicht in unserer Empfehlung. Ich hatte den Eindruck, dass viele den Text gar nicht richtig zur Kenntnis genommen haben, sondern eher daraus machten, was sie sich heimlich wünschten. Und selbst ehemalige Mitglieder aus dem Rat schrieben Gastbeiträge und Leserbriefe, in denen sie sich über die Ratsentscheidung ärgerten. Viele dachten nun tatsächlich, der Rat habe sich gegen das Gendern ganz allgemein ausgesprochen. Das geht allerdings gar nicht. Denn eine solche Entscheidung trifft der Rat nicht, sondern die Sprachgemeinschaft und die lokale Schulpolitik. Das stand auch sinngemäß in dem Beschluss: In den jüngeren Klassen bringen die Lehrkräfte den Heranwachsenden die Rechtschreibregeln bei, so wie sie im Regelwerk stehen, also ohne Genderzeichen. Später allerdings sollte ihnen erklärt werden, wofür diese Zeichen stehen.

Bleibt die Frage offen: Sollen Lehrkräfte Genderstern oder Genderdoppelpunkt rot anstreichen und Punkte abziehen? Aus Sicht des Rats sollten Genderzeichen weder geboten noch verboten werden. Wie es in der Praxis dann geregelt wird, muss jedes Bundesland für sich selbst festlegen. Die Schulen müssen ihnen dann folgen. Manche referieren auf die Ratsempfehlung, um Verbote auszusprechen. Dabei ist es eigentlich so: Der Rat sagt nicht, dass es Fehler sind!

Die Reaktion der Ministerien

Das Recherchenetzwerk „Correctiv“ hat dazu recherchiert und bei den zuständigen Ministerien aller deutschen Bundesländer angefragt, ob dort bei einem Genderstern Punkte abgezogen werden. Acht von 16 Bundesländern antworteten auf die Anfrage. Fünf Bundesländer – Hamburg, Hessen, das Saarland, Sachsen und Sachsen-Anhalt – gaben an, dass der Stern dort als Fehler zählt. Drei der befragten Bundesländer – Brandenburg, Niedersachsen und Rheinland-Pfalz – schrieben, dass der Genderstern und seine Alternativen markiert werden, allerdings ohne Punktabzug.

Was ist ein Fehler?

Ein Rechtschreibfehler liegt vor, wenn man Wörter, Satzzeichen oder sonstige Zeichen anders schreibt oder nutzt, als es die amtliche Rechtschreibung vorsieht. Zeichen im Wortinneren wie der Genderstern, das Binnen-I oder der Genderdoppelpunkt sind von dieser offiziellen Rechtschreibnorm allerdings nicht abgedeckt. Der Rat formuliert das in seinen Beschlüssen folgendermaßen: „Diese Wortbinnenzeichen gehören nicht zum Kernbestand der deutschen Orthografie.“

Der Kernbestand umfasst alle Regeln und Schreibweisen, die das Amtliche Regelwerk der deutschen Rechtschreibung festlegt. Dazu gehören vor allem die Laut-Buchstaben-Zuordnung, die Groß-, Klein-, Getrennt- und Zusammenschreibung sowie die richtige Verwendung von Kommas, Punkten, Doppelpunkten, Anführungszeichen, Schrägstrichen, Klammern und anderen Zeichen. Ebenso regelt es die Silbentrennung am Zeilenende.

Nicht zum Kernbestand gehören Ziffern und Dialektformen, Emojis oder typografische Varianten. Emojis und typografische Varianten unterliegen allerdings Konventionen oder Normen, etwa der DIN-Norm. Dennoch lässt sich sagen, dass solche Mittel von der Sprachgemeinschaft oft benutzt werden, sie aber nicht Teil des offiziellen Regelwerks sind. Sie sind damit also nicht regelwidrig im eigentlichen Sinn, sondern nicht normiert.

Der Rat verweist für die Einordnung von Zeichen wie Genderstern, Binnen-I oder Genderdoppelpunkt darauf, dass bei ihrer Nutzung auch Aspekte wie Verständlichkeit, Lesbarkeit, Vorlesbarkeit, Rechtssicherheit und rechtliche Eindeutigkeit, automatische Übersetzbarkeit und das Erlernen der Sprache beachtet werden müssen.

Ob Genderzeichen in der Schule in höheren Jahrgangsstufen als Fehler zu werten sind oder nicht, entscheiden schließlich die zuständigen staatlichen Stellen. Der Rat selbst hat dafür keine Kompetenz, kann also gar keine Empfehlung abgeben, auch wenn die staatlichen Stellen in ihren Begründungen mitunter den Anschein erwecken, als folgten sie mit ihren sogenannten „Genderverboten“ einer Empfehlung des Rats.

Die Antwort auf die Frage, ob genderinklusive Formulierungen durch Sonderzeichen Fehler sind, lautet aus Sicht des Rats hingegen: Was nicht geregelt ist, kann auch nicht falsch gemacht werden. Deshalb ist die Verwendung solcher Zeichen kein Rechtschreibfehler. In der Praxis bedeutet das, wer mit Sonderzeichen gendern will, darf das – nur eben nicht mit dem Anspruch, dass dieses Verfahren vom Amtlichen Regelwerk gedeckt ist. Und wer es unterlässt, darf das ebenso. Das erlaubt die Offenheit des Beschlusses. Das heißt: Der Rat überlässt die Entscheidung der Schulpolitik und hält eine *rezeptive Toleranz* für einen möglichen Vorschlag. In der Empfehlung von 2023 steht: „Vorgaben für die Bewertungspraxis liegen in der Zuständigkeit der Schulpolitik und obliegen nicht dem Rat für deutsche Rechtschreibung. Ob in diesem Sinne gegebenenfalls eine ‚rezeptive Toleranz‘ als eine schulpolitische Handlungsoption zu betrachten ist, obliegt ebenfalls den verantwortlichen staatlichen Stellen.“ *Rezeptive Toleranz* bedeutet in diesem Fall, dass bestimmte Schreibweisen, die nicht der offiziellen Norm entsprechen, dennoch als verständlich und akzeptabel angesehen werden, ohne dass sie selbst empfohlen oder normativ korrekt sind.

Nun bleibt es spannend, was der Rat in den folgenden Jahren zu diesem Sprachwandelphänomen sagen wird. Denn in der aktuellen Amtsperiode von 2024 bis 2029 sind ein paar neue Gesichter dabei. Das Gremium habe sich zart verjüngt, konstatierte die „Süddeutsche Zeitung“, und der „SZ“-Autor schreibt weitsichtig, dass die Landesregierungen, die aktuell sogenannte Genderverbote ausrufen und sich dabei auf den Rat beziehen, ihren Kurs womöglich nochmal anpassen müssen. Denn im Gremium gehe es vielleicht schon bald viel spannender zu, was das Gendern betrifft.

Und nun?

Wenn eine Lehrkraft ein Genderzeichen als Fehler sanktioniert, kann sie das eigentlich nur, wenn sie auch sagen kann, was stattdessen richtig ist. Sie müsste eine Alternative anbieten, für das, was die Person mit dem Zeichen aussagen möchte. Das Bildungsministerium in Schleswig-Holstein deklarierte Genderzeichen wie den Genderstern allerdings als Fehler, was den Vorsitzenden der Direktorenvereinigung, Alexej Stroh, zu einer Stellungnahme veranlasste. Er schrieb, dass eine Lehrkraft eben keine korrekte Alternative zu diesem Zeichen anbieten könne: „Der Grund dafür ist banal, denn es handelt sich hier nicht um ein Rechtschreibproblem. Man kann ihm also nicht mit einem Regelwerk für Rechtschreibung begegnen.“ Es gibt kein alternatives Zeichen als Korrektur,

das die gleiche Bedeutung transportiert. Und es gibt mittlerweile viele junge Menschen an den Schulen, schreibt Stroh weiter, die sich in der aktuellen Phase ihrer Persönlichkeitsbildung in dieser binären Welt nun einmal nicht wiederfinden. Sie brauchen den Genderstern. Genderzeichen sind wichtig, wenn es darum geht, nichtbinäre Menschen zu bezeichnen.

Ich blicke hoffnungsvoll in die Zukunft. Denn: Die neuen und teilweise noch ungewohnten Formen von heute sind die selbstverständlichen und üblichen Formen von morgen. So hat der Rat auch entschieden, dass wir „geliked“ schreiben dürfen – genauso wie „gelikt“. Einfach, weil das die Menschen sehr oft getan haben, wie das Korpus zeigt. Viele nutzen „geliked“ lieber, also wurde es nun zusätzlich ins Regelwerk aufgenommen, auch wenn es keinem deutschen Konjugationsmuster folgt.

Zum Weiterlesen

Mathilde Hennig: *Zum Stand des Genderns am Ende der dritten Amtsperiode des Rats für deutsche Rechtschreibung. Ein Kommentar* (2024)

Dudenredaktion: *Komma, Punkt und alle anderen Satzzeichen. Das Handbuch zur Zeichensetzung* (2024)

Evelyn Ferstl & Damaris Nübling: *Sonderzeichen als typographische Kennzeichnung geschlechtersensiblen Sprachgebrauchs. Linguistische Überlegungen und experimentelle Befunde zum Genderstern* (2024)

Kathrin Kunkel-Razum: *Warum es nicht egal ist, wie wir schreiben* (2018)

Lesetipp

Mathilde Hennig: *Gibt es richtiges und falsches Gendern?* (2024)

Auf einen Blick

Sind Genderzeichen Rechtschreibfehler?

Nein. Sie sind zwar bisher nicht Teil des Kernbestands des Amtlichen Regelwerks, gelten aber auch nicht als Fehler, da das Regelwerk sie nicht explizit verbietet. Sie gehören zu den Sonderzeichen außerhalb der Orthografie, ähnlich wie das @-Zeichen oder das %-Zeichen. Sie werden im Sprachgebrauch verwendet, ohne bislang normiert zu sein.

Welche Haltung nimmt der Rat für deutsche Rechtschreibung zum Gendern ein?

Der Rat verbietet das Gendern nicht und schreibt es auch nicht verbindlich vor. Er erkennt genderinklusive Formulierungen durch Wortbinnenzeichen als gesellschaftliches Phänomen an und beobachtet deren Entwicklung. Die Entscheidung, ob und wie gendert wird, liegt bei der Sprachgemeinschaft.

Wie gehen Bundesländer in Schulen, Verwaltungen in Universitäten und Behörden mit Genderzeichen um?

Die Praxis ist uneinheitlich. Einige Bundesländer haben in ihrer Bildungspolitik beschlossen, Genderstern, Genderdoppelpunkt und Binnen-I als Fehler zu werten. Andere markieren sie lediglich, aber ziehen keine Punkte ab. Die endgültige Regelung liegt bei den schulpolitischen Institutionen der Bundesländer und einzelnen Schulen, nicht beim Rat.

Und anderswo?

Französisch und Spanisch

Von Sarah Neu, Kathi Preppner und Jeanne Wellnitz

In den großen romanischen Sprachen gibt es, anders als im Deutschen, nur zwei Genera: Femininum und Maskulinum. Das gilt für Spanisch und Französisch ebenso wie für Italienisch und Portugiesisch. Im Spanischen enden die meisten männlichen Substantive auf *-o* und die meisten weiblichen auf *-a*. Auch die Artikel *el* (der) und *la* (die) zeigen das grammatische Geschlecht des Nomens an. Im Französischen steht der Artikel *la* mit weiblichen Nomen, der Artikel *le* mit männlichen. Adjektive und Substantive, die sich auf das Subjekt beziehen, werden in beiden Sprachen gebeugt (*Ma sœur est écrivaine* – Meine Schwester ist Schriftstellerin). Auch das Possessivpronomen passt sich in beiden Sprachen in verschiedenen Fällen an. Im Französischen im Singular: *mon nouveau pantalon* (meine neue Hose), *ma nouvelle veste* (meine neue Jacke). Im Spanischen in der ersten und zweiten Person Plural: *nuestro nuevo perro* (unser neuer Hund), *vuestra nueva tortuga* (eure neue Schildkröte).

Im Spanischen gibt es zudem das geschlechtsneutrale Artikelwort *lo*, das in bestimmten Ausdrücken verwendet wird (*lo bueno es que ...* – das Gute ist, dass ...). Es ist jedoch nicht mit dem grammatischen Geschlecht des Neutums gleichzusetzen, da es – anders als die Artikel *el* und *la* – nicht für konkrete Substantive benutzt wird, sondern um Unbestimmtes, Eigenschaften oder ganze Aussagen zu substantivieren (*Lo dicho no me gusta* – Das Gesagte gefällt mir nicht).

Das Maskulinum für alle?

Das Maskulinum wird im Spanischen und Französischen genau wie im Deutschen auch dann verwendet, wenn Gruppen von Männern und Frauen gemeint sind. Sind in einer Gruppe von Lehrkräften zum Beispiel vier Lehrerinnen und ein Lehrer, spricht man im Spanischen von *los profesores* (die Professoren) – obwohl die Frauen klar in der Überzahl sind.

Das geschlechtsübergreifende Maskulinum im Spanischen

Das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum ist im Spanischen noch stärker verankert als im Deutschen. So argumentiert die offizielle Institution der spanischen Sprache, die Real Academia Española (RAE), in einem Statement aus dem Jahr 2024, dass die männliche Form inklusiv sei und nicht-männliche Personen weder ausschließe noch diskriminiere. Sie rät deshalb von übermäßigen Beidnennungen ab. Diese seien unnötig redundant und sprachlich ineffizient. „Solche Empfehlungen sind zwar nicht verbindlich, dennoch haben Positionierungen der RAE eine hohe Symbolkraft im Land“, sagt Miriam Zapf, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanistik der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und Expertin für genderinklusiven Sprachgebrauch im Spanischen und Französischen.

Das geschlechtsübergreifende Maskulinum im Französischen

Im Französischen ist die Dominanz des Maskulinums in den Grammatiken festgeschrieben. Hier heißt es zum Beispiel: *Si les noms sont de genres différents, l'épithète se met au genre indifférencié, c'est-à-dire au masculin*, auf Deutsch etwa: Wenn die Nomen unterschiedlichen Geschlechts sind, wird das Adjektiv in das geschlechtsneutrale, also das männliche Geschlecht gesetzt. Früher lautete der Satz sogar: *le masculin l'emporte toujours sur le féminin*, auf Deutsch: das Maskulinum siegt stets über das Femininum. Das war jedoch nicht immer so. In früheren Sprachstufen des Französischen richtete sich das Geschlecht eines Adjektivs nach dem Substantiv, das als letztes vorausging – so wie es auch im Lateinischen üblich ist. Im Mittelalter war es der linguistischen Forschung zufolge außerdem gängig, häufiger als heute Paarformen zu verwenden (*iceux et icelles, tuit et toutes* – veraltet für: jener und jene, alle).

Berufsbezeichnungen im Spanischen

Bis in die 1960er Jahre existierten in der spanischen Sprache – zumindest in Spanien – kaum weibliche Berufsbezeichnungen. Erst mit Ende der Franco-Diktatur im Jahr 1975 kamen Berufstitel für Frauen auf. Auf erste Bezeichnungen wie *la mujer piloto, una mujer ingeniero* (die Frau Pilot, eine Frau Ingenieur), die die Frau als Berufstätige noch immer als Ausnahme darstellten,

folgte die Angleichung des Artikels (*la piloto, la ingeniero*) und später dann auch der Wortendung (*la pilota, la ingeniera*).

Berufsbezeichnungen im Französischen

Männliche Berufsbezeichnungen für Frauen waren im Französischen ebenfalls lange üblich: von *Madame le Ministre* (Frau Minister) bis *Maître Louise Dupont, un excellent avocat* (Meister Louise Dupont, ein exzellenter Anwalt). Während manche Sprecherinnen und Sprecher weibliche Berufsbezeichnungen schon lange nutzten, gab 2019 auch die Académie française, die in Frankreich über den korrekten Sprachgebrauch wacht, bekannt: Es gebe prinzipiell keine Hindernisse für die Feminisierung von Berufsbezeichnungen. Nicht alle Formen sind dabei so leicht anzupassen wie *écrivaine*. Als weibliches Pendant zu *le chef* (der Chef) gibt es beispielsweise *la cheffe, la chève, la cheffesse* und *la cheftaine*. Laut Académie ist *la cheffe* am weitesten verbreitet und darum vorzuziehen.

Genderinklusive Formen im Spanischen

Trotz der konservativen Haltung der Real Academia Española (RAE) bemüht sich die links-sozialistische Regierung in Spanien seit einigen Jahren um einen genderinklusiven Sprachgebrauch in öffentlichen Dokumenten. Im Juli 2025 beschloss das spanische Parlament, das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum aus der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses auszuschließen und gegen Beidnennungen oder genderneutrale Begriffe zu tauschen.

Beispiel: *los ciudadanos* (die Bürger) – *la ciudadanía* (die Bürgerschaft)

Neben Beidnennungen und genderneutralen Begriffen haben sich in progressiven Kreisen Spaniens und Lateinamerikas drei weitere Varianten des Genderns etabliert. Dazu zählt zunächst das Gendern mit dem Buchstaben *e*. Es ist die einzige der drei Varianten, die auch in der gesprochenen Sprache funktioniert. Dabei ersetzt der genderneutrale Buchstabe *e* das *o* und *a* in Pronomen, Substantiven und Adjektiven.

Nach dem gleichen Prinzip erfolgt das Gendern mit dem Sonderzeichen *@*. Das funktioniert allerdings nur im Schriftlichen und wird daher zum Beispiel in E-Mail-Anreden verwendet, um explizit weibliche und männliche Personen anzusprechen.

Die dritte Gendermethode im Spanischen macht sich den Buchstaben *x* zu Nutze. Auch sie funktioniert nur im Schriftlichen, schließt dafür aber wie der

Buchstabe *e* auch nichtbinäre Menschen ein. Man begegnet ihr vor allem in aktivistischen und queer-feministischen Kreisen.

Beispiel: Die Schüler sind vorbereitet.

... im geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinum:

Los alumnos están preparados.

- gegendert mit *e*: *Les alumnes están preparados.*
- gegendert mit *@*: *L@s alumn@s están preparad@s.*
- gegendert mit *x*: *Lxs alumnx están preparadx.*

In einigen Ländern Lateinamerikas sind genderinklusive Formen wesentlich stärker verbreitet als in Spanien – vor allem unter Jugendlichen. Sogar der argentinische Ex-Präsident Alberto Fernández, Javier Mileis Vorgänger, begrüßte die Bevölkerung zu seiner Amtszeit 2019 bis 2023 des Öfteren mit „¡Buen día, amigos, amigas y amigues!“.

Genderinklusive Formen im Französischen

Auch im Französischen gibt es einige Personenbezeichnungen, die im Plural genderneutral sind, zum Beispiel *les journalistes*. Im Gegensatz zu *les rédacteurs/les rédactrices* ist bei *les journalistes* das Genus nicht sichtbar, wie im Deutschen bei *die Erwachsenen*. Solche Nomen sind allerdings nur im Plural genderneutral. Sobald sie im Singular stehen, ist das Genus am Artikel zu erkennen: *la journaliste/le journaliste*.

Im geschriebenen Französisch gibt es verschiedene Varianten genderinklusive Sonderzeichen:

- mit Punkt (point bas): *Les étudiant.e.s sont allé.e.s au cinéma.*
(Die Student*innen sind ins Kino gegangen.)
- mit Mediopunkt (point médian): *Les étudiant-e-s sont allé-e-s au cinéma.*
- mit Klammern: *Les étudiant(e)s sont allé(e)s.*

Auch für Personalpronomen und Nomen hat die Sprachgemeinschaft bereits kreative Lösungen gefunden, die mehr oder weniger verbreitet sind: Für die Personalpronomen *elle* (sie) und *il* (er) gibt es das geschlechtsneutrale Pronomen *iel*. Es steht inzwischen auch im Wörterbuch *Le Robert*. Daneben gibt es die Formen *ielle*, aber auch *ul*, *ol*, *ael*, *ele* und *on*.

Anstelle von *écrivain* (Schriftsteller) oder *écrivaine* (Schriftstellerin) heißt es *écrivain*. Aus *français* (Franzose) und *française* (Französin) wird *françaix*, was auch mit x [eks] ausgesprochen wird. Diese Vorschläge stammen aus der *Grammaire du français inclusif* von Autor*in Alpheratz.

Die Académie française bezeichnete diese inklusiven Schreibweisen noch 2017 als *péril mortel*, als lebensbedrohlich für die französische Sprache: Es sei schon schwierig genug, eine Sprache zu erlernen – diese Verdopplung der Komplexität werde dazu führen, dass sich andere Sprachen anstelle des Französischen auf der Welt durchsetzen.

EXPERTIN

Dana-Sophia Valentiner ist Professorin für Öffentliches Recht mit einem Schwerpunkt im öffentlichen Wirtschaftsrecht und Recht der Transformation an der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr in Hamburg. Ihre Schwerpunkte liegen im Verfassungs- und Verwaltungsrecht, vor allem in den Bereichen Grundrechte und Legal Gender Studies. Im Deutschen Juristinnenbund engagiert sie

sich seit vielen Jahren in unterschiedlichen Ämtern. Zusammen mit Selma Gather, promovierte Rechtswissenschaftlerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bundesverfassungsgericht, hostet sie den Podcast *Justitias Töchter*, in dem sie über feministische Rechtspolitik sprechen.



Gibt es juristische Einwände gegen das Gendern?

Einige Bundesländer und Ministerien untersagen Schulen, Universitäten und Behörden die Verwendung von Genderzeichen. Als Begründung führen sie an, dass die Amtssprache einheitlich bleiben müsse. Aus juristischer Sicht sind sogenannte Genderverbote nicht notwendig – sie können sogar rechtswidrig sein.

„Genderverbot in Schulen: Kampf für Gerechtschreibung“, „„Audianer_innen‘ und Co.: VW-Mitarbeiter klagt gegen Audi-Gender-Leitfaden“, „Das Maskulinum vor Gericht: Frau Krämer will Kundin sein, nicht Kunde“ – solche Schlagzeilen der vergangenen Jahre zeigen, dass Sprache keineswegs Privatsache ist.

Firmen, Vereine, Medienhäuser oder Universitäten veröffentlichen Leitlinien, die interne und externe Kommunikation regeln sollen. Auch die Politik beteiligt sich daran.

So gibt es inzwischen eine ganze Serie von verwaltungsseitigen Erlassen, Beschlüssen, Geschäftsanweisungen, Leitfäden und Handreichungen, die Medien mitunter als *Genderverbote* bezeichnen, die sich gegen Genderzeichen richten.

Schulen und Stadtverwaltungen vereinheitlichen den Sprachgebrauch und Parteien thematisieren das Gendern in ihren Wahlprogrammen. Sogar in Ministerien gibt es Weisungen – ja, es solle inklusiv geschrieben werden, aber eben ohne Genderstern, Binnen-I oder Genderdoppelpunkt.

Diese Maßnahmen reagieren auf einen Sprachwandel, den konservative Kräfte als Bedrohung wahrnehmen. Es ist die Rede von einer „woken Sprachkultur“, manchmal gar von einer „Genderpflicht“. So suggerieren manche, dass hier ein Problem existiere, das staatlich eingedämmt werden müsse.

Juristisch verhält es sich jedoch anders: Eine allgemeine Pflicht zum Gendern gibt es genauso wenig wie ein allgemeines Verbot von Genderzeichen. Sprache ist *vor*rechtlich in dem Sinne, dass sie in erster Linie durch soziale Konventionen und individuelle Ausdrucksformen bestimmt wird. Sprache ist zugleich *ver*rechtlicht in dem Sinne, dass sie durch Recht geprägt ist und Gegenstand von bereichsspezifischen rechtlichen Regelungen sein kann – soweit diese den Anforderungen des Grundgesetzes, den Grundsätzen der Rechtsstaatlichkeit und der Verhältnismäßigkeit entsprechen.

Was das Recht zum Gendern sagt

Ganz wichtig ist zunächst einmal: Grundsätzlich darf jede Person sprechen und schreiben, wie sie will. Das ist Ausdruck der freien Persönlichkeitsentfaltung, die durch das Grundgesetz geschützt ist. Staatliche Regelungen zur Rechtschreibung, die etwa auf Einheitlichkeit zielen, gelten daher nur für bestimmte Bereiche. Wir kennen das vor allem aus dem Schulbereich. Hier gilt das Amtliche Regelwerk des Rats für deutsche Rechtschreibung – dieses Institut hat das Bundesverfassungsgericht in seiner Entscheidung zur Rechtschreibreform ausdrücklich gebilligt.

Das Amtliche Regelwerk gilt außerdem für die öffentliche Verwaltung. Und hier wird es mit Blick auf die sogenannten *Genderverbote* spannend. Solch ein Verbot steht nämlich gar nicht im Amtlichen Regelwerk. Der Rat spricht sich sogar für eine geschlechtergerechte Schreibung aus und betont, dass die gesellschaftliche Entwicklung noch nicht abgeschlossen sei. Er werde sie weiter beobachten. Für die öffentliche Verwaltung ergibt sich daraus kein allgemeines Verbot von Genderzeichen. Auch sie nimmt teil an der gesellschaftlichen Entwicklung.

Sogenannte *Genderverbote*, gleich in welcher Form, müssen – wie auch *Gendergebote* – mit der Rechtsordnung in Einklang stehen. An der Spitze der Normenpyramide steht das deutsche Grundgesetz. Das Grundgesetz macht selbst keine Vorgaben zur richtigen Gestaltung von Sprache. Es enthält aber einige Maßstäbe, die in der rechtlichen Debatte um das Gendern angeführt werden. Dazu zählen das Gebot der Normenklarheit und Verständlichkeit, das Gebot der Gleichberechtigung von Frauen und Männern sowie das Verbot der Geschlechtsdiskriminierung.

Das Rechtsstaatsprinzip ist eine der Grundlagen unserer Verfassungsordnung. Es prägt die gesamte Architektur des Staates: wie Gesetze gemacht, ausgeführt und überprüft werden. Das Rechtsstaatsprinzip verlangt, dass staatliche Handlungsformen – zum Beispiel Gesetze oder Verwaltungsakte – verständlich und klar formuliert sind. Bürger*innen müssen ihre Rechte und Pflichten erkennen und nachvollziehen können. Für die Rechts- und Amtssprache, also insbesondere für die Gesetzgebung und die Verwaltung, bietet das *Handbuch der Rechtsförmlichkeit* Orientierung. Es wird vom Bundesjustizministerium herausgegeben und zum Beispiel benutzt, wenn in einem Bundesministerium ein Gesetzentwurf ausgearbeitet wird. Darin steht, dass Sonderzeichen zum Gendern zu vermeiden sind, allerdings sollen Beidnennungen und neutrale Formen geschlechtsübergreifend gemeinte Maskulina ergänzen, aber nicht flächendeckend ersetzen. Das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum ist danach grundsätzlich zulässig, wird aber dort ergänzt, wo es Missverständnisse geben könnte.

Solche Vorgaben dienen der Vereinheitlichung. Es ist aber nicht so, dass sie nicht geändert werden könnten. Auch Vorgaben zum Gendern mit Sonderzeichen könnten mit dem Verständlichkeitsgebot vereinbar sein. In der Debatte heißt es zwar häufig: Das Gendern mit Sonderzeichen behindere den Lesefluss und sei sehr störend. Einen Verstoß gegen das Gebot der Verständlichkeit und Klarheit von Rechts- und Amtssprache stellt es dennoch nicht dar. Das Rechtsstaatsprinzip verlangt Normenklarheit, nicht sprachliche Schlichtheit. Das zeigt

schon der Blick in einen beliebigen, am *Handbuch der Rechtsförmlichkeit* orientierten, Gesetzestext. Viele Menschen werden, um ein Gesetz oder auch nur einen Bescheid zu verstehen, diese Texte mehrfach lesen müssen. Es ist gut, darüber zu diskutieren, wie bestehende Barrieren hier abgebaut werden können. Für das Gendern mit Sonderzeichen gibt es bislang aber keinen empirischen Beleg, dass es systematisch das Verständlichkeitsgebot verletzt.

Im Grundgesetz steht auch: *Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.* Dieser Gleichberechtigungsauftrag wird in der Diskussion für eine sprachliche Abbildung von Frauen und *gegen* das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum angeführt. Die Argumente und Studien sind bekannt: Das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum hat Effekte auf die Wahrnehmung von Menschen. Frauen erfahren systematisch Benachteiligung im Familienleben, der Arbeitswelt, Politik und Wirtschaft. Da könnte der Staat doch gefragt sein, durch Vorgaben einen Beitrag zu sprachlicher Gleichberechtigung zu leisten. Auf dieser Argumentationslinie haben die Gleichstellungsgesetze des Bundes und der Länder ab den 1990er-Jahren den *Grundsatz der geschlechtergerechten Amtssprache* aufgenommen. Er besagt, dass Rechts- und Verwaltungsvorschriften die Gleichstellung von Frauen und Männern sprachlich zum Ausdruck bringen sollen, auch im Schriftverkehr. Wie das konkret aussehen könnte, ist Gegenstand zahlreicher Handreichungen und Empfehlungen, in deren Mittelpunkt die Beidnennung (*Lehrerinnen und Lehrer*) oder Neutralisierung (*Lehrkräfte*) stehen.

Außerdem ist durch das Grundgesetz noch die Diskriminierung wegen des Geschlechts verboten. Das gilt für Menschen aller Geschlechtsidentitäten, also auch nichtbinäre Personen. Eine genderinklusive Schreibweise mit Sonderzeichen könnte gerade zu ihrer sprachlichen Gleichbehandlung beitragen.

Juristisch werden diese Maßstäbe unterschiedlich in Stellung gebracht: Der Rechtswissenschaftler Hans-Jürgen Papier betont zum Beispiel das Verständlichkeitsgebot, dem das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum entsprechen könnte. Die Rechtswissenschaftlerin Ulrike Lembke macht hingegen den Gleichberechtigungsauftrag und das Diskriminierungsverbot stark und geht von einer staatlichen Pflicht zur sprachlichen Gleichbehandlung aus. Das finde ich sehr überzeugend. Bei der konkreten Umsetzung der Pflicht bleiben dem Staat aber Spielräume. Die Frage, die an dieser Stelle nicht allein rechtlich zu beantworten ist, lautet: Was bedeutet sprachliche Gleichbehandlung,

was bedeutet *genderinklusiv formulieren*? Wichtig ist, diese Frage unter Auswertung der Erkenntnisse aus den Sprachwissenschaften und anderen Disziplinen zu beantworten. Allgemeingültige Antworten gibt es bislang nicht. Deshalb existieren auch unterschiedliche Empfehlungen in den Ländern und Kommunen.

Die Städte und das Gendern

Die Landeshauptstadt Hannover wagte 2019 einen Vorstoß und empfahl in einem Informationsflyer für die Verwaltungssprache den Genderstern. In einem Gutachten bestätigte die Rechtswissenschaftlerin Ulrike Lembke die rechtliche Zulässigkeit. Einige Städte zogen schließlich nach und empfahlen den Genderstern oder auch den Genderdoppelpunkt in ihren Leitfäden. Die Wochenzeitung „Die Zeit“ zählte im Veröffentlichungsjahr des Gutachtens, 2021, dass 26 der 81 Großstädte in Deutschland den Stern verwendeten.

Inzwischen hat sich der Wind gedreht. Während Bundesländer wie Bremen oder das Saarland ihren Weg der inklusiven Sprache weiterverfolgen, versuchen andere Bundesländer, die Genderzeichen per Erlass oder ministerieller Anweisung zu unterbinden. Die Regelungen sind uneinheitlich und nur teilweise rechtlich verbindlich. Besonders streng sind Bayern und Sachsen: In Bayern ist in der Allgemeinen Geschäftsordnung für die Behörden festgelegt, dass Sonderzeichen wie Stern, Doppelpunkt oder Gap im dienstlichen Schriftverkehr und in der Normsprache unzulässig sind. In Sachsen werden neben den Schulen sogar Organisationen, die durch das Kultusministerium oder das Landesamt für Schule und Bildung beauftragt werden, zur Einhaltung des sogenannten Genderverbots verpflichtet – dies kann zum Beispiel die Gestaltung von Lernmaterialien oder Flyern betreffen. Andere Länder wie Baden-Württemberg oder Sachsen wählen einen vorsichtigeren Weg und verweisen lediglich auf das Amtliche Regelwerk der Rechtschreibung. Aber der Rat für deutsche Rechtschreibung hat den Genderstern ja nicht verboten. Es war also einigermaßen widersinnig, als der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann auf der Pressekonferenz zum Verbot sagte: „Es gibt kein Genderverbot, sondern wir halten uns an die Rechtschreibung.“

Individualansprache und Kollektivansprache

Ich möchte noch einen weiteren Aspekt aus verfassungsrechtlicher Sicht einbringen: Sogenannte Genderverbote bergen ein Risiko für verfassungswidrige Eingriffe in die Grundrechte, vor allem wenn Menschen direkt angesprochen werden. Die Anerkennung der persönlichen Identität, einschließlich des Geschlechts, ist durch das allgemeine Persönlichkeitsrecht geschützt. Es garantiert ein Recht auf geschlechtergerechte Individualansprache. Die persönliche Ansprache durch die Verwaltung – etwa in E-Mails oder Schreiben – muss kongruent zum Geschlechtsempfinden stattfinden. Das hat das Bundesverfassungsgericht bereits im Jahr 1996 für eine transgeschlechtliche Inhaftierte entschieden, die durch das Justizvollzugspersonal immer wieder falsch als Mann angesprochen wurde.

Das bedeutet zum Beispiel auch, dass Lehrkräfte in der Schule die Schüler*innen entsprechend ihrer Geschlechtsidentität ansprechen. Die sogenannten Genderverbote der Bundesländer, die auch für die Schulen gelten, verschieben diese Grenze, indem sie zwar vorgeblich die Kollektivansprache regulieren, etwa allgemeine Schreiben an die Schülerschaft, was aber in der Praxis negative Auswirkungen auf die Individualansprache haben kann. Den Staat trifft hier eine Pflicht, vor sprachlicher Diskriminierung zu schützen. Das Gendern in irgendeiner Weise zu verbieten, ist aus diesem Grund verfassungsrechtlich problematisch.

Das im Jahr 2024 verabschiedete Selbstbestimmungsgesetz entwickelt den rechtlichen Rahmen für den rechtlichen Geschlechtseintrag weiter: Ab dem 1. November 2024 können volljährige Personen ihren Geschlechtseintrag und Vornamen beim Standesamt durch Erklärung korrigieren lassen – ohne Gutachten oder medizinische Nachweise. Das neue Gesetz ersetzt das bisherige Transsexuellengesetz und stärkt die geschlechtliche Selbstbestimmung für transgeschlechtliche, nichtbinäre und intergeschlechtliche Menschen.

Das Selbstbestimmungsgesetz schafft erstmals ein Verfahren, das dem Selbstverständnis der betroffenen Personen folgt – nicht mehr einer medizinisch-psychologischen Beurteilung. Es betont, dass der Staat die Identität eines Menschen rechtlich und sprachlich respektieren muss und dass geschlechtsbezogene Diskriminierung verboten ist.

Die Deutsche Bahn und ihre Anmeldemaske

Eine binär gegenderte Anmeldemaske beim Ticketkauf wurde für die Deutsche Bahn zum Problem. Für Massengeschäfte im Privatrechtsverkehr gilt das

Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz. Zivilrechtliche Massengeschäfte sind alltägliche, standardisierte Rechtsgeschäfte, die viele Menschen betreffen und einheitlich abgewickelt werden – oft durch Formulare, Automaten, Websites oder Vordrucke. Das Gleichbehandlungsgesetz verbietet die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts, auch für die Kommunikation während des Ticketkaufs bei der Deutschen Bahn. Der Konzern bot zwei Möglichkeiten der Anrede zur Auswahl, wenn jemand ein Ticket kaufen wollte: „Frau“ oder „Herr“.

Kollektivansprache und Individualansprache – Was ist der Unterschied?

Bei der Kollektivansprache heißt es *Liebe Bürgerinnen und Bürger* oder *Sehr geehrte Studierende* – diese Anrede ist allgemein und adressiert eine unbestimmte Gruppe. Diese Form ist meistens das Ziel von sogenannten Genderverboten, die verlangen, dass öffentliche Institutionen in Verwaltungsakten oder auf Websites nicht *Bürger*innen* schreiben. Anders ist das bei der Individualansprache. Hier geht es um die persönliche Anrede einzelner Menschen (*Sehr geehrte Frau Valentin*). Diese direkte Ansprache ist rechtlich besonders geschützt, da sie die *Menschenwürde* und die *freie Entfaltung der Persönlichkeit* betrifft.

Während also bei allgemeinen Formulierungen diskutiert wird, ob Genderzeichen erlaubt sind oder nicht, dürfen persönliche Ansprachen nicht pauschal eingeschränkt werden. Denn jeder Mensch hat ein verfassungsrechtliches Recht darauf, individuell und kongruent zum Geschlechtsempfinden angesprochen zu werden. Im Falle einer nichtbinären Person könnte die Ansprache wie folgt lauten: *Sehr geehrte*r Dana-Sophia Valentin* oder auch *Guten Tag Dana-Sophia Valentin*.

Im Kontext der sogenannten Genderverbote wird die Grenze zwischen Kollektiv- und Individualansprache in der Praxis jedoch unscharf. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Verbotsvorgaben auch innerhalb der geschützten Individualansprache angewendet werden, aus Unwissenheit oder Unsicherheit. Das ist verfassungsrechtlich bedenklich.

Die Änderung des Personenstandsgesetzes und das Selbstbestimmungsgesetz

Im Jahr 2017 traf das Bundesverfassungsgericht eine wegweisende Entscheidung zur Geschlechtsidentität. Es erklärte, dass Menschen, die sich weder als männlich noch als weiblich identifizieren, ein Recht darauf haben, im Personenstandsregister entsprechend anerkannt zu werden. Der Gesetzgeber müsse eine positive dritte Option („divers“) schaffen, so der Beschluss – ein simples Offenlassen der Geschlechtsangabe reiche nicht. Das Gericht leitete dies aus dem allgemeinen Persönlichkeitsrecht und dem Geschlechtsdiskriminierungsverbot ab.

Die Reaktion: Der Bundestag passte 2018 das Personenstandsgesetz an. Seitdem kann neben „männlich“ und „weiblich“ oder gar keiner Geschlechtsangabe auch „divers“ im Geburtenregister eingetragen werden. Denn der Staat darf niemanden zwingen, sich falsch zuordnen zu müssen – das wäre ein verfassungswidriger Eingriff in die Identität.

Diese Entscheidung hat Folgen weit über das Personenstandsregister hinaus. Denn wer rechtlich als „divers“ anerkannt wird, muss auch sprachlich angemessen angesprochen werden. Das ist Aufgabe von Behörden, aber auch von privaten Unternehmen, die andernfalls gegen das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz verstoßen können – insbesondere, wenn sie Menschen direkt ansprechen. Aber auch in Formularen und Eingabemasken gilt: Wer etwa die Anrede von Personen für den Geschäftsverkehr abfragt, darf diese nicht gegen ihren Willen auf ein binäres Schema festlegen.

Im Frühjahr 2022 hat eine nichtbinäre Person das Unternehmen deswegen verklagt. Denn „Frau“ und „Herr“ traf beides nicht auf sie zu. Das Oberlandesgericht Frankfurt urteilte im Juni 2022, dass die Bahn eine geschlechtsneutrale Alternative anbieten müsse. Die Bahn passte daraufhin ihr Ticketsystem an. Seit dem Januar 2023 wird eine dritte Möglichkeit ausgespielt beim Ticketkauf: „neutrale Anrede“.

Ein weiteres Beispiel zum Thema: Vor wenigen Jahren, als einige Städte Formulierungen mit Stern oder Doppelpunkt einführten, taten das auch einige

Unternehmen des Mittelstandes und wenige DAX-Unternehmen. Darunter auch der Automobilkonzern Audi, der in einer Richtlinie den Gendergap empfahl und seine Belegschaft mit „Audianer_innen“ ansprach. Ein Mitarbeiter des Mutterkonzerns Volkswagen, der mit einem Audi-Mitarbeiter zu tun hatte, sah sich durch diese Ansprache in seinem Persönlichkeitsrecht verletzt und verklagte Audi auf Unterlassung. Der Gendergap sei für ihn diskriminierend, da dieser die männliche Sprachform vermeide. Das Landesgericht Ingolstadt verneinte einen Unterlassungsanspruch. Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz griff schon nicht, weil kein Arbeitsverhältnis zwischen dem Mitarbeiter und Audi vorlag. Einen zivilrechtlichen Anspruch wegen Verletzung des allgemeinen Persönlichkeitsrechts lehnte das Gericht ebenfalls ab. Es lag keine Abwertung, keine Herabwürdigung von Personen männlichen Geschlechts, und auch keine Pflicht zum Mitmachen vor. Das Oberlandesgericht München wies die Berufung zurück. Die bloße Konfrontation mit genderinklusive Sprache verletzt also keine Rechte. Mittlerweile nutzt Audi eine andere Form genderinklusive Sprache, die auch weniger strittig ist. Verwendet wird eine Neutalisierung: Statt *Liebe Audianer_innen* schreiben sie nun *Team Audi*.

Fazit

Die Debatte um sogenannte Genderverbote zeigt, wie stark Sprache politisch aufgeladen wird. Statt mit pauschalen Untersagungen einen offenen Diskurs zu blockieren, sollten wir darüber sprechen, wie Sprache genderinklusiv gestaltet werden kann. Das Grundgesetz verpflichtet den Staat, Gleichberechtigung zu fördern – auch in der Sprache.

Gleichberechtigung ist immer eine Suchbewegung Richtung Zukunft. Noch gibt es keine allgemein verbindliche Form genderinklusive Sprache, und auch die Anerkennung vielfältiger Geschlechtsidentitäten ist in der Gesellschaft noch nicht vollständig realisiert. Gerade in solchen Zeiten entstehen kreative Ausdrucksformen. Diesen Wandel gilt es nicht durch Verbote zu unterdrücken, sondern konstruktiv zu begleiten.

Das heißt nicht, dass alle Menschen verpflichtet werden müssen, auf dieselbe Weise zu gendern. Aber es bedeutet, dass der Staat, zum Beispiel in der Verwaltung und den Schulen, Rahmenbedingungen schaffen muss, in denen sich alle Menschen, gleich welchen Geschlechts, gesehen und angesprochen fühlen. Zugleich darf sprachliche Diskriminierung keinen Raum haben – der Staat ist rechtlich verpflichtet, dies durch wirksame Maßnahmen sicherzustellen.

Zum Weiterlesen

Antidiskriminierungsstelle des Bundes: *Rechtliche Einschätzung staatlicher „Genderverbote“* (2024)

Ulrike Lembke: *Geschlechtergerechte Amtssprache. Rechtliche Expertise zur Einschätzung der Rechtswirksamkeit von Handlungsformen der Verwaltung bei Verwendung des Gendersterns oder von geschlechtsumfassenden Formulierungen* (2021)

Anna Katharina Mangold: *Geschlechtergerechte Sprache in der Verfassung des Landes Brandenburg* (2021)

Wissenschaftliche Dienste des Bundestages: *Verfassungsrechtliche Einordnung sogenannter Genderverbote in der Bundesverwaltung* (2024)

Lesetipp

Ulrike Lembke: *Verfassungswidrige Sprachverbote* (2023)
(<https://verfassungsblog.de/verfassungswidrige-sprachverbote/>)

Auf einen Blick

Gibt es rechtliche Bedenken gegen das Gendern?

Nein. Genderinklusive Sprache unter Nutzung von Sonderzeichen verstößt nicht gegen das rechtsstaatliche Gebot der Normenklarheit und Verständlichkeit. Die Politik stellt sogenannte Genderverbote oft als juristisch notwendig dar – doch das ist ein von reaktionären Kräften politisch motiviertes Missverständnis. Der Gleichstellungsauftrag des Grundgesetzes und das Verbot der Geschlechtsdiskriminierung fordern sogar sprachliche Gleichbehandlung, insbesondere von Behörden.

Sind sogenannte Genderverbote rechtlich zulässig?

Für bestimmte Bereiche sind sogenannte Genderverbote unzulässig. Das gilt zum Beispiel, wenn sie in die Wissenschaftsfreiheit oder die Rundfunkfreiheit eingreifen. Rechtliche Bedenken gegenüber sogenannten Genderverboten für die Verwaltung sind angebracht, soweit sie Gefahr laufen, auch die individuelle Ansprache zu regeln. Es gibt ein verfassungsrechtlich garantiertes Recht auf geschlechtergerechte Ansprache in der individuellen Ansprache in konkreten Situationen. Die Unterscheidung zwischen Kollektivansprache (*Bürger*innen*) und Individualansprache (*Sehr geehrte Frau Valentin*) ist zentral, wird in der Debatte aber oft verwischt.

Was wäre ein sinnvoller Umgang mit genderinklusive Sprache?

Vielfalt statt Verbote. Sprachliche Gleichberechtigung ist Teil des gesellschaftlichen Fortschritts – und dieser braucht Raum.

Und anderswo?

Russisch, Polnisch sowie Ober- und Niedersorbisch

Von Mariam Misakian und Jeanne Wellnitz

In den slawischen Sprachen Russisch, Polnisch sowie Ober- und Niedersorbisch gibt es drei grammatische Geschlechter: Maskulinum, Femininum und Neutrum. Im Polnischen wird das Maskulinum sogar noch weiter untergliedert: in Personenmaskulinum, belebtes Maskulinum und unbelebtes Maskulinum. Das belebte Maskulinum bezieht sich dabei auf männliche Tiere, zum Beispiel *pies* (Hund). Das unbelebte Maskulinum auf Gegenstände mit männlichem Genus, zum Beispiel *stół* (Tisch) und auf abstrakte Begriffe wie *sport* (Sport).

In keiner dieser Sprachen sind genderinklusive Formen bislang verbreitet. Das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum ist überwiegend Standard. Adjektive, Verben, teilweise sogar Zahlen haben in vielen slawischen Sprachen ein Geschlecht und werden mitgebeugt. Das erschwert das Gendern in der Praxis. So sagt man im Russischen zum Beispiel für *Ich ging* als Mann *Я пошёл* (*ja poshol*), als Frau heißt es korrekt *Я пошла* (*ja poshla*).

Im Russischen ist genderinklusive Sprache auch politisch nicht gewollt. Im Polnischen allerdings wird im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs zunehmend antidiskriminierende Sprache verwendet. In den Sorbischen Sprachen finden – beeinflusst durch das Deutsche – bislang vereinzelt Versuche inklusiven Sprachgebrauchs statt.

Russisch

Das Maskulinum gilt im Russischen als geschlechtsübergreifend: Es wird standardmäßig verwendet, wenn das Geschlecht unbekannt ist oder eine gemischte Gruppe gemeint ist. Feminine Formen sind zwar im Sprachsystem möglich, aber im Sprachgebrauch wenig verankert. „Gendern ist kein natürlicher Bestandteil der russischen Grammatik, obwohl das Sprachsystem durchaus die Bildung femininer Benennungseinheiten erlaubt. Gendern ist vielmehr ein bewusster sprachpolitischer Akt gegen die Norm, der nicht im Sprachalltag zu finden ist; dafür aber vor allem in aktivistischen Gruppen oder beispielsweise unter

russischsprachigen Queer-Forscher*innen außerhalb Russlands Anwendung findet“, sagt Dennis Scheller-Boltz, Sprach- und Übersetzungswissenschaftler mit Schwerpunkt Slawistik und Freier Dozent an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Ein Beispiel zeigt die Dominanz des Maskulinums: Das Fragepronomen *кто* (*kto* = *wer*) gilt als geschlechtsneutral, die grammatikalische Struktur verlangt jedoch die maskuline Verbform – selbst dann, wenn eindeutig Frauen gemeint sind. Feminine Kongruenzformen gelten als Regelverstoß.

Weibliche Berufsbezeichnungen existieren in der russischen Sprache außerdem oft mit Einschränkungen. Möglich ist das Bilden weiblicher Formen mit den Suffixen *-nitsa*, *-ka* oder *-sa* – sie sind allerdings fast nur bei traditionell weiblich konnotierten Berufen in Gebrauch wie *воспитательница* (*vospitatelnitsa* = *Erzieherin*), *уборщица* (*uborshchitsa* = *Putzfrau*, *Reinigungskraft*), *продащица* (*prodavshchitsa* = *Verkäuferin*) oder *стюардесса* (*styuardessa* = *Stewardess*). Für die meisten Berufe ist das Maskulinum aber Standard, oft referieren Frauen auf sich selbst und andere im Maskulinum.

Beispiel: *Моя соседка – психолог.* (*Moya sosodka – psikholog.*)
– *Meine Nachbarin ist Psychologe.*

Um explizit auf das Geschlecht hinzuweisen, greift man dann zu Konstruktionen wie *женщина-адвокат* (*zhenshchina-advokat* = *Frau-Anwalt*) oder *женщина-инженер* (*zhenshchina-inzhener* = *Frau-Ingenieur*).

Weibliche Personenbezeichnungen können auch herablassend gemeint sein: „Wer die weibliche Form benutzt, kann damit auch unmittelbar auf eine niedrigere Position, eine geringere Qualifikation und damit auf eine fehlende Verantwortung, Kompetenz und Seriosität hinweisen“, sagt Sprachforscher Scheller-Boltz. So sei das Wort *психоложка* (*Psikholoshka*), also die *Psychologin*, anstelle des geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinums *психолог* (*Psikholog*) nur abwertend zu verstehen.

Beispiel: *Она не психолог, а какая-то психоложка.* (*Ona ne psikholog, a kakaja-ta psicholoshka.*)
– *Sie ist kein [richtiger] Psychologe, sondern irgend so eine [Möchtegern-] Psychologin*

Polnisch

Der Rat der Polnischen Sprache legt Normen sowie Leitlinien für die polnische Sprache bezogen auf Grammatik, Orthografie und Wortschatz fest. Im Jahr 1999 hat die Institution ein Sprachgesetz verabschiedet. Genderinklusive Formen kommen darin nicht vor. Grammatikalisch komplex erscheint das Polnische dadurch, dass nicht nur Nomen, sondern auch Zahlen und das Wort „alle“ gegendert und dekliniert werden:

Beispiel: *wszyscy mężczyźni* (= alle Männer) und *wszystkie kobiety* (= alle Frauen).

Adjektive und Verben im Satz richten sich immer nach der maskulinen Form.

Beispiel: *Kobieta i kot stali obok okna* =
Die Frau und der Kater standen am Fenster
Obwohl die Frau im Satz zuerst genannt wird und, obwohl sie ein Mensch ist, bestimmt das maskuline *kot* (*Kater*) die Verbform.

Weibliche Personenbezeichnungen sind im Polnischen zwar grammatikalisch möglich, in Berufsbezeichnungen ist das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum allerdings unabhängig vom Geschlecht der gemeinten Fachkraft der Standard. In Einzelfällen wird die weibliche Form benutzt und geht dabei mit einem Bedeutungsunterschied einher, oft mit geringerer Qualifikation.

Beispiel: *profesor* = *Universitätsprofessor*;
profesorka = *Lehrerin an einer Schule*

Die polnische Sportministerin Joanna Mucha sorgte in den 2010er-Jahren für Furore, weil sie explizit darauf bestand, mit dem Titel *ministra* (=Ministerin) angesprochen zu werden, statt mit dem sonst üblichen *minister*. Generell dominiert im Polnischen das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum. So sprechen Dozent*innen ihre Studierenden unabhängig vom Geschlecht der Anwesenden mit *Drodzy studenci* an, was strenggenommen *Liebe Studenten* bedeutet. Wenn polnischsprachige Menschen Deutsch lernen, müssen sie sich erst einmal daran gewöhnen, dass sich mit der deutschen Anrede *Liebe Studenten* nicht alle Personen angesprochen fühlen. Trotzdem werden laut einer Umfrage allmählich mehr weibliche Berufsbezeichnungen im Polnischen verwendet.

Ober- und Niedersorbisch

Die Sprachen Obersorbisch und Niedersorbisch sind westslawische Sprachen, die in Deutschland gesprochen werden und als amtlich anerkannte Minderheitensprachen gelten. Das Obersorbische wird in der Oberlausitz gesprochen, einer Region in den Bundesländern Sachsen und Brandenburg. Niedersorbisch kommt vor allem in der Niederlausitz vor, vorrangig in Brandenburg. Beide gehören zur gleichen Sprachfamilie wie Polnisch, Tschechisch und Slowakisch.

Gendern sei im Sorbischen kein breit diskutiertes Thema, sagt Thomas Menzel, Professor am Sorbischen Institut Bautzen. Es spiele allerdings mittlerweile zunehmend eine Rolle: „Beidnennung kommt inzwischen häufiger vor.“ Doch auch das hat seine Tücken. Im Obersorbischen werden Sätze schnell lang und redundant, weil man alle Attribute in beiden Genus-Formen wiederholen muss. Denn die Genus-Unterschiede bestehen – anders als im Deutschen – auch im Plural. Verkürzungen wären hier ungrammatisch.

Beispiel: *Moje lube čitarki a moji lubi čitarjo*
= *Meine lieben Leserinnen und meine lieben Leser*

Innerhalb des Obersorbischen gibt es sowohl eine Schriftsprache als auch eine Umgangssprache. Letztere hat die Genus-Unterschiede im Plural verloren. „Sie ist im öffentlichen Gebrauch stigmatisiert, und das kann auch ein Grund dafür

sein, dass die Bewahrung der schriftsprachlichen Kongruenzverhältnisse den Sprechenden so ans Herz gelegt wird“, sagt Sprachforscher Menzel.

Im Niedersorbischen ist der Plural hingegen genusneutral. Möglich ist daher folgendes:

Beispiel: *Móje lube cytaŕki a cytarje* = *Meine lieben Leserinnen und Leser*

Substantivierte Partizipien wie das Wort *Studierende* werden aus dem Deutschen ins Sorbische übertragen, aber das wirft neue grammatische Probleme auf. Erstens wird das Genus an beinahe jeder Endung erkennbar, im Obersorbischen sogar im Plural. Deshalb funktioniert auch das Partizip – im Gegensatz zum Deutschen – nicht genusneutral. Zweitens können aus Partizipien nicht einfach zusammengesetzte Wörter gebildet werden wie im Deutschen. Das *Studierendenwerk* wäre im Sorbischen das *studierende Werk*. „Solch eine Ausdrucksweise verstößt gegen jedes Sprachgefühl“, sagt Menzel. Wer genderinklusive Formen ohne Weiteres aus dem Deutschen ins Sorbische überträgt, riskiert daher schnell einen Grammatikfehler. „Die grammatischen Systeme der Kontaktsprachen unterscheiden sich zu sehr“, sagt Menzel.

Erste kreative Lösungen sind derzeit im Entstehen. Dabei hat die deutsche Sprache Einfluss auf genderinklusive Formen im Sorbischen. Im Niedersorbischen werden mitunter komplexe Umschreibungen verwendet, um etwa eine inklusive Übersetzung aus dem Deutschen zu schaffen:

Beispiel: *wósebnj nadawk mějuca/cy* = *die/der Sonderbeauftragte*
(wörtlich: *die/der eine besondere Aufgabe Habende*)
oder
starša/šy pó službnych lětach = *die/der Dienstälteste*
(wörtlich: *die/der Älteste an Dienstjahren*)

EXPERTIN

Kristina Peuschel ist Inhaberin des Lehrstuhls für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache und seine Didaktik an der Universität Augsburg. Gemeinsam mit ihrer wissenschaftlichen Mitarbeiterin Laura Schmidt hat sie Studierende zu ihren Einstellungen zu genderinklusive Sprache

im Unterricht von Deutsch als Zweit- und Fremdsprache befragt. Mit dem Ergebnis, dass sich viele von ihnen unsicher fühlen angesichts der Debatte und der Vielzahl sprachlicher Varianten. Daraus folgern die Forscherinnen: Deutschlernende sollten mehr darüber lernen, worum es in diesem Diskurs geht.



Macht Gendern Deutsch schwer erlernbar?

Verwirren Stern, Doppelpunkt oder Neopronomen Menschen, die Deutsch lernen? Oft wird das behauptet. Doch das Thema kann Lehrkräfte und Lernende dazu anregen, gemeinsam über Sprache und Gesellschaft nachzudenken. Das ist ein wichtiger Teil inklusiven Sprachunterrichts.

Viele denken bei dem Fach *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache* als erstes an zugewanderte Menschen, die Deutsch lernen – und nicht an künftige Lehrkräfte, die anderen die Sprache beibringen. Das Fach hat allerdings diese beiden Zielgruppen. Demzufolge müssen wir uns auch dem Thema „Genderinklusive Sprache“ aus zwei Perspektiven nähern. Ich beginne mit den angehenden Lehrkräften, den Studierenden.

In meinen Lehrveranstaltungen und Texten verwende ich mitunter das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum, aber auch den gesprochenen Gendergap, neutrale Formen, den Genderstern, Beidnennungen oder das geschlechtsübergreifende Femininum – schließlich sitzen in den Kursen vor allem Frauen. Ich habe mich bereits genderinklusiv ausgedrückt, als ich in der zwölften Klasse für die Schülerzeitung geschrieben habe. Damals habe ich ausschließlich das Binnen-I genutzt und mich seither immer gefreut, wenn neue Zeichen vorgeschlagen wurden. Heute verwende ich gern den Doppelpunkt und den Stern. Diese Sonderzeichen bereichern das Formeninventar unserer Sprache – und damit auch die Sprachdidaktik, also die Lehre davon, wie sprachliche Kompetenzen sinnvoll vermittelt und erworben werden können. Es geht für mich persönlich beim Gendern also nicht um das *Ob*, sondern nur um das *Wie*.

Das ist auch der Anspruch, den Lehrkräfte meiner Meinung nach an ihren Unterricht haben sollten: Deutschlernende sollen dazu befähigt werden, die Sprache möglichst umfassend und selbstständig anwenden zu können. Ein Irrtum in der Debatte ist allerdings, dass das Gendern mit Sonderzeichen im Unterricht viel Raum einnehmen würde. Im Gegenteil: Der Raum ist klein. Aber er ist vorhanden.

Für mich ist wichtig, dass genderinklusive Varianten des Deutschen in der Lehre und im Unterricht Thema sind. Die Kursteilnehmenden begegnen ihnen auch in ihrem Alltag. Sie hören den Gap teilweise im Radio, sie sehen den Stern in Instagramposts oder auf Websites. Seit der Novellierung des Personenstandsgesetzes im Jahr 2018 zeigen uns unter anderem Stellenanzeigen, wie vielfältig das Formeninventar rund ums Gendern ist. Gesucht werden in den Jobinseraten mitunter „ein*e Werbetexter*in“, eine „Projektleitung“, „ein:e Journalist:in“ oder „Lagermitarbeiter (m/w/d)“.

Es ist die Aufgabe der Lehrkräfte, im Deutschunterricht für Erwachsene sicherzustellen, dass ihre Lernenden auf Jobsuche diese Texte verstehen. Was bedeutet das „d“ im Zusatz (m/w/d)? Wofür steht „divers“ oder der Genderstern? Schlussendlich lässt sich an diesen Beispielen zeigen, dass das Deutsche zwischen einer engen orthografischen Normierung und einem sehr freien

Sprachgebrauch pendeln kann. Die Lehrenden entscheiden individuell, *wie* sie diese Inhalte vermitteln. Das hängt meist auch von ihrer eigenen Biografie ab.

Deutsch als Fremd- und Zweitsprache

Deutsch als Fremdsprache wird in der Regel in Ländern unterrichtet, in denen Deutsch nicht die Landessprache ist – etwa an Schulen, Universitäten oder Goethe-Instituten im Ausland. *Deutsch als Zweitsprache* bezeichnet für gewöhnlich den Erwerb von Deutsch in einem deutschsprachigen Land, etwa durch zugewanderte Kinder oder Erwachsene, die Deutsch im Alltag und in Bildungseinrichtungen lernen.

Beide Bereiche haben unterschiedliche Zielgruppen, aber gemeinsame didaktische Grundlagen. Lehrkräfte in *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache* vermitteln nicht nur sprachliche Kompetenzen, sondern auch kulturelle und gesellschaftliche Inhalte. Dazu kann auch die Auseinandersetzung mit genderinklusive Sprache, gesellschaftlicher Teilhabe oder Anti-Diskriminierung gehören.

Perspektive I: Das Lehren der deutschen Sprache

Die persönlichen Geschichten der Studierenden, mit denen ich arbeite, sind elementar für das Verständnis ihres Fachs und sie bestimmen, wie sich ihre künftige Lehrtätigkeit gestaltet. Eine Ukrainerin, die geflüchtet ist, hierzulande Deutsch als Fremd- und Zweitsprache im Bachelor studiert und später einmal in die Sprach- und Kulturarbeit möchte, hat einen anderen Zugang zum späteren Unterricht als ein Deutscher, der monolingual in einer deutschen Kleinstadt aufgewachsen ist und Englisch und Italienisch in der Schule hatte. Wenn wir nun in der Lehrkräftebildung das Thema genderinklusive Sprache ansprechen, werden die Studierenden Vergleiche zu den ihnen vertrauten Sprachen ziehen. Auf diese Weise entstehen wertvolle Diskussionen über Genus-Kategorien in verschiedenen Sprachräumen und die verschiedenen Möglichkeiten genderinklusive formulierter Personenbezeichnungen. Dem sollte in der Ausbildung Raum gegeben werden. Denn durch diese Reflexion der eigenen Biografie und

der eigenen Mehrsprachigkeit können die angehenden Lehrkräfte später informierte methodische und pädagogische Entscheidungen treffen.

Es ist ein bisschen so wie mit dem Sprechen eines Dialekts. Stellen wir uns eine Lehrerin in Berlin vor, die stark berlinern kann. Sie steht vor der Entscheidung, im Unterricht auch einmal den Dialekt zu sprechen, damit die Teilnehmenden sich in der trubeligen Hauptstadt und ihrer Mundart zurechtfinden können. Natürlich ist zunächst das Standarddeutsche das Ziel, weil die Lernenden unabhängig vom Lebenskontext Sprachkompetenzen erwerben wollen. Das ist die akademische Norm. Lernende sollen Gespräche und Medienbeiträge hören und verstehen, Texte lesen und schreiben sowie in sozialen Situationen angemessen kommunizieren können.

Aber – und dieses Aber ist wichtig: Die Dialektsprecherin könnte auch die Sprachvarietät zum Unterrichtsgegenstand machen, über Norm und Varianz sprechen und den Lernenden vermitteln, was es heißt, wenn jemand antwortet „Dit weeß ick nich“ oder „Wat willstste?“. Mündliches und Schriftliches ist in der Regel weit voneinander entfernt. Die Varianz in einem Bereich zu thematisieren, heißt also auch, Varianz in anderen Bereichen nicht zu vernachlässigen, um die gesamte Vielfalt der gelebten Sprache erkennen zu können. Nun ist die große Frage: Zu welchem Zeitpunkt vermitteln Lehrkräfte solche Nuancen, seien es dialektale Varietäten oder genderinklusive Varianten?

Der *Gemeinsame Europäische Referenzrahmen für Sprachen* teilt die Sprachniveaus in A, B und C ein. Auf den A-Niveaus können Lernende vor allem in ihrem Nahbereich kommunizieren, also über persönliche und familiäre Themen sprechen. Bei diesen basalen Sprachkompetenzen brauchen sie oft noch Unterstützung. Im B-Bereich nutzen Lernende die Sprache selbstständiger. Die Themen werden vielfältiger, die Abstraktionen größer, und die Textformate sowie die Medienvielfalt nehmen zu. Auf den C-Niveaus sind Lernende kompetent und können in verschiedenen Situationen umfassend kommunizieren. Sie verstehen und verwenden Nuancen in Texten und gesprochener Sprache. Für Beruf, Studium oder Einbürgerung ist meist mindestens B1 oder B2 notwendig, für akademische Zwecke meist C1.

Die Befürchtungen, genderinklusive Formulierungen könnten das Erlernen des Deutschen erschweren, sind eigentlich nur nachvollziehbar für den A-Bereich. Das ist der Anfangsbereich des Spracherwerbs. Hier lauert tatsächlich die Gefahr, dass eine Überbetonung bestimmter komplexer Aspekte des Deutschen das Lernen erschwert. Das muss aber nicht unbedingt das Gendern betreffen. Wenn man sich zu intensiv mit den Fällen des Deutschen beschäftigt und dabei

die wichtige Wortschatzarbeit oder die Arbeit mit Texten vernachlässigt, leidet der Lernerfolg ebenso. Daher könnte für genderinklusive Sprache gelten: Ich erkläre, dass es beispielsweise den Genderstern gibt und wofür er steht. Was ich vermeide, ist, welche grammatischen Folgen er hat, wenn ich in einem Satz die Adjektiv-Nomen-Kombination „ein*e gute*r Schüler*in“ verwende. Das würde viele überfordern. Das wäre außerdem alltagsfern. Eltern mit Migrationsbiografie, die hier Fuß fassen wollen, werden beispielsweise vor allem in der Lage sein müssen, mit der Lehrkraft an einer Grundschule ein Gespräch über ihr Kind zu führen – dabei ist es sicher nicht wichtig, dass sie alle Formen genderinklusive Sprache kennen.

Auf der anderen Seite bedeutet Sprachunterricht zu Beginn aber auch, über sich selbst sprechen zu können, wie man heißt, woher man kommt, welche Sprachen man spricht, und so weiter. Es ist im Deutschunterricht also unvermeidlich, Genuskategorien und ihre Zuordnungen zu thematisieren. Dabei wird sehr schnell deutlich, das Genus und Sexus bei Personenbezeichnungen im Deutschen nicht immer zusammenpassen. *Die Ärztin* ist *sie*, *der Arzt* ist *er*, soweit ist das klar. Aber bei dem Substantiv *das Mädchen* müsste grammatisch richtig das Pronomen *es* verwendet werden, obwohl die mit *das Mädchen* bezeichnete Person in der Regel weiblich ist. Gendern, als sprachliche Umsetzung dessen, was zur Beschreibung der Welt nötig ist, erfolgt mit den Mitteln, die das Deutsche zur Verfügung stellt oder auch einfordert. Ein englischer Satz wie *The teacher gave the students their homework assignments* kann schließlich auch auf verschiedene Weise übersetzt werden: etwa mit *die Lehrkraft*, *der Lehrer*, *die Lehrerin* oder *den Studierenden*, *den Studenten*, *den Studentinnen* oder *den Student*innen*.

Außerdem kann es passieren, dass eine Person im Kurs nichtbinär ist. Das geschieht vielleicht nicht in jedem Kurs, aber es kommt vor. In einer solchen Situation sollten Lehrkräfte auch ein sprachliches Angebot machen können.

Ich habe mich vor einiger Zeit gefragt, was angehende Lehrkräfte fühlen angesichts der veränderten Anforderungen rund um genderinklusive Schreiben und Sprechen, wenn ihnen die Sprachformen direkt in Texten begegnen. Gemeinsam mit Laura Schmidt haben wir dann 51 Studierende der Fächer *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache* dazu befragt. Im Ergebnis stehen die meisten Studierenden gendergerechter Sprache weder besonders begeistert noch eindeutig ablehnend gegenüber. Viele scheinen schlicht keine feste Meinung zu haben – das zeigt sich in häufigen Aussagen von Unsicherheit, Skepsis oder gemischten Gefühlen. Aber es gibt auch Ausnahmen, denn bei einigen hat der Genderstern für Begeisterung gesorgt.

Spannend für die weitere Forschung ist also vor allem, dass sich ein Großteil der Lehrkräfte von der Vielfalt an genderinklusiven Formen überfordert zeigt. Diesen Befindlichkeiten sollten wir in der Lehrkräftebildung mit Wissensvermittlung und der Möglichkeit zum Austausch begegnen. Hier müssen auch die Lehrpläne mitziehen. In der Erwachsenenbildung gibt es zwar curriculare Vorgaben, sich mit verschiedenen Identitäten und Gleichberechtigung zu befassen. Es existiert aber immer noch zu wenig Material, das erklärt, was der Stern bedeutet und warum er verwendet wird – oder gar, was ein Neopronomen ist.

Was sind Neopronomen?

Ein Neopronomen ist eine Wortneuschöpfung, die nichtbinäre Personen favorisieren, wenn über sie in der dritten Person gesprochen wird. Statt also *sie* oder *er* zu sagen, gibt es Vorschläge für genderinklusive Pronomen. Sie kommen aus den queeren Communities. Bekannte Beispiele sind *xier*, *sier* oder *dey*. Diese sind beispielsweise in überregionalen Zeitungen noch wenig zu finden, aber in queeren und aktivistischen Kontexten sowie in sozialen Medien zunehmend verbreitet. *Dey/dem* hat sich etwa aus dem Englischen entwickelt. Queere Communities aus dem englischsprachigen Raum nutzen zum Beispiel das *singular they* statt *she* oder *he*. In Schweden hat sich *hen* etabliert und wurde sogar ins offizielle Wörterbuch aufgenommen, im Französischen lautet ein Vorschlag *iel*. Es gibt einige Personen, die ihre Pronomen in E-Mail-Signaturen oder Social-Media-Profilen angeben.

Im Unterricht und in Lehrwerken für *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache* spielen Neopronomen bislang kaum eine Rolle, sie sind aber dennoch für den Unterricht relevant. Denn sie sind Teil eines gesellschaftlichen Sprachwandels, der sich auch im alltäglichen Sprachgebrauch niederschlägt und auch zunehmend durch nichtbinäre Serienfiguren zum Tragen kommt, etwa in „This is us“, „And just like that“ oder „Grey’s Anatomy“. Für Lernende ist es daher sinnvoll, diese Formen zumindest kennenzulernen, damit sie sie einordnen und bei Bedarf auch verwenden können.

Es ist also bislang für Lehrkräfte überwiegend durch das eigene Engagement möglich, diese Themen zu behandeln. Um der Unsicherheit der Lehrkräfte zu begegnen, ist es also viel wichtiger, konkretes, hilfreiches Material zu entwickeln, als sich immer weiter in einer Grundsatzdebatte zu verwickeln. Denn eines ist, denke ich, klar: Es gibt in so vielen Sprachen mittlerweile genderinklusive Formulierungsvarianten, dass solche Formen auch im Deutschen nicht verschwinden werden.

Ganz praktisch heißt genderinklusive Sprachvermittlung: Schon ab den ersten Unterrichtsstunden könnte erklärt werden, wie das grammatische Geschlecht (Genus) und das biologische Geschlecht einer Person (Sexus) zusammenhängen – und dass diese beiden Kategorien nicht immer übereinstimmen. Es könnte ebenfalls thematisiert werden, dass das Maskulinum nicht immer geschlechtsübergreifend funktioniert, und es ist wichtig, dass Lernende früh genderneutrale Bezeichnungen wie *die Lehrkraft* oder *das Mitglied* kennenlernen, ebenso wie inklusive Pluralformen wie *Studierende*. Die Dozentin für Deutsch als Fremdsprache, Angela Lipsky, hat Vorschläge gemacht für Übungen, in denen die Lernenden

- neue Wörter danach sortieren, ob sie geschlechtsspezifisch (*der Lehrer/die Lehrerin*) oder geschlechtsneutral (*die Person*) sind,
- verschiedene Möglichkeiten für den Plural bei gemischten Gruppen bilden,
- darüber sprechen, wie unterschiedliche Schreibweisen (Binnen-I, Stern, Doppelpunkt) oder Anredeformen wirken,
- und alternative Pronomen kennenlernen – auch neue geschlechtsneutrale Formen wie *xier* oder *dey*

Lehrkräfte könnten Neopronomen außerdem im Rahmen von Sprachvergleichen thematisieren: Wie wird Geschlecht in verschiedenen Sprachen grammatikalisch markiert? Gibt es in anderen Sprachen geschlechtsneutrale Formen? Was bedeutet es, wenn eine Sprache verschiedene Genera kennt – oder eben nicht? Man könnte darüber sprechen, wie hilfreich es wäre, wenn es eine kodifizierte, also standardisierte Form für ein Neopronomen für das Deutsche gäbe. Solche Fragen regen zur Reflexion an und stärken die Sprachbewusstheit.

Ein Videoprojekt der Universität Augsburg

Ein Videoprojekt der Universität Augsburg bietet noch weitere Möglichkeiten an, wie sich genderinklusive Sprache im Unterricht thematisieren ließe. Die Lehrerin zeigt etwa ein Bild, auf dem der Begriff *Lehrer* steht. Auf einem zweiten Bild sind dann Männer und Frauen zu sehen. Die Gruppe lernt aber auch die *Lehrerinnen* und ein Bild mit Frauen kennen und soll jeweils sagen, was sie sieht, und stößt dabei schnell auf den Umstand, dass im Deutschen das Maskulinum mitunter geschlechtsübergreifend verwendet wird. Hier gelingt eine entspannte Einführung der verschiedenen Formen, ohne die Schülerschaft zu überfordern. Sie müssen die genderinklusive Formen natürlich zu diesem Zeitpunkt nicht alle anwenden können, sollten aber von ihnen wissen.

Es gibt schließlich genug Eigenheiten der deutschen Sprache, die die Lernenden zu diesem Zeitpunkt herausfordern. Ich plädiere dafür, dass die Debatte wekommt von der eindimensionalen Frage, ob der Genderstern das Deutschlernen schwer mache. Das Deutsche ist ohnehin anspruchsvoll. Es gibt außerdem auch Umstände, die das Lernen behindern: etwa ein abgelehnter Asylantrag, Flucht- und Migrationsbiografien, gesellschaftliche Ausgrenzung oder fehlende Perspektiven für die Zukunft.

Stellen wir uns zum Beispiel eine nichtbinäre Person vor, die aus einem Land geflohen ist, in dem diese Geschlechtsidentität mit dem Tod bestraft wird. Sie kommt hier an und ist zunächst sprachlich völlig entmachtet, weil Deutsch eine neue Sprache für sie ist. Sie bekommt in der Asylunterkunft die Chance, an einem ehrenamtlichen Deutschkurs teilzunehmen. Wenn sie dann auf einen Deutschlehrer trifft, der ihr ein geschlechtsneutrales Pronomen anbietet und ihr erklärte, dass sie auf Deutsch auch „Ich heiße ... und bin Iraner*in“ sagen kann, dann finde ich das hilfreich.

Außerdem ist es für Menschen, deren geschlechtliche Identität ein Fluchtgrund war, vielleicht auch einfach ein gutes Gefühl, zu hören, dass es im Deutschen diese sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten gibt.

Perspektive II: Das Lernen der deutschen Sprache

Genderinklusive Sprache ist sehr wichtig, aber im Alltag des Deutschunterrichts dennoch nur ein kleiner Unterpunkt unter all den Faktoren, die beeinflussen, ob das Deutsche gut oder weniger gut vermittelt und gelernt wird.

Ein gelingender Spracherwerb hängt in hohem Maße von den strukturellen Bedingungen ab. Das heißt, es braucht ein Kursangebot, das zu den Lernenden passt. Es braucht ausgebildete Lehrkräfte, die wissen, was sie tun und die entsprechend bezahlt werden. Die Lernenden benötigen Zugang zu den verschiedensten Lernmöglichkeiten und möglichst intensiven Kontakt mit Deutschsprachigen im Alltag.

Die Frage lautet also nicht: Macht Gendern Deutsch schwer erlernbar? Sondern: Was ist guter Sprachunterricht? Meine Antwort darauf: Guter Sprachunterricht ist inklusiv und sensibel für alle Vielfaltsdimensionen. Dazu gehört dann auch, dass Lernende Benennungspraktiken von Menschen im Deutschen kennenlernen – und wenn es um Benennungspraktiken geht, geht es immer auch um Varianten des Genderns. Die Frage ist dann also mehr: Wie und wann sollte dieses Wissen vermittelt werden?

Ich habe schon gezeigt, dass man das Gender-Formeninventar ganz am Anfang locker einführen kann. Außerdem ist es möglich, die Sprachen der Teilnehmenden miteinander zu vergleichen, also Sprache als System zu thematisieren. In einigen Sprachen kommt Genus als Kategorie vor, in anderen nicht. In manchen Sprachen werden Personen zusätzlich abhängig von ihrem Alter oder der sozialen Nähe bezeichnet (Koreanisch, Japanisch), in anderen spielen Geschlecht oder Familienkonstellationen eine Rolle (Chinesisch, Türkisch).

Hier könnte man die Sprachen und ihre verschiedenen Lösungsvorschläge besprechen. Wie das @-Zeichen im Spanischen, das E im Italienischen oder der Medio-Punkt im Französischen. Diese Vorschläge sind auch innovative Formen genderinklusive Sprache. Die Lernenden tauschen sich darüber aus: Wie funktioniert denn eure Sprache? Natürlich muss die Lehrkraft hier abwägen, ob das Thema für den Kurs überhaupt relevant ist. Es ist etwas anderes, ob ich in einer Großstadt einen Kurs gebe, in dem viele junge Personen sitzen, denen eine genderinklusive Ausdrucksweise wichtig ist – oder ob ich einen Raum voll Fachkräfte habe, die sehr schnell fachbezogenes Deutsch für einen bestimmten technischen Beruf lernen wollen. Die Frage ist immer: Mit wem habe ich es zu tun? Wie schaffe ich eine inklusive Lernumgebung? Wie kommen alle gleichermaßen zu Wort? Ich würde als Lehrkraft nicht von allen erwarten, dass sie den Genderstern verwenden. Aber ich erwarte schon, dass sich alle Lehrkräfte mit dem Thema befassen. Gendern sollte erklärt, aber nicht erzwungen werden.

Fazit

Lehrkräfte müssen wissen, an welcher Stelle genderinklusive Formulierungen überhaupt für die verschiedenen Zielgruppen wichtig sind. Meine Erfahrung ist, dass sie für diejenigen, die sie brauchen, eine positive Wirkung haben. Und für diejenigen, die sich gegen typografische Innovationen wie Stern, Doppelpunkt oder Unterstrich im Wortinneren wehren, bietet das Thema Anlass zur Diskussion. Andere wiederum sensibilisiert gerade der Austausch darüber vielleicht.

Das Ziel sollte allerdings grundsätzlich ein inklusiver Unterricht sein. Das bedeutet, dass ich mich selbst als Lehrkraft reflektiere, meine eigenen Denkmuster überprüfe und weiß, dass Gender ein wichtiger Aspekt in der Lebensrealität meiner Kursteilnehmenden ist.

Zum Weiterlesen

Kristina Peuschel, Laura Schmidt & Katharina Stark: *Wichtig, aber aufwendig? Einstellungen (angehender) Lehrkräfte zu gendergerechter Sprache* (2024)

Angela Lipsky: *Gendersensible Grammatik: Vorschläge zur Vermittlung von Genus und Personenbezeichnungen* (2023)

Anika Freese & Oliver Niels Völkel: *Gender_Vielfalt_Sexualität(en) im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache* (2022)

Kristina Peuschel: *Keine größere Hürde als ... Gendergerechte Sprache im Deutschen aus der Perspektive des Lehrens und Lernens* (2022)

Videotipp

Katharina Sophie Starke: *Gender, KodiLL, Universität Augsburg*

Auf einen Blick

Macht der Genderstern das Deutschlernen schwerer?

Das lässt sich nicht beantworten, da es kaum empirische Untersuchung dazu gibt, ob es den Spracherwerb behindert, wenn man im Unterricht die Funktion des Gendersterns erklärt oder genderinklusiv spricht. Genderinklusive Sprache ist nur ein kleiner Teil des gesamten Lernprozesses. Wichtiger für den Spracherwerb sind andere Faktoren wie ein passendes Kursangebot, qualifizierte Lehrkräfte, gute Materialien und ein alltagsnaher, realer Sprachgebrauch – und für manche gehört genderinklusive Sprache zum Alltag.

Sollten Lehrkräfte das neue Formeninventar im Unterricht thematisieren?

Auf jeden Fall, denn Lernende werden im Alltag damit konfrontiert, etwa in Stellenanzeigen oder sozialen Medien. Lehrkräfte sollten erklären können, was „(m/w/d)“ oder „Projektleiter*in“ bedeutet, damit Lernende solche Texte verstehen. Es geht nicht darum, das Gendern vorzuschreiben, sondern darum, die Vielfalt der Sprachpraxis aufzuzeigen und ein Angebot zu machen.

Ab wann und wie wird genderinklusive Sprache im Unterricht eingeführt?

Das hängt von Sprachniveau und Kurskontext ab. Auf Anfängerniveau reicht es, einfach nur zu erklären, dass das Deutsche grammatisch zwischen feminin, maskulin und neutral unterscheidet, dass Genus oft nicht gleich Sexus ist und was etwa der Stern bedeutet. In fortgeschrittenen Kursen kann man Sprachvergleiche einbauen oder über grammatische Kategorien wie Genus und Pronomen reflektieren. Wichtig ist, dass die Themen für die Gruppe relevant sind und niemand überfordert wird.

EXPERTIN

Evelyn Ferstl ist Professorin für Kognitionswissenschaft und Genderforschung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und leitet dort das Center for Cognitive Science. Ihr wissenschaftlicher Fokus liegt auf dem Zusammenwirken von Sprache und Kognition. Besonders interessiert sie sich für Textverstehen, die Neuroanatomie sprachlicher Prozesse, die emotionale Wirkung von Sprache – und genderinklusive Sprache.



Sind psychologische Experimente irrelevant für die Sprachpraxis?

Psycholinguistische Studien werden oft als Psychotests oder Kopfkino-Spielereien abgetan – angeblich fern vom echten Sprachgebrauch. Doch die Psycholinguistik erfasst durch ihre experimentellen Methoden ziemlich genau, was in unseren Köpfen vorgeht, wenn wir auf maskuline Personenbezeichnungen, Beidnennung oder Genderstern treffen.

Eigentlich könnten wir uns freuen. Genderlinguistische Studien bekommen erstaunlich viel Beachtung in der Öffentlichkeit – was wir uns als Forscherinnen ja auch wünschen. Allerdings ist diese Aufmerksamkeit nicht immer positiv. Das liegt vor allem daran, dass es viele Missverständnisse darüber gibt, wie Forschungsergebnisse entstehen und wie wir sie interpretieren. Besonders experimentelle Studien werden immer wieder kritisch beäugt.

Grundsätzlich ist das auch kein Problem, Forschung lebt schließlich von Debatte und Auseinandersetzung. Deshalb ringen wir innerhalb unserer Disziplin ständig um die besten Methoden und plausibelsten Theorien, das ist unser Job. Im Forschungsprozess werden Manuskripte streng geprüft, methodische Fehler aufgedeckt und diskutiert – und neue Studien durchgeführt, um vorherige Befunde zu replizieren oder zu widerlegen. So entstehen aus einzelnen Ergebnissen nach und nach belastbare Erkenntnisse. Man nimmt Kritik ernst, reagiert darauf und arbeitet so gemeinsam an der Weiterentwicklung des Wissens. Seriöse Forscher*innen sind sich immer darüber im Klaren, dass es kaum eine allgemeingültige Wahrheit geben kann.

In der öffentlichen Debatte zu Gender und Sprache läuft das allerdings mitunter anders ab. Manche Personen stellen es so dar, als würden wir einzelne Ergebnisse vorschnell verallgemeinern. Sie bemängeln außerdem, welche Wörter und Sätze wir für experimentelle Studien auswählen oder sie behaupten, die Personengruppen, die an den Studien teilnehmen, seien zu klein. Solche Einwände kommen auch von Personen, die selbst gar nicht vom Fach sind. Viele Menschen haben das Gefühl, auch in der Forschung mitreden zu können, weil es schließlich um ihre Sprache geht. Bei anderen Fächern, etwa in der Physik oder Chemie, passiert das nicht so leicht.

Aber auch Fachleute aus der Sprachwissenschaft beäugen experimentelles Vorgehen und die daraus gewonnenen Ergebnisse manchmal kritisch. Dabei ist wichtig zu verstehen, dass die Psycholinguistik zwar Phänomene aus der Linguistik erforscht, sich aber vor allem dafür interessiert, wie Menschen mit diesen Sprachphänomenen umgehen. Das heißt: Wir untersuchen, wie Menschen Sprache verstehen und produzieren. Deshalb heißt dieses Forschungsfeld auch *Psycholinguistik*: Wir erforschen kognitive Sprachprozesse mit experimental-psychologischen Methoden. Und natürlich ist für dieses Vorhaben von Vorteil, wenn hier Forschende mit psychologischer und linguistischer Expertise zusammenarbeiten.

Was ist Psycholinguistik?

Psycholinguistik ist eine Wissenschaftsdisziplin, die untersucht, wie Menschen Sprache verarbeiten, verstehen und produzieren. Sie verbindet psychologische und linguistische Fragestellungen und Methoden – und untersucht etwa, wie die Aussprache das Verstehen beeinflusst, wie wir Wörter mit Bedeutungen verknüpfen, wie wir Texte verstehen oder wie Wissen oder Zielsetzungen sprachliche Interpretationen verändern.

Die moderne Psycholinguistik etablierte sich als Forschungsfeld in den 1970er-Jahren. Zwei parallele Entwicklungen machten das möglich. Einerseits wurden experimentelle Methoden in der Kognitionspsychologie ausgereifter und es konnten etwa Lesezeiten gemessen und komplexe statistische Analysen durchgeführt werden, weil Computer für die Forschung verfügbar wurden. Andererseits begann die kognitive Revolution in der Sprachwissenschaft. Noam Chomsky, der einflussreichste Linguist des 20. Jahrhunderts, kritisierte die vorherrschenden behavioristischen Theorien und betonte, dass das menschliche Sprachvermögen das Resultat von mentalen Prozessen ist.

In den gut fünfzig Jahren seither haben sich die Theorien und Fragestellungen weiterentwickelt und die Methoden wurden um neurowissenschaftliche Techniken erweitert. In der Psycholinguistik werden Verfahren wie Reaktionszeitmessungen, Eye-Tracking, Elektroenzephalogramme oder funktionelle Magnetresonanztomographie genutzt, um die bei der Sprachverarbeitung beteiligten Prozesse messbar zu machen. Aber auch ganz einfache Maße, wie die Anzahl richtig erinnelter Inhalte nach dem Lesen eines Textes, oder die richtigen Antworten beim Nachsprechen von Wörtern, werden in psycholinguistischen Experimenten verwendet.

Wichtig ist dabei, dass Experimente immer so angelegt sind, dass sie vorher formulierte Hypothesen überprüfen. Das Ziel ist, kausale Beziehungen zwischen dem, was im Experiment variiert wird und dem Verhalten der Teilnehmenden abzuleiten. Die Themen und Phänomene, die mit solchen experimentellen Methoden untersucht werden, sind sehr vielfältig und decken das gesamte Spektrum von sprachlichen Prozessen ab; etwa Aussprache, Wortwahl, Morphosyntax, Satzstruktur oder Textkohärenz. Methoden und Ergebnisse aus dieser Forschungstradition lassen sich gut auf genderlinguistische Fragestellungen übertragen.

Theorien und Methoden der Psycholinguistik

Wie genau gehen wir dabei vor? Zunächst ist es wichtig, zu verstehen, dass die Methoden der gegenwärtigen Psycholinguistik auf jahrzehntelanger Forschung zum Sprach- und Textverstehen basieren. Wir interessieren uns dafür, wie aus einzelnen Wörtern Bedeutung abgeleitet wird und wie Interpretationen von Sätzen oder Texten entstehen. Empirische Forschung geht dabei Hand in Hand mit Theorien, aus denen überprüfbare Hypothesen abgeleitet werden können. Eine Person, die mich prägte, war mein Doktorvater Walter Kintsch, der das Institut für Kognitionswissenschaft an der University of Colorado in Boulder, USA, mitgegründet hat. Er hat zwischen verschiedenen Ebenen von mentalen Repräsentationen unterschieden. Besonders wichtig für das Thema genderinklusive Sprache sind die *Oberflächenstruktur* und das *Situationsmodell*. Sie werden während des Verstehens gleichzeitig aufgebaut, und beeinflussen sich gegenseitig. Wenn ich beispielsweise eine Klausur vorbereite und eine Definition auswendig lernen muss, lese ich Wort für Wort und achte genau auf die *Oberflächenstruktur*. Ich vergegenwärtige also genau, welche Wörter verwendet werden und wie sie aneinandergereiht sind. Auch bei juristischen Texten muss ich jedes einzelne Wort verstehen. Die Oberflächenstruktur kann also eine wichtige Ebene sein. Doch in vielen Situationen ist es wichtiger, die grobe Bedeutung des Textes zu verstehen, seinen Sinn abzuleiten. Wenn mir zum Beispiel jemand die Handlung eines Films erzählt, muss ich nicht jedes einzelne Wort abspeichern. Dann möchte ich vor allem die inhaltlichen Zusammenhänge, die Essenz, erfassen. Kintsch nannte diese Ebene das *Situationsmodell*.

Zusätzlich zur Oberflächenstruktur speichern wir also diese Essenz ab. Das Situationsmodell ist eine persönliche Interpretation. Es hängt von mir selbst ab, von meinen Zielen und von dem *wie* etwas gesagt wird. Kurz: Man könnte es als das Bild bezeichnen, das ich mir durch Sprache von der Welt mache. Allerdings wird diese metaphorische Umschreibung oft zu konkret interpretiert. Kritische Stimmen stellen es so dar, als würden wir davon ausgehen, dass der Mensch eine Art Foto von etwas macht, das dann genauso im Gehirn abgespeichert wird. Das ist so nicht gemeint.

Es ist vielmehr so: Ein Situationsmodell wird bereits – das wissen wir aus der empirischen Forschung – beim Lesen oder Hören für einzelne Wörter erstellt und dann über den Satz- oder Textverlauf schrittweise angepasst. Es umfasst allerdings nicht nur das Gesagte oder Gehörte, sondern auch das Vorwissen.

Nehmen wir den beschriebenen Film: Wenn ich die Schauspieler*in kenne oder kürzlich eine vorherige Folge des Krimis sah, fließt dieses Wissen mit ein.

Wichtige Forschungsfragen sind also: Wie wirken die Oberflächenstruktur – also die wörtliche Formulierung – und das Situationsmodell zusammen? Auf welche Weise beeinflussen bestimmte Formulierungen, was Menschen sich im Gesamtzusammenhang vorstellen? Bezüglich genderinklusive Sprache wäre die Frage dann: Welchen Einfluss haben Formulierungsvarianten auf der Oberflächenstruktur – also Wörter wie *Wissenschaftler* oder *Wissenschaftler*in* – auf das Situationsmodell? Genau das untersuchen wir experimentell.

Für Theorien der Sprachverarbeitung ist dabei aber auch von Interesse, wann genau bestimmte Teilprozesse ablaufen und wie sie das tun. Wenn wir beispielsweise den Satz *Der Ball war wieder gut besucht* lesen, stutzen wir vielleicht kurz. Dann ist aber völlig klar, dass das Situationsmodell die Information *Tanzveranstaltung* enthält. Wenn ich allerdings den Satz *Der Ball war wieder gut aufgepumpt* lese, brauche ich eine andere Bedeutung. Das Wort *Ball* wird also im Kontext richtig interpretiert und meist fällt uns eine solche Mehrdeutigkeit gar nicht auf. Die Psycholinguistik fragt aber noch detaillierter nach: Werden beide Bedeutungen aktiviert, solange keine weitere Information verfügbar ist? Oder wird nur die häufigere aktiviert? Welche Rolle spielt dabei das Vorwissen der Rezipient*innen oder der Kontext, in dem der Satz gesprochen wurde? Experimentelle Befunde helfen, den Zeitverlauf der Interpretation solcher mehrdeutigen Formulierungen zu beschreiben. Sie geben so Aufschluss darüber, wie Sprache funktioniert.

Genauso verhält es sich mit der Interpretation von maskulinen Personenbezeichnungen, die auch *ambig* sind, also zwei Bedeutungen haben können: einerseits geschlechtsübergreifend (*Der Forscher muss ethische Grundsätze beachten*) und andererseits spezifisch bezogen auf eine Person oder Gruppe (*Der Forscher, Prof. Schmidt, gibt ein Interview*). Im Kontext werden solche Sätze meistens richtig interpretiert, das heißt, nur eine der beiden Bedeutungen wird abgeleitet. Die psycholinguistische Forschung interessiert aber darüber hinaus, wie der genaue Zeitverlauf bei der Sprachverarbeitung aussieht: Lassen wir beide Interpretationen offen, solange wir keine weiteren Informationen darüber haben, wer gemeint sein könnte? Oder legen wir uns schnell und automatisch entweder auf eine geschlechtsübergreifende oder doch auf eine eher männliche Interpretation fest?

Wichtig ist dabei, dass viele Sprachprozesse automatisch und völlig unbewusst ablaufen. Das macht Sprache so effektiv und sorgt dafür, dass wir in

Echtzeit verstehen können, was wir hören oder lesen. Einige Linguisten lassen nur bewusste Denkprozesse gelten und halten Studien zur Erfassung von unbewussten *Assoziationen* für wenig aussagekräftig. Dabei sind diese unterschwelligen Prozesse die Basis für das, was dann in unser Bewusstsein gelangt und damit mindestens genauso wichtig wie explizite Überlegungen. Man kann über sie aber keine Auskunft geben, denn meist wird uns erst dann bewusst, wie kompliziert Sprache ist, wenn ein automatischer Prozess mal nicht so gut funktioniert. Um diese Prozesse trotzdem messbar und sichtbar zu machen, brauchen wir spezielle Methoden, sogenannte *implizite* Methoden.

Die experimentelle Forschung nutzt, wie jede andere empirische Wissenschaft auch, für diese Fragestellung die jahrzehntelange Erfahrung der Disziplin: Die psycholinguistische Forschung hat methodische Standards, auf die sich die Forschungsgemeinschaft weltweit verständigt hat. Bevor eine Studie in einer Fachzeitschrift veröffentlicht wird, begutachten andere Forscher*innen die Unterlagen. Sie prüfen die Methoden anhand von Qualitätskriterien und schauen, ob die Daten die Schlussfolgerungen stützen. Dieses sogenannte *Peer-Review-Verfahren* ist extrem streng. Manchmal werden Artikel erst veröffentlicht, nachdem sie umfassend umgeschrieben worden sind, manchmal fordern die Gutachter*innen sogar noch weitere statistische Auswertungen oder zusätzliche Experimente. Diese sorgfältige Prüfung garantiert, dass die Ergebnisse dann auch ernstgenommen werden können.

Wie psycholinguistische Experimente aussehen

Psycholinguistische Experimente untersuchen die Wirkung von Sprache auf das Verhalten von Personen. Jedes Experiment hat also vier Komponenten, die gut durchdacht werden müssen: die Stimuli, die Aufgabe, die Messgröße und die Teilnehmenden. *Stimuli* oder *Materialien* werden die Wörter, Sätze oder Texte genannt, die im Experiment verwendet werden. Dabei wird darauf geachtet, dass sie in verschiedenen Bedingungen so ähnlich wie möglich sind, damit nur die Sprachform einen Einfluss auf das Verstehen hat und keine anderen Faktoren. Wir nehmen also den gleichen Satz und ändern nur die Personenbezeichnung: Einmal wird das Maskulinum verwendet, in einer anderen Bedingung der Genderstern oder eine Neutralform. Um das Verhalten messen zu können, stellen wir den Teilnehmer*innen eine Aufgabe, die sie bearbeiten – beispielsweise eine Taste zu drücken, wenn sie mit dem Lesen fertig sind; oder sich später wieder an Wörter zu erinnern, die im Satz genannt wurden.

Das ermöglicht eine quantitative Messung. Dabei verwenden wir eine Reihe von Sätzen mit der bestimmten Struktur, die wir gerade untersuchen, aber mit ganz unterschiedlichen Inhalten. Zusätzlich werden aber auch viele andere Sätze eingestreut, sogenannte *Füllsätze*, auch *filler items* genannt. Schließlich sollen die Teilnehmer*innen gar nicht merken, um welche Fragen es uns tatsächlich geht. Das ist wichtig, damit wir auch implizite, unbewusste Prozesse messen können.

Die erhobenen Daten, wie die Reaktionszeit oder die Anzahl der erinnerten Wörter, können dann mit statistischen Methoden ausgewertet werden. Dabei werden zwei oder mehr Bedingungen miteinander verglichen. Zum Beispiel, ob Sätze langsamer gelesen wurden, wenn sie Wörter mit Binnen-I enthalten, als Sätze mit geschlechtsübergreifend verwendetem Maskulinum. Erst durch die Statistik werden Zahlen zu interpretierbaren Ergebnissen. Außerdem hängt die Interpretation auch davon ab, welche und wie viele Personen wir einladen, an einem Experiment teilzunehmen.

Damit sind wir bei den hauptsächlichen Kritikpunkten, die immer wieder vorgebracht werden: die Stimuli und die Anzahl und Auswahl der Teilnehmenden. Ein Argument gegen die Studien ist, dass die Sprachmaterialien nichts mit natürlicher Sprache zu tun hätten, weil sie aus dem Kontext gerissen seien. Experimente erfordern allerdings immer eine Abwägung: Wollen wir exakt einen Teilprozess für die Grundlagenforschung isolieren? Dann müssen die Materialien genau kontrolliert werden und klingen oft nicht so authentisch. Wenn hingegen in eher angewandter Forschung Sätze oder Texte aus natürlichen Quellen verwendet werden, macht das die Aussagen weniger spezifisch. Die Folge: Kausale Schlussfolgerungen sind meist nicht mehr möglich.

Eine weitere Kritik lautet, dass die Stimuli nicht dem üblichen Sprachgebrauch entsprächen und die maskulinen Personenbezeichnungen nicht typisch für eine geschlechtsübergreifende Verwendung seien. Eine typische Verwendung wäre, so der Einwurf, dass sie sich auf eine Gruppe beziehen, nicht auf einzelne Personen. Außerdem müsse der Inhalt allgemeingültig sein und sich nicht auf bestimmte Personen beziehen. Demnach wäre etwa der Satz *Friseure haben montags* zu typisch, der Satz *Friseure und Kosmetiker nahmen an der Messe teil* aber nicht. Dieses Argument ist allerdings schwach, denn es gibt unzählige Beispiele für eine geschlechtsübergreifende Verwendung von Maskulina im Singular oder mit bestimmten Artikeln. Denken wir nur an den Satz, der bis 2023 jede Medikamentenwerbung begleitete: *Fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker*. Außerdem wird diese Unterscheidung in psycholinguistischen

Studien durchaus berücksichtigt – ohne, dass die Ergebnisse davon deutlich beeinflusst werden. Anders ausgedrückt: Es macht keinen Unterschied, ob das Maskulinum allgemeingültig oder eher spezifisch auf Personen referiert – dass Menschen sich eher Männer als Frauen vorstellen, geschieht in beiden Fällen.

Ein weiterer Kritikpunkt ist die Zusammensetzung und die Größe der Teilnehmergruppen. Dabei wird oft die Forderung nach repräsentativen Tests laut, also Studien, die die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit abbilden. Das ist ein viel zu hoher Anspruch, der auch von vielen anderen Forschungsbereichen, beispielsweise Arzneimittelstudien, nicht erfüllt wird. Außerdem erzielen auch Studien mit kleineren Gruppen wichtige Befunde, solange sie nicht unbedacht auf die Gesamtbevölkerung übertragen werden. Die Kritik ist aber teils auch gerechtfertigt, weil traditionell viele Experimente mit Studierenden an Universitäten durchgeführt wurden. Das sind natürlich vor allem junge, gebildete Menschen. Das Thema ist aber nicht neu: Auch in der Psychologie wird seit Jahren darauf hingewiesen, dass es wichtig ist, vielfältigere Gruppen in die Forschung einzubeziehen. In den letzten Jahren wird diese Kritik auch in der Genderlinguistik ernstgenommen. Einige klassische Experimente wurden bereits mit größeren Gruppen wiederholt – und bestätigen noch eindrücklicher die vorherigen Ergebnisse.

Wie sehen Experimente im Bereich der Genderlinguistik aus?

Ein einfaches Experiment, das aber deutliche Ergebnisse zeigt, wurde von Christopher Blake und Christoph Klimmt im Jahr 2010 publiziert. Sie kommen aus der Medienwissenschaft und interessierten sich dafür, ob genderinklusive Sprache das Situationsmodell beeinflusst. Die Teilnehmenden lesen einen längeren, thematisch kohärenten Text, etwa einen Zeitungsartikel über einen Streik. Im Text werden die beteiligten Personen entweder mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum (*die Ärzte, Beamten*), mit Paarformen (*die Beamtinnen und Beamte*) oder mit Binnen-I (*die ÄrztInnen*) bezeichnet. Anschließend wurden die Lesenden gefragt, wie hoch sie den Anteil an Frauen beziehungsweise Männern in der bezeichneten Gruppe schätzen würden. Sie sollten einen Prozentsatz zwischen 0 und 100 angeben. Der Effekt der genderinklusive Formen war deutlich: Es wurden mehr Frauen in der Gruppe vermutet, wenn der Text eine der genderinklusive Formen verwendete. Besonders stark war der Effekt, wenn es um einen eher männlich dominierten Bereich ging, wie die Arbeit

bei der Feuerwehr. In solchen Experimenten werden die verschiedenen Formulierungen in zusammenhängende, thematisch kohärente Texte eingebettet. Psycholinguistische Experimente untersuchen also nicht nur einzelne Sätze, sondern berücksichtigen auch den Kontext.

Eine zweite Möglichkeit, Geschlechtsrepräsentationen sichtbar zu machen, sind Sprachproduktions- oder Benennaufgaben. Teilnehmende werden etwa gebeten, *drei Politiker* zu nennen – oder in einer anderen Bedingung *drei Politikerinnen oder Politiker*. Gezählt wird dann, wie viele Frauen genannt werden. In einer Studie von Elke Heise dachten die Teilnehmer*innen, es gehe darum, humorvolle Geschichten zu schreiben. Dazu wird ein Anfang vorgegeben, etwa der Satz *Zwei Vegetarier stehen vor der Metzgerei*. Zuerst müssen sie Namen für diese Personen nennen und damit die Geschichte weiterschreiben. Wie die Geschichte weitergeht, ist dann allerdings gar nicht wichtig – ausgewertet wird nur, wie häufig weibliche oder männliche Namen genannt werden. Die Ergebnisse zeigen: von einer Gleichverteilung konnte keine Rede sein. Nur 38 Prozent der Namen waren weiblich. Wenn dagegen der Schrägstrich (*Vegetarier/innen*) verwendet wurde – damals eine etablierte Form des Abkürzens –, stieg der Anteil auf 50 Prozent. Inklusive Sprache kann also das Situationsmodell formen. Solche Forschung ist aber immer binär – einfach, weil es keine Vornamen gibt, die eindeutig nichtbinäre Personen bezeichnen. Es gibt höchstens ambige Varianten wie Kim oder Fritzi.

Eine der wohl am meisten verwendeten Aufgaben macht sich zunutze, dass wir beim Lesen oder Hören Sätze miteinander verbinden möchten. Wir gehen immer davon aus, dass es sinnvolle Zusammenhänge gibt. Wenn es nicht direkt klar ist, wie zwei Sätze zusammenhängen, versuchen wir diese Gedankensprünge zu überbrücken. Wir machen dann aus den Sätzen *Die Katze miaut. Das Auto fährt um die Ecke* eine zusammenhängende, *kohärente* Szene und stellen uns vor, dass beide Ereignisse gleichzeitig, am gleichen Ort passieren. Diesen Prozess nennt man *Inferenz*. Eine andere Möglichkeit, Kohärenz herzustellen, ist der Rückbezug im Text, eine sogenannte *anaphorische Referenz*. Die beiden Sätze *Die Katze miaut. Sie ist noch nicht gefüttert worden* werden dadurch verbunden, dass wir das Pronomen *sie* auf die Katze beziehen. Solche anaphorischen Referenzen verwendeten der Schweizer Psychologe Pascal Gyga und sein Team, um zu testen, ob maskulin bezeichnete Gruppen von Personen tatsächlich geschlechtsübergreifend interpretiert werden. Teilnehmende lesen sehr kurze Geschichten, nur zwei Sätze, und sollen einschätzen, ob der zweite Satz eine sinnvolle Fortsetzung des vorhergehenden ist. Ein Beispiel: *Die*

Nachbarn warteten auf dem Bahnsteig. Einige der Frauen hatten einen Regenschirm dabei. Für deutsche Ohren klingt das oft eigenartig. Sie akzeptieren die Fortsetzung mit *Einige der Frauen* weniger häufig als *Einige der Männer*. Der Rückbezug ist einfach schwieriger, wenn Frauen erwähnt werden, obwohl dort die maskuline Form *Nachbarn* steht. Die Interpretation dieses Ergebnisses ist, dass während des Lesens des ersten Satzes eben keine geschlechtsübergreifende Gruppe von *Nachbarinnen und Nachbarn* ins Situationsmodell aufgenommen wird, sondern *die Nachbarinnen* erst dann in den Blick genommen werden, wenn sie explizit erwähnt werden. Unwichtig ist dagegen, ob die aufeinander folgenden Sätze generell flüssig klingen, denn dieses Problem gibt es in beiden Versuchsbedingungen und spielt daher für die Ergebnisse keine Rolle.

Mit dieser Kohärenzaufgabe wurden viele Experimente durchgeführt, mit feinen Abwandlungen und ähnlichen Ergebnissen. Ein Befund ist, dass es gar

Was ist der male bias?

Das englische Wort *bias* bedeutet Voreingenommenheit oder Tendenz. In der Fachliteratur zu Gender und Sprache bezeichnet *male bias* den Effekt, dass Menschen bei geschlechtsübergreifend verwendeten maskulinen Personenbezeichnungen wie *die Lehrer* oder *der Arzt* eher an Männer denken, obwohl diese Begriffe eigentlich alle Geschlechter einschließen sollen. Psycholinguistische Studien zeigen, dass solche Begriffe mental stärker mit Männern verknüpft werden – selbst in geschlechtsneutralen Kontexten oder wenn der Begriff eine Gruppe bezeichnet, in der Frauen und Männer ungefähr gleich häufig vertreten sind. Wissenschaftler*innen untersuchten das in vielen unterschiedlichen Experimenten. Der *male bias* entsteht nicht nur durch gesellschaftliche Strukturen und dadurch, dass Männer in manchen Berufsgruppen häufiger tätig sind oder in den Medien öfter vorkommen. Auch die Wortformen verstärken oder vermindern diesen Effekt. Für die Debatte um genderinklusive Sprache ist das eine zentrale Erkenntnis. Sie zeigt, dass das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum nicht immer neutral wirkt.

nicht immer notwendig ist, die Teilnehmenden direkt zu fragen, ob sie die Sätze akzeptabel finden oder nicht. Ein sogenannter *male bias* wurde auch mit impliziten, neurowissenschaftlichen Methoden bestätigt. Mit Hilfe der Elektroenzephalografie (EEG) kann man den genauen Zeitverlauf des Verstehens abbilden und anhand der Spannungen an der Kopfoberfläche sehen, ob ein Wort sich leicht in den Kontext einfügen lässt. In dem Beispiel von oben zeigt das EEG, dass das Wort *Frauen* überraschender ist als *Männer*. Experimente mit verschiedenen Methoden kommen also zu dem gleichen Schluss: Maskuline Personenbezeichnungen erzeugen einen *male bias*.

Halten wir also fest: Der *male bias* wird nachweislich durch genderinklusive Formen reduziert. Am stärksten wirken Formen, die Frauen explizit machen, also Paarformen oder das Binnen-I. Bei Neutralformen, wie zum Beispiel *Lehrkraft*, sind die Ergebnisse nicht so eindeutig. Manchmal verringern sie den *male bias* deutlich, manchmal nicht. Dies liegt wohl an den unterschiedlichen Wörtern und Formen, die in dieser Kategorie zusammengefasst werden. Hier ist linguistische Expertise vonnöten, um die verwendeten Stimuli genau zu analysieren. Möglicherweise funktionieren Partizipien (*Teilnehmende*) anders als Epikoina (*Person*, *Mensch*) oder abstrakte Personenbezeichnungen (wie *Lehrkraft* oder *Personall*). Das sind Fragen, die in zukünftigen Studien sicher noch genauer angeschaut werden müssen. Eine weitere noch wenig erforschte Frage ist, wie die neuen Formen mit Genderzeichen verstanden werden. Dazu gibt es noch wenige Experimente, weil sie erst seit wenigen Jahren im Sprachgebrauch verankert sind.

Was sind Epikoina?

Epikoina, auch *epizōne Substantive* genannt, sind Nomen, die sich auf Lebewesen beziehen, aber kein Bedeutungsmerkmal für ein bestimmtes Geschlecht enthalten. Es handelt sich um Ausdrücke wie *Person*, *Mensch*, *Mitglied* – diese Wörter sind geschlechtsneutral und sie können keine Paarform bilden. Es gibt keinen *Personer*, keine *Menschin*. Sie können ohne Veränderung auf Menschen jeglichen Geschlechts bezogen werden und sind daher ein beliebtes Mittel genderinklusive Sprache.

Wie verstehen wir den Genderstern?

Eine Frage, die immer wieder auftaucht, wenn nichtbinäre Formen wie der Genderstern verwendet werden, ist ihre Interpretation. Es gibt drei Möglichkeiten, wie ein Wort wie *Lehrer*in* verstanden wird: manche sagen, dass es eigentlich feminin gelesen wird, weil ja die Endung *-in* so prominent ist und der Stern einfach ignoriert werden kann. Andere meinen, dass es vor allem nichtbinäre Personen bezeichnen soll. Und schließlich gibt es die Interpretation, dass es geschlechtsübergreifend gemeint ist, also alle Personen einschließt, unabhängig vom Geschlecht.

Die Psychologin Anita Körner hat mit einem Forschungsteam überprüft, wie Personenbezeichnungen im Maskulinum und mit Genderstern verstanden werden. Dazu haben sie die Kohärenzaufgabe verwendet. Das Ergebnis: Wenn der Genderstern verwendet wurde, verschwand der *male bias* nicht nur – er kehrte sich sogar leicht um. Eine Aussage darüber, ob der Stern eher nichtbinär oder doch einfach feminin verstanden wird, lässt sich daraus aber nicht ableiten. Es gibt schließlich kein Wort im Deutschen, das für nichtbinäre Personen steht. Deshalb bietet die Aufgabe nur zwei Möglichkeiten einer Fortsetzung – „Frauen“ oder „Männer“. Sie ist also immer binär definiert.

In einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt untersuchten die Forscherin Lisa Zacharski und ich mit einer ganz anderen impliziten Methode, wie Menschen den Genderstern verstehen. Dazu verwendeten wir ein erprobtes Vorgehen aus der Forschung zum Situationsmodell. Die Idee ist einfach: nach dem Lesen oder Hören eines Wortes wird den Teilnehmer*innen ein Bild gezeigt. Sie sollen so schnell wie möglich entscheiden, ob Bild und sprachliche Information zueinander passen. Es gibt dabei sehr viele Durchgänge. Mal passt das Bild – etwa ein alter Mann nach dem Wort *Greis* –, mal passt es nicht, etwa wenn das gleiche Bild eines alten Mannes nach dem Wort *Teenager* gezeigt wird.

In unserem Experiment verwendeten wir Personenbezeichnungen in drei verschiedenen Formen: maskulin, feminin und mit Genderstern. Die Bilder waren auch in drei Kategorien eingeteilt: die erste Kategorie enthielt Frauen, die zweite Männer, und das Geschlecht war relativ eindeutig. In der dritten, nichtbinären Kategorie waren Fotos von Personen, die nicht so klar zuzuordnen waren, und Personen, die weibliche *und* männliche Merkmale hatten. Diese Einschätzung haben wir nicht selbst getroffen, sondern Proband*innen in einem Vortest gefragt, wie weiblich beziehungsweise männlich sie die porträtierten

Personen einschätzten. Im Experiment sollte dann die Entscheidung, ob das Bild passt oder nicht, aufgrund der Bedeutung des Worts getroffen werden. Geschlecht spielte dabei eigentlich keine Rolle. Es wurden nämlich auch viele Wort-Bild-Paare verwendet, die gar nicht passten, wie etwa das Beispiel vom alten Menschen zum Wort *Teenager*, oder ein Apfel nach dem Wort *Tomate*. Die Ergebnisse zeigten trotzdem, dass die Antworten leichter waren, wenn das Geschlecht von Wort und Bild übereinstimmten. Wenn eine Frau nach einem maskulinen Wort (*Lehrer*) gezeigt wurde, waren die Antworten langsamer als nach dem femininen (*Lehrerin*). Die maskulinen Wörter lösen auch hier einen *male bias* aus. Gleichzeitig zeigen die Ergebnisse aber, dass die Leser*innen an die geschlechtsübergreifende Nutzung des Maskulinums gewöhnt sind, denn der Unterschied war nicht so groß, wie im umgekehrten Fall, wenn also ein Mann nach *Lehrerin* statt nach *Lehrer* gezeigt wurde. Feminine Wörter können eben nur spezifisch gelesen werden und beziehen sich immer auf weibliche Personen.

Interessant war für uns vor allem, wie der Genderstern interpretiert wird. Unsere Ergebnisse zeigten, dass die Reaktionszeiten nach den Wörtern mit Stern ungefähr gleich schnell waren, egal, welches Geschlecht die Person auf dem Bild hatte. Das interpretieren wir so, dass der Stern tatsächlich inklusiv, also geschlechtsübergreifend, wirkt und eben nicht so interpretiert wird, dass er sich vor allem auf weibliche oder nichtbinäre Personen bezieht.

Dieses Experiment ist natürlich nur ein erster Schritt zur Erforschung der Bedeutung von Genderzeichen. Es wurden zum Beispiel zunächst nur einzelne Wörter verwendet, wir haben also einen größeren Kontext außer Acht gelassen. Das hat den Vorteil, dass wir sicher sein können, dass die Inhalte immer gleich gehalten sind und die Ergebnisse wirklich nur durch die unterschiedlichen Genderformen zustande kommen.

Die für die Praxis wichtige Frage, wie solche Wörter dann in einem längeren Text gelesen werden, untersuchen wir aktuell in einem Eye-Tracking-Experiment, in dem Augenbewegungen aufgezeichnet werden. Damit können wir messen, wie lange der Blick beim Lesen auf bestimmten Wörtern oder Textabschnitten verweilt. Der große Vorteil davon ist, dass man dabei längere Texte und einen größeren Kontext verwenden kann. So ist es möglich, genau zu beobachten, ob bestimmte Wörter besonders lange fixiert werden, oder ob diese Formen eher übersprungen werden, weil sie nicht so wichtig erscheinen. Spannend ist auch: Springt das Auge zurück zu einem bereits gelesenen Wort? So etwas deutet auf Verständnisprobleme hin.

In unserem Experiment interessiert uns vor allem, ob die Stern-Wörter besonders schwierig sind, das heißt, ob sie länger oder häufiger angeschaut werden. Erste Ergebnisse zeigen, dass das nicht so ist – wir sind aber gerade noch dabei, eine größere Gruppe von Leser*innen verschiedenen Alters zu testen, damit wir möglichst allgemeine Schlussfolgerungen ziehen können.

Wie geht es weiter?

Die Psycholinguistik muss diese Forschungsergebnisse natürlich weiter überprüfen und ergänzen. Es gibt eine Reihe von zusätzlichen Faktoren, die zwar in einigen Studien vorkommen, aber noch weiter erforscht werden sollten. Dazu gehört die Semantik, also die Bedeutung von Wörtern. Manche Begriffe zeigen einen kleineren *male bias* als andere – und dies ist nicht allein auf die Verteilung von Frauen und Männern in der Gruppe zurückzuführen. Zum Beispiel ist der *bias* für *Nachbarn* viel kleiner als für *Bayern*, obwohl es in beiden Gruppen genauso viele Frauen wie Männer gibt. Solche Beobachtungen sind bisher aber eher anekdotisch und wurden noch nicht systematisch untersucht.

Ein anderer wichtiger Einflussfaktor sind interindividuelle Unterschiede zwischen Menschen. Experimentelle Forschung möchte Gemeinsamkeiten herausarbeiten und allgemeine Prozesse beschreiben, die bei vielen Menschen ähnlich ablaufen. Natürlich geht aber jede Person mit eigenen Vorkenntnissen oder Einstellungen an eine Aufgabe heran. In vielen Studien werden die Teilnehmenden deshalb nach ihrem Geschlecht, dem Alter, oder ihrer politischen Einstellung gefragt. Auch was sie von genderinklusive Sprache halten, wird oft direkt erfragt. Inwiefern diese demografischen Variablen, beziehungsweise die Einstellungen, das Verhalten im Experiment beeinflussen, kann zum jetzigen Zeitpunkt aber noch nicht abschließend beantwortet werden. Sicher ist nur: Tendenziell sind jüngere, weibliche, progressivere Personen eher positiv zu genderinklusive Sprache eingestellt. Ein dritter spannender Faktor ist, wie sich der *male bias* und das Verständnis von genderinklusive Sprache über die Zeit verändern. Noch sind viele Formen neu und ungewohnt. Längerfristige Untersuchungen über die nächsten Jahre sind ein vielversprechender Weg, um Sprachwandel auch psycholinguistisch abzubilden.

Fazit

Es gibt also noch viel zu tun. Jede Studie trägt einen Puzzlestein zum Gesamtbild bei, wirft aber gleichzeitig unzählige neue Fragen auf. Ich freue mich darüber, dass das Interesse an dem Thema auch in der Wissenschaft wächst und sich in den letzten Jahren immer mehr Arbeitsgruppen mit genderlinguistischen Fragestellungen befassen. Durch Vernetzung können jetzt auch Studien durchgeführt werden, die größere, vielfältige Versuchspersonengruppen einschließen. So wird deutlich, welche Befunde replizierbar sind und auch für breitere Bevölkerungsgruppen gelten. Die verstärkte interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Linguistik und experimenteller kognitiver Psychologie ist ein wissenschaftlicher Fortschritt, der unser Verständnis des Zusammenspiels von Sprache und Gender weiterbringen wird.

Zum Weiterlesen

Lisa Zacharski und Evelyn C. Ferstl: *Sprache und Kognition: Der Beitrag psycholinguistischer Experimente zur Debatte über gendersensible Sprache* (2025)

Evelyn C. Ferstl & Damaris Nübling: *Sonderzeichen als typographische Kennzeichnung geschlechtersensiblen Sprachgebrauchs* (2024)

Anita Körner: *Wertlose „Psychotests“? Psycholinguistische Experimente zu Geschlechtsassoziationen beim Lesen linguistischer Formen* (2024)

Videotipp

Mai Thi Nguyen-Kim/MAITHINK X: *Gendern wissenschaftlich geprüft* (2024)

Auf einen Blick

Sind psycholinguistische Experimente relevant für die Sprachpraxis?

Auf jeden Fall, denn sie liefern das, was in der hitzigen öffentlichen Debatte oft fehlt: empirisch fundierte Antworten auf die Frage, wie Sprache tatsächlich wirkt. Die zentrale Erkenntnis ist eindeutig: Das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum wirkt nicht immer so inklusiv, wie es eigentlich intendiert ist.

Wie lautet ein zentraler Befund der Forschung?

Wenn Menschen Formulierungen wie *die Musiker* oder *alle Wissenschaftler* hören oder lesen, denken sie oft eher an Männer – und zwar schnell und automatisch, ohne dass das bewusst wird. Dieser sogenannte *male bias* wurde in zahlreichen Studien mit unterschiedlichsten Methoden nachgewiesen: von Produktionsaufgaben über Schätzaufgaben bis hin zu Textverständnisexperimenten.

Wie wird die Qualität psycholinguistischer Forschung sichergestellt?

Psycholinguistische Forschung arbeitet theoriegeleitet: Aus linguistischen und kognitionspsychologischen Theorien werden überprüfbare Hypothesen abgeleitet, die mit experimentellen Methoden getestet werden. Die Entwicklung der Disziplin zeigt, dass Methoden und Fragestellungen fortlaufend weiterentwickelt werden – etwa durch den Einsatz von Eye-Tracking, EEG oder Reaktionszeitmessungen. Auch Kritik an Stichproben oder Materialauswahl wird ernst genommen und führt zu immer vielfältigeren und aussagekräftigeren Studien. Die Methoden der Psycholinguistik basieren auf jahrzehntelanger Forschung und unterliegen strengen Qualitätsstandards.

EXPERTIN

Sabine Sczesny ist Professorin für Sozialpsychologie an der Universität Bern. Sie forscht zu Stereotypen, Vorurteilen und sozialer Diskriminierung. Einer ihrer Schwerpunkte ist es, das Zusammenspiel von

Sprache und Geschlecht interdisziplinär und kulturvergleichend zu untersuchen. Hierzu initiierte und koordinierte sie das von der Europäischen Kommission geförderte *Marie Curie Initial Training Network – Language, Cognition & Gender* (2009 bis 2013), das diesen Fragen nachging.



Ist Gendern ein Luxusproblem oder ein Beitrag zur Gleichstellung?

In der Diskussion um genderinklusive Sprache wird gern behauptet, sie sei nur ein Luxusproblem der Bildungselite. Doch viele wissenschaftliche Studien zeigen: Wie wir sprechen und schreiben, beeinflusst Karrierechancen und entscheidet darüber, wer in unserer Gesellschaft sichtbar ist und wer nicht.

Kommt, lassen wir doch das Gendern sein – und geben die Sprache den Menschen zurück. So wünscht es sich ein Kommentator in der „Neuen Zürcher Zeitung“. Als wäre die Sprache jemandem weggenommen, demoliert und verfremdet worden. Als würden Menschen nicht seit jeher mit ihrer Sprache tun, was sie möchten: Sie benutzen sie so, wie sie sie brauchen. Sprache ist etwas Lebendiges, das die Bedürfnisse, Interessen und Vorlieben der jeweiligen Sprachgemeinschaft reflektiert.

Dabei treffen Menschen ständig Entscheidungen darüber, wie sie sprechen, welche Worte sie wählen. Diese Sprachhandlungen haben einen sozialen Effekt. Ob ich von Chefs, Chefinnen und Chefs oder von Führungskräften spreche, ist eine Entscheidung. Die verschiedenen Formen haben eine unterschiedliche Wirkung. Wenn wir von *den Chefs* sprechen, ist das etwa weniger formell, als wenn wir das Wort *Führungskräfte* verwenden. Menschen haben ein feines Gespür für solche Unterschiede.

Wie hängen Sprache und Denken zusammen? Das ist eine der ältesten Fragen der Psychologie und Sprachphilosophie. Sie wird begleitet von den Fragen: Wie beeinflusst Sprache unser Denken? Kann unsere Sprache eine bestimmte Perspektive auf die Wirklichkeit schärfen? Nehmen wir sie dadurch anders wahr? Und wie wird unser Verhalten durch Sprache beeinflusst?

Mich haben diese Fragen schon immer sehr interessiert! Ich wollte herausfinden, wie Menschen Sprache gebrauchen, was sie sich unter bestimmten Formulierungen vorstellen – und wie sie darauf beruhend Urteile fällen. Während meiner Promotion an der Universität Kiel ergab sich dann Anfang der 1990er Jahre für mich die Möglichkeit, interdisziplinär zum Thema Sprache und Geschlecht zu forschen. Gemeinsam mit der Sozialpsychologin Dagmar Stahlberg und der Linguistin Friederike Braun starteten wir erste Studien zu Sprache und Geschlecht. Es gab damals im Magazin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ eine Rubrik, in der berühmte Personen nach ihren Lieblingsschriftstellern oder Romanhelden gefragt wurden. Das brachte Dagmar Stahlberg auf die Idee, auf diese Weise zu erforschen, wie Personenbezeichnungen im Maskulinum im Vergleich zu genderinklusiven Sprachformen im Deutschen wirken. Wir wollten die mentale Repräsentation von Frauen und Männern in Reaktion auf verschiedene Sprachformen erfassen.

Wer kommt uns in den Sinn?

In den folgenden Jahren haben wir dann untersucht, welche mentale Repräsentation verschiedene Wortformen bei den Menschen auslösen. So fragten wir beispielsweise die Teilnehmenden in vier Studien nach Kandidierenden für eine Wahl, berühmten Persönlichkeiten oder Lieblingsromanfiguren. Zudem sollten sie Fotos von berühmten Personen einer Kategorie zuordnen.

Ein Beispiel: Auf die Frage nach einem Politiker folgte ein Bild von Margaret Thatcher. Als Antwort konnte man auswählen, ob das Bild zur Kategorie passte oder nicht. Es wurden schließlich die Reaktionszeiten gemessen. Damals waren für uns folgende genderinklusive Formen interessant: das geschlechtsübergreifende Maskulinum, die Beidnennung, eine neutrale Form und das Binnen-I. Andere typografische Innovationen waren zu jener Zeit noch nicht verbreitet.

Die Fragen, die wir den Teilnehmer*innen stellten, gab es in verschiedenen Varianten. Jede Proband*in sah nur eine der Möglichkeiten:

- Wer ist Ihr liebster Romanheld?
- Wer ist Ihre liebste Romanheldin, Ihr liebster Romanheld?
- Wer ist Ihre liebste heldenhafte Romanfigur?
- Wer ist Ihre liebste RomanheldIn?

In allen vier Studien führte die Verwendung des geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinums konsistent dazu, dass im Vergleich zu den alternativen Sprachformen weniger Frauen genannt wurden als Männer. Dieser Effekt zeigte sich sowohl bei direkten Maßen wie der Anzahl genannter Frauen als auch bei indirekten Maßen wie Reaktionszeiten.

Mehr als 20 Jahre später, im Jahr 2024, wurde diese Studie repliziert und erweitert. Ein Team um die Psycholog*innen Hilmar Brohmer und Gabriela Hofer hat über 2 500 Studienteilnehmende im deutschen Sprachraum dieselben Fragen gestellt. Denn damals hatten wir, wie üblich in jener Zeit, noch viel kleinere Stichproben – um die 150 Personen. Das war auch Anlass zur Kritik.

Diese Replikationsstudie bestätigte die ursprünglichen Befunde: Auch bei einer großen und vielfältigen Stichprobe wurden bei geschlechtsübergreifend verwendeten maskulinen Formulierungen deutlich weniger Frauen genannt als bei Alternativen wie *PolitikerInnen* oder *Schauspieler:innen*. In der aktuellen Studie wurden neben Binnen-I und Beidnennung auch weitere neuere Sprachformen wie der Stern oder Doppelpunkt abgefragt, da diese mittlerweile von

der Sprachgemeinschaft genutzt werden. Es konnte jedoch nur die Nennung von typischen Frauen- und Männernamen ausgewertet werden, da es zu wenige nichtbinäre Namensnennungen oder auch Vertreter*innen gab, die Teilnehmende hätten nennen können. Es ist möglich, dass unter den Namen auch trans- und intergeschlechtliche Personen vorkommen, aber in den meisten Fällen nutzen Teilnehmende gängige Frauen- und Männernamen. Zukünftige Forschung müsste noch stärker darauf abzielen, wie die mentale Repräsentation von trans- und intergeschlechtlichen Menschen ist.

Nun zum Ergebnis dieser aktuellen Studie: Im Durchschnitt nannten die Teilnehmer*innen innerhalb der Bedingung geschlechtsübergreifend verwendeter Maskulina weniger Frauen, während der Anteil bei genderinklusiven Formulierungen deutlich höher war. Bemerkenswert ist, dass dieser Effekt unabhängig von der politischen Einstellung der Befragten oder ihrer persönlichen Haltung zu genderinklusive Sprache auftrat. Ebenso spielte es keine Rolle, ob ein Beruf als typisch männlich oder typisch weiblich eingeschätzt wurde – der Effekt blieb konstant. Ein weiteres zentrales Ergebnis: Die Befürchtung, dass genderinklusive Sprache dazu führt, dass überproportional an Frauen gedacht wird, konnte die Studie widerlegen. Die Nennung von Frauen und Männern war bei inklusiven Sprachformen ausgeglichen. Genderinklusive Formulierungen überrepräsentierten Frauen also nicht, sondern sorgen lediglich dafür, dass sie überhaupt mitgedacht werden.

Welche Auswirkungen haben Sprachformen auf Urteile und Verhalten?

Wir haben uns gefragt, wie wir am besten untersuchen könnten, wie Sprache auf soziale Urteile wirkt. Die Antwort war schnell gefunden: Beurteilungsprozesse in der Personalauswahl. Denn dort entscheiden Sprachformen in Stellenausschreibungen, wer sich angesprochen fühlt, wer sich bewirbt und wer am Ende überhaupt eine Chance bekommt. Gerade in diesem Kontext ist es besonders interessant zu sehen, ob und wie unterschiedliche Formulierungen tatsächlich soziale Folgen haben – zum Beispiel, ob Frauen durch die Sprache in Ausschreibungen vielleicht übersehen oder benachteiligt werden.

Um das zu verstehen, haben wir folgende Beurteilungsprozesse untersucht. Einerseits die Fremdbeurteilung – also wie andere, zum Beispiel Personalverantwortliche, die Menschen einschätzen, die sich beworben haben. Andererseits die Selbstbeurteilung: Wie nehmen sich Menschen selbst wahr, wenn sie

Sozialpsychologie und kognitive Psychologie

Die Sozialpsychologie ist ein Teilgebiet der Psychologie und untersucht Gedanken, Gefühle und Verhaltensweisen von Menschen in ihrer Interaktion mit anderen Menschen. Das können Beziehungen zwischen zwei einzelnen Personen, zwischen Gruppen oder auch innerhalb von Gruppen sein. Die Kognitive Psychologie hingegen beschäftigt sich mit den inneren mentalen Prozessen wie Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Denken, Problemlösen und Sprache. Von Sozialer Kognition spricht man, wenn sich kognitive Prozesse auf soziale Inhalte beziehen oder im sozialen Kontext stattfinden. Themen sind hier etwa Stereotype über Gruppen, Empathie mit Anderen, oder Entscheidungsfindung in Teams. In den letzten Jahrzehnten hat sich die soziale Kognition als eigenständiges Forschungsgebiet etabliert.

eine bestimmte Ausschreibung lesen? Fühlen sie sich angesprochen, trauen sie sich die Bewerbung zu, sehen sie sich als passend für die Position?

Diese Unterscheidung ist zentral, weil Sprache nicht nur beeinflusst, wie wir andere sehen – sondern auch wie wir uns selbst sehen. Erst wenn beides betrachtet wird, wird deutlich, wie groß der Einfluss von Sprache auf Gleichstellung tatsächlich ist.

a) Die Fremdbeurteilung

Hier zeigt sich: Wenn eine Stelle nur im geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinum ausgeschrieben ist, werden Frauen als weniger passend für die Position wahrgenommen als Männer, gerade bei hochrangigen oder prestige-trächtigen Jobs. Selbst wenn die Qualifikation identisch ist, schätzen Personalverantwortliche Bewerberinnen oft als weniger geeignet ein als Bewerber.

Wie haben wir das herausgefunden? In einer experimentellen Studie aus dem Jahr 2016 haben wir Stellenausschreibungen für Führungspositionen formuliert. Wir haben den Auswahlprozess für eine Stelle möglichst realitätsnah nachgestellt und über 300 Studierende aus dem Bereich Wirtschaft und Management als zukünftige Personalverantwortliche eingesetzt. Sie haben die

Bewerbungen beurteilt. Ihnen wurde jeweils eine Stellenausschreibung präsentiert. Es gab drei Varianten:

- Das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum (*Geschäftsführer*)
- Das Maskulinum mit Klammerzusatz (*Geschäftsführer (m/w)*)
- Die Beidnennung (*Geschäftsführerin/Geschäftsführer*)

Außerdem wurde der Status der ausgeschriebenen Stelle variiert:

- Eine hochrangige Position (CEO)
- Eine weniger prestigeträchtige Position (*Projektleiter/Projektleiterin*)

Jede Versuchsperson bekam eine Bewerbung zu sehen – entweder von einer Frau oder von einem Mann. Die Bewerbungen waren inhaltlich identisch, nur über den Namen wurde das Geschlecht variiert. Die Teilnehmenden sollten die Bewerberin oder den Bewerber einschätzen:

- Wie kompetent erscheint die Person?
- Wie passend ist sie für die ausgeschriebene Position?
- Wie wahrscheinlich würden sie die Person einstellen?
- Welches Gehalt würden sie vorschlagen?

Wichtig war uns dabei, dass jede Versuchsperson nur eine Sprachform und nur eine Bewerbung sah. Sie wusste also nicht, dass es verschiedene Varianten gibt. Dadurch konnten wir sehr genau vergleichen, wie die Sprachform und das Geschlecht der Bewerbenden die Bewertung beeinflussen.

Die Ergebnisse dieses Personalauswahl-Experiments zeigen deutlich: Wenn eine Bewerbung im Maskulinum geschrieben wurde, bewerten die Teilnehmer*innen eine Frau als weniger passend für den Job – obwohl die Bewerbung bis auf den Namen identisch war mit der des Mannes, der als passend befunden wurde. Frauen und Männer mit identischer Qualifikation bekommen also je nach Sprachform unterschiedliche Chancen für einen Job.

Sobald aber beide Geschlechter in der Ausschreibung genannt werden, verschwindet dieser Nachteil: Frauen und Männer werden dann gleich bewertet und haben somit die gleiche Grundvoraussetzung, für den Job ausgewählt zu werden. Interessanterweise zeigt sich das vor allem bei der Auswahl für die hochrangige Position und nicht bei der für die weniger prestigeträchtige Position.

Ein Vorwurf gegenüber solchen Studien lautet mitunter, dass sie nur Simulationen seien, weil keine wirklichen Recruiting-Expert*innen befragt werden. Dahinter steht auch die Frage: Hilft Expertise gegen Stereotype? Haben Personaler*innen weniger Vorurteile als Studierende, die die Situation nachvollziehen? Es geht in solchen Experimenten ja vor allem um die Untersuchung von Assoziationen, die Menschen in Urteilsprozessen haben. Das heißt, die Grundlagenforschung hat das Ziel, kognitive Prozesse abzubilden, die auch im Alltag ablaufen können, mit dem Wissen darum, dass die Realität viel komplexer ist. Verschiedene Faktoren können die mentale Repräsentation und damit die Wirkung von Sprache beeinflussen: etwa die Vorerfahrungen und die Einstellung zum Thema. Wir können davon ausgehen, dass Personen, die genderinklusiv formulieren, geschlechtsübergreifend verwendete Maskulina eher als maskulin verstehen werden als solche, die mit genderinklusive Sprache bisher keine Berührung hatten.

Ein weiteres spannendes Ergebnis unserer Studie aus dem Jahr 2016: Maskuline Formen mit dem Klammerzusatz (m/w/d) – der ja eigentlich alle ansprechen soll – wirken kaum besser als Ausschreibungen ohne diesen Zusatz. In den Köpfen entsteht weiterhin vor allem das Bild eines Mannes. Erst explizite Beidnennung oder genderneutrale Begriffe sorgen dafür, dass Frauen genauso präsent sind wie Männer.

Außerdem zeigt eine aktuelle Studie aus 2026 den Einfluss der verschiedenen Sprachformen auch bei echten Recruiter*innen, also den Verantwortlichen für die Auswahl von geeigneten Personen für eine Stelle. Darin haben wir bei arabischsprachigen Stellenanzeigen nachgewiesen, dass die Verwendung rein maskuliner Sprachformen zu einer systematischen Benachteiligung von Bewerberinnen führt. In einem Hiring-Simulationsexperiment mit 181 ägyptischen Recruiter*innen aus lokalen Unternehmen bewerteten die Teilnehmenden eine Person für eine Stelle, die einerseits in geschlechterinklusive Sprache (feminine/maskuline Wortpaare) und andererseits in maskuliner Sprache ausgeschrieben war. Die Ergebnisse zeigten, dass in der maskulinen Sprachbedingung die Bewerberin als weniger passend für die Stelle eingeschätzt wurde, niedrigere Gehaltsvorschläge erhielt und seltener für die Einstellung empfohlen wurde als der Bewerber. In der geschlechterinklusive Sprachbedingung hingegen wurden Bewerberin und Bewerber vergleichbar bewertet.

In diese Forschungstradition reiht sich auch die Studie von Markus Eberhardt, Giovanni Facchini und Valeria Rueda von der University of Nottingham's School of Economics ein. Sie interessierten sich dafür, ob subtile

Formulierungen in Empfehlungsschreiben die Entscheidungen darüber beeinflussen, wer eine akademische Stelle bekommt. Zuerst analysierte das Forschungsteam Empfehlungsschreiben für den akademischen Stellenmarkt im Bereich der Wirtschaftswissenschaften. Sie fanden heraus, dass sich die sprachliche Gestaltung systematisch unterscheidet, je nachdem, für wen das Empfehlungsschreiben geschrieben wurde. Sie haben dafür 12 000 Referenzschreiben analysiert, die zur Unterstützung von 3 700 Kandidat*innen verfasst wurden. Die Empfehlungsschreiben bestanden aus verschiedenen Teilen: Ein Standard-schreiben erörtert ausführlich die Arbeitsmarktaussichten der Person, die sich bewirbt. Es enthält Hinweise auf zusätzliche Forschungsleistungen und weitere Fähigkeiten. Der letzte Abschnitt fasste dann die akademischen Fähigkeiten und die Einstellungschancen der Person zusammen.

Das Ergebnis: Frauen wurden deutlich häufiger mit Attributen wie *Fleiß*, *Durchhaltevermögen* und *Zuverlässigkeit* beschrieben, während bei Männern stärker *Fähigkeiten* („ability“) und *Forschungskompetenz* betont wurden. Diese Unterschiede traten unabhängig vom Geschlecht der Gutachter*innen auf und waren auch dann robust, wenn institutionelle und persönliche Merkmale statistisch kontrolliert wurden. Die Studie betont, dass das häufige Lob für harte Arbeit bei Frauen keineswegs automatisch als Vorteil zu interpretieren ist. Vielmehr kann es als auch Ausdruck einer geringeren Wertschätzung von Talent verstanden werden.

Ob die unterschiedliche sprachliche Gestaltung eher zum Vorteil oder Nachteil für die Bewerber*innen ist, wurde in dieser Studie aufwändig untersucht. Bei allen in den Empfehlungsschreiben benannten Personen – sie waren namentlich bekannt – analysierte das Team, auf welcher Stelle sie in den Arbeitsmarkt eingestiegen waren und wie prestigeträchtig die Institution war, an der sie untergekommen waren. Im Ergebnis zeigt sich, und das ist besonders relevant: die geschlechtsspezifisch unterschiedliche sprachliche Beschreibung der Bewerber*innen in den Empfehlungsschreiben spiegelt sich auch in den Karrierechancen wider. Für Frauen ist ein hoher Anteil an Fleiß-Attributen im Empfehlungsschreiben mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit verbunden, eine Stelle an einer prestigeträchtigen Institution zu erhalten. Das legt nahe, dass unbewusste Stereotype und die Wahl bestimmter Formulierungen einen messbaren Einfluss auf die Entscheidungen von Kommissionen und damit auf die Karrierechancen von Frauen gegenüber Männern haben können.

Zusammengefasst ist also die Art, wie wir Stellenausschreibungen oder Empfehlungen formulieren, alles andere als ein Luxusproblem. Sie kann

darüber mitentscheiden, wer überhaupt in Auswahlprozesse einbezogen wird. Genderinklusive Sprache und das Vermeiden von Stereotypen kann an dieser Stelle konkret dazu beitragen, Gleichstellung zu fördern – oder sie eben behindern. Das lässt sich nach mehr als dreißig Jahren Forschung zum Deutschen sehr gut empirisch belegen.

b) Die Selbstbeurteilung

Sprachformen in Stellenausschreibungen beeinflussen allerdings nicht nur, wie andere urteilen (Fremdbeurteilung), sondern auch wie sich Menschen selbst wahrnehmen und verhalten (Selbstbeurteilung). Auch hier sind die Studienergebnisse robust: Frauen fühlen sich von Stellenausschreibungen im geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinum spürbar weniger angesprochen. Sie können sich seltener vorstellen, sich zu bewerben, fühlen sich weniger zugehörig und trauen sich den Job seltener zu.

In einer unserer Studien ging es etwa um Werbeanzeigen für ein studentisches Entrepreneurship-Programm an einer deutschen Universität. Dieses Programm richtete sich an Studierende verschiedener Fachrichtungen und bot die Möglichkeit, in einem 18-monatigen Kurs unternehmerische Fähigkeiten zu erwerben und in Teams an Geschäftsideen zu arbeiten.

Die Anzeigen wurden gezielt variiert, um den Einfluss von Signalen zu untersuchen, die auf eine bestimmte Geschlechtsidentität deuten: So zeigten manche Anzeigen ein männlich kodierte Bild – zum Beispiel einen Mann in Superheldenpose mit „Starte durch“ auf der Brust –, andere ein weiblich kodierte Motiv (eine Frau, die – von hinten gesehen – eine Wand streicht mit einem „Design your future“-Schriftzug) oder ein neutrales Bild (Sportschuhe mit dem „Starte durch“-Spruch). Auch die Sprache wurde angepasst: In einer Variante warb die Überschrift ausschließlich mit der maskulinen Form (*Unternehmer*), in der anderen wurde die Beidnennung genutzt (*Unternehmerin und Unternehmer*).

Heraus kam: Sobald eine Anzeige ein männlich geprägtes Bild mit dem Maskulinum kombinierte, sank bei den befragten Frauen das Interesse am Programm, sie empfanden weniger Passung, und ihre Bereitschaft, sich zu bewerben, nahm deutlich ab. Besonders auffällig war, dass bereits eine einzige genderinklusive Anpassung – sei es durch Bild oder Sprache – genügte, um diese Effekte abzumildern: Frauen fanden das Programm interessanter, konnten sich eine Bewerbung eher vorstellen und fühlten sich dem Angebot stärker zugehörig.

Um herauszufinden, was die Frauen tatsächlich empfanden, wurden sie nach dem Betrachten der jeweiligen Anzeige gebeten, einen Fragebogen auszufüllen. Darin sollten sie unter anderem angeben, wie sehr sie sich mit dem Programm identifizieren konnten, wie groß ihr Interesse am Angebot war und wie wahrscheinlich es wäre, dass sie sich tatsächlich bewerben würden. Die Befragung erfolgte auf einer siebenstufigen Skala, sodass feine Unterschiede in den Einschätzungen erfasst wurden.

Zusätzlich wurde überprüft, wie gut die Teilnehmerinnen sich an die Sprachform der Anzeige erinnerten, um sicherzustellen, dass sie tatsächlich darauf geachtet hatten. Auch das Studienfach wurde erfasst, da Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen generell verschieden stark zu unternehmerischen Karrieren neigen könnten. Durch diese differenzierte Erhebung ließ sich präzise messen, wie sich kleine Veränderungen in Bild und Sprache auf das subjektive Erleben und die Bewerbungsbereitschaft auswirkten. Die statistischen Auswertungen bestätigten schließlich, dass Frauen, die sich durch Bild oder Sprache angesprochen fühlten, die Teilnahme eher zutrauten. Sie signalisierten eine höhere Bereitschaft, sich tatsächlich zu bewerben.

Vor Kurzem wurden die zahlreichen experimentellen Befunde zu Stellenanzeigen zudem in einer Studie zum tatsächlichen Benutzungsverhalten auf einer Online-Stellenbörse untermauert. Die Sprachwissenschaftler Dominik Hetjens und Stefan Hartmann werteten mehr als 250 000 echte Jobanzeigen aus Deutschland aus. Diese wurden insgesamt fast 48 Millionen Mal von registrierten Personen der Jobplattform StepStone im Zeitraum von 2020 bis 2022 betrachtet. Die Analyse bezog sich dabei auf die Klickzahlen und das Geschlecht der betrachtenden User*innen – mit besonderem Fokus darauf, wie viele Frauen die jeweilige Anzeige angeklickt haben. Das Ergebnis: Explizit feminine Sprachformen (wie *Lehrerin*, *Lehrer*innen*, *Lehrer/in*) führen dazu, dass mehr Frauen die Anzeige anklicken – und das über alle Branchen hinweg.

Sprache hat eine Wirkung auf unser Handeln. Das gilt nicht nur für Erwachsene: Auch bei Kindern zeigt sich, dass Mädchen sich einen Beruf eher zutrauen, wenn er in der Beidnennung oder genderneutral vorgestellt wird. Der Sozialpsychologe Dries Vervecken und die Psychologin Bettina Hannover haben 2015 in einer groß angelegten Studie mit über 550 Grundschulkindern aus Deutschland und Belgien gezeigt, dass es einen Unterschied macht, ob sie *Ingenieurinnen und Ingenieure* oder *Ingenieur* hören: das Selbstvertrauen der Kinder stieg vor allem für traditionell männliche Berufe, wenn diese in Beidnennung beschrieben wurden.

Fazit

Genderinklusive Sprache ist kein Luxusproblem, sondern Teil eines gesellschaftlichen Wandels hin zu mehr Geschlechtergleichstellung. Genderinklusive Sprache allein schafft keine soziale Gerechtigkeit, kann aber nachweislich dazu beitragen, Diskriminierung abzubauen. Trotz kontroverser und teils polarisierter Debatten bleibt entscheidend: Die Mehrheit in Deutschland unterstützt das Ziel der Gleichstellung.

Zum Weiterlesen

Hilmar Brohmer et al.: *Effects of the Generic Masculine and Its Alternatives in Germanophone Countries: A Multi-Lab Replication and Extension of Stahlberg, Sczesny, and Braun (2001)* (2024)

Ramzi Fatfouta & Sabine Sczesny: *Unconscious Bias in Job Titles: Implicit Associations Between Four Different Linguistic Forms with Women and Men* (2023)

Markus Eberhardt, Giovanni Facchini & Valeria Rueda: *Gender Differences in Reference Letters: Evidence from the Economics Job Market* (2023)

Videotipp

BR-Beitrag: *Zukunft der Sprache – was bringt Gendern wirklich?* (2021)

Auf einen Blick

Beeinflusst Sprache unser Denken?

Das ist eine sehr alte und vieldiskutierte Frage. Sprache beeinflusst bestimmte Denkprozesse, determiniert sie aber nicht vollständig. Dass Menschen bei der maskulinen Form deutlich weniger an Frauen denken, ist nachgewiesen worden. Zuletzt in einer Replikationsstudie mit mehr als 2 500 Menschen: Im Durchschnitt nannten Teilnehmer*innen bei geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulina weniger Frauen im Vergleich zu inklusiven Formulierungen.

Wie beeinflusst Sprache soziale Urteile?

Sprache beeinflusst soziale Urteile maßgeblich, weil sie steuert, wie wir andere Menschen wahrnehmen und bewerten – oft ohne dass uns das bewusst ist. Die verwendeten Sprachformen können Stereotype verstärken oder abbauen. Sprache prägt also die Fremd- und die Selbstwahrnehmung und entscheidet mit darüber, wer etwa in Bewerbungsprozessen als kompetent gilt und wie sich Menschen selbst Chancen zuschreiben.

Wirkt sich genderinklusive Sprache in Stellenausschreibungen auf Bewerbungen aus?

Ja, und zwar sowohl auf die Bewertung durch Personalverantwortliche als auch auf das Verhalten der Bewerber*innen selbst. Studien zeigen: Bei rein maskulinen Stellenausschreibungen werden Frauen als weniger passend wahrgenommen, trotz identischer Qualifikation. Gleichzeitig fühlen sich Frauen von maskulinen Formulierungen weniger angesprochen und bewerben sich seltener. Eine Analyse von über 250 000 echten Stellenanzeigen bestätigt: Genderinklusive Formulierungen führen dazu, dass mehr Frauen die Anzeigen anklicken.

Und anderswo? Türkisch

Von Mia Pankoke und Jeanne Wellnitz

Türkisch gehört zu den Turksprachen, einer Familie, die sich von Osteuropa bis Zentralasien erstreckt. Es kennt kein grammatisches Geschlecht. Auf den ersten Blick scheint das Türkische also wie gemacht für eine inklusive Sprache, die Geschlecht sogar überwindet. Das Pronomen *o* steht gleichermaßen für *sie*, *es* und *er* und auch Berufsbezeichnungen wie *doktor* gelten theoretisch für alle. Es gibt keine Endungen, die Menschen in Geschlechter einordnen.

Doch die Sprachpraxis erzählt eine andere Geschichte. Eine aktuelle Studie der Psychologieprofessorin Emma Renström und weiteren finnischen und türkischen Kolleginnen zeigt, dass Frauen auch in Sprachen ohne Genus gewissermaßen unsichtbar bleiben. Das Forschungsteam hat türkische und finnische Personen befragt, denn Finnisch ist ebenfalls eine geschlechtsneutrale Sprache. Die Teilnehmenden lasen eine neutral verfasste Beschreibung einer Person mit ihren Vorlieben und Alltagstätigkeiten. Sie sollten dann ein Foto auswählen, das zur beschriebenen Person passt. Das Ergebnis: In 76 Prozent der Fälle wählten sie das Foto eines Mannes. Das zeigt, dass Gesellschaften so tief patriarchal geprägt sind, dass der Mann auch ohne explizite Formulierung die vermeintlich gewichtigere Person ist und damit auch öfter genannt wird. In jüngster Zeit ist zudem zu beobachten, dass die zunehmenden maschinellen Übersetzungen, gerade im Zeitalter von KI, den Effekt noch verstärken: Denn das türkische *o* wird in Übersetzungen fast automatisch in eine maskuline Form gebracht.

Das heißt demzufolge, dass eine Sprache, nur weil sie an sich genderinklusives Sprechen und Schreiben ermöglicht, nicht gleich frei von Diskriminierungen. *Adam* bedeutet zum Beispiel auf Türkisch gleichzeitig *Mann* und *Mensch* und ist auch ein Synonym für positive Eigenschaften. Es gibt die Redewendung *adam gibi* (*wie ein Mann*), die für Ehrlichkeit, Integrität, Mut und Ehre steht, während *madam gibi* (*wie eine Frau*) das Gegenteil dieser Werte impliziert. Rhetorisch wird diese Zuschreibung beispielsweise verwendet, um politische Gegner*innen als schwach, unzuverlässig und prinzipienlos zu brandmarken.

Auch Sally Gerhardt zeigt in einer Veröffentlichung, dass fehlende Genera nicht bedeuten, dass Sprache automatisch genderneutral ist. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Duisburg-Essen und forscht am Institut für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache zum Gendern im Sprachvergleich. Dennoch finden im Türkischen Debatten um geschlechtsspezifische Bezeichnungen statt, allerdings eher auf Wortbildungsebene, schreibt Gerhardt. Sie nennt auch ein Beispiel: „Anstelle der gängigen Wortbildung *bilim adamları* (Wissenschaftsmänner) wird *bilim insanları* (Wissenschaftsleute im Sinne von *Wissenschaftler*innen*) vorgeschlagen.“ *Insanları* heißt etwa *Personen* oder *Leute*.

Und auch sonst setzt die Sprachgemeinschaft eigene Impulse: Das Projekt „Crossing Out“ des *United Nations Global Compact* und mehr als 55 türkischen Unternehmen machte schon im Jahr 2020 sexistische Begriffe im Arbeitskontext sichtbar, indem es solche Ausdrücke in Anzeigen und Kampagnen durchstrich und durch neutralere Formulierungen ersetzte. Der *United Nation Global Compact* ist eine Vereinbarung der Vereinten Nationen, die bis heute mehr als 25 000 Unternehmen und Institutionen unterzeichnet haben, um die Globalisierung sozialer und ökologischer zu gestalten. Im Zuge des Projekts entstand auch ein Glossar, das Alternativen für sexistische oder auch nur rein männlich besetzte Wörter bietet. Aus *weiblichem Anwalt* wurde nur noch *Anwalt*, und *erkek gibi kadın*, das so viel bedeutet wie *männliche Frau*, wurde zu *cesur kadın*, was *mutige Frau* bedeutet. Während in der Sprachpraxis inklusivere Formen diskutiert werden, äußern sich die Verantwortlichen der offiziellen Sprachpolitik allerdings nicht: Von der türkischen Sprachgesellschaft, Türk Dil Kurumu, zuständig für Sprachpflege seit 1932, gibt es keine Empfehlungen zu genderinklusive Sprache.

Und anderswo? Arabisch

Von Mia Pankoke und Jeanne Wellnitz

Arabisch ist eine semitische Sprache, die einer streng binären Grammatik folgt: Pronomen, Verben, Adjektive – alles unterscheidet sich, je nachdem, ob eine Frau oder ein Mann angesprochen wird. Sogar die zweite Person *du* existiert in zwei Versionen: *anta* für Männer, *anti* für Frauen. Gruppen werden im Plural automatisch in der männlichen Form zusammengefasst. Ein Beispiel: Wenn etwa *al-ṭalibūn* (*die Studenten*) als geschlechtsübergreifende Gruppe steht, bleiben Studentinnen sprachlich unsichtbar. Einheitliche Leitlinien für genderinklusive Sprache fehlen bislang – ein Befund, den auch die Vereinten Nationen bestätigen.

In vielen arabischsprachigen Ländern spiegelt sich die Binarität auch in öffentlichen Texten und im Alltag wider. So sind Stellenanzeigen, Gesetzestexte oder Unterrichtsmaterialien meist in der maskulinen Form verfasst, selbst wenn alle Menschen gemeint sind. In den Verfassungen Ägyptens oder Tunesiens dominiert fast ausschließlich das Maskulinum. Seit einiger Zeit wächst jedoch die Kritik: Aktivistische Personen in Ägypten, im Libanon oder in Marokko fordern, dass Frauen und nichtbinäre Menschen ausdrücklich sichtbar benannt werden, etwa durch die bewusste Nennung beider Formen.

Weil das Arabische aber keine neutrale Form kennt, braucht es kreative Strategien, wenn man explizit genderinklusiv formulieren will. Diskutiert werden unter anderem Doppelformen wie *ṭabībūn wa-ṭabībāt* (*Ärzte und Ärztinnen*). Gerade in NGOs oder internationalen Organisationen kommen solche Doppelformen zum Einsatz. Auch neue Schreibweisen werden ausprobiert. Etwa Sonderzeichen oder zusammengesetzte Formen, die maskuline und feminine Endungen kombinieren.

Allerdings ist es auch so, dass man schwerlich von „einer Debatte“ oder „Gendern im Arabischen“ sprechen kann, da sich der arabische Sprachraum über mehr als fünfundzwanzig Länder erstreckt, vom Atlantik bis zum Arabischen Meer. Es gibt also zahlreiche Dialekte und sehr unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte und damit auch verschiedenste Sprachentwicklungen. Eine Studie zu Ägypten und Tunesien belegt etwa, dass selbst geografisch nahe

Länder unterschiedliche Strategien in Bezug auf genderinklusive Sprache verfolgen. Die marokkanische Linguistin und Genderforscherin Fatima Sadiqi, Professorin an der Université Sidi Mohamed Ben Abdellah in Fès und Gründerin des Centre for Studies and Research on Women (CERW) zeigt in ihren Texten zudem, wie Mehrsprachigkeit, koloniales Erbe und Religion die sprachliche Entwicklung und Spielräume prägen. Weiterhin weisen verschiedene Autor*innen darauf hin, dass die Forderung nach einer genderinklusive Sprache teils als sehr „westliche“ Debatte angesehen wird, beziehungsweise dass sie „westliche“ Kriterien an eine vollkommen andere Sprache und Kultur anlegt und dadurch spezifische Eigenheiten oder Probleme nicht erkannt werden. So fordern einige, die Debatte müsste kritisch an die sprachlichen und sozialen Rahmenbedingungen nicht-westlicher Gesellschaften angepasst werden. Akteur*innen in den jeweiligen Ländern müssen also vor Ort diskutieren und Veränderungen kulturell verankern.

Bei all dem gilt jedoch, dass es im arabischen Sprachraum eine lebendige Auseinandersetzung zum Thema genderinklusive Sprache gibt. Sowohl kulturell als auch akademisch. Auf der Plattform Wiki Gender (معجم المصطلحات) entwickeln etwa Aktivist*innen gemeinsam ein digitales Glossar, in dem Begriffe zu Geschlecht und Sexualität definiert, diskutiert und weiterentwickelt werden – ein kollektiver Prozess, der Sprache im gemeinsamen Austausch neu formt. Auch spannend ist das *Queer Arab Glossary*, gestartet von dem libanesischen Designer Marwan Kaabour. Die über 300 Begriffe stammen teils aus alten Beleidigungen, die nun umgedeutet werden – wie *mukhannath* (*effeminiert*), das feminines Verhalten meint. Kaabour sagt dazu im „Guardian“: „Wenn die Sprache, die wir erben, uns nicht die Mittel gibt, über uns selbst zu sprechen, schaffen wir uns unsere eigene.“

EXPERTEN

Dominik Hetjens ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Germanistische Linguistik und Sprachgeschichte an der Technischen Universität Dresden. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Diskurslinguistik, historische Soziolinguistik und die Erforschung von Zusammenhängen zwischen Identität und Sprache. Er sucht nach neuen Wegen, die Wirkung sprachlicher Äußerungen zu untersuchen.

Stefan Hartmann ist Professor für Germanistische Sprachwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der

kognitiven Linguistik und der historischen Sprachwissenschaft. Er arbeitet mit Korpora, also Sammlungen von authentischen Sprachdaten, aber auch mit experimentellen Ansätzen.



Ist die Sprachwissenschaft gegen das Gendern?

In den Medien erwecken einzelne prominente Stimmen des Fachs den Anschein, als sei die Sprachwissenschaft gegen das Gendern. Aufrufe wie „Linguistik versus Gendern“ verstärken diesen Eindruck. Tatsächlich ist die Sprachwissenschaft weder pauschal dafür noch dagegen – sie lebt vielmehr von vielfältigen Perspektiven und einer produktiven Debatte.

Als während der Corona-Zeit das Thema *Gendern* in den Medien wieder einmal hohe Wellen schlug, fiel eines auf: Der Journalismus liebt Pro-Contra-Beiträge! In Zeitungen, in den sozialen Medien, in den Diskussionsrunden in Radio und Fernsehen hatten die Schlagzeilen das immer gleiche Muster. Es wurde stets eine Dualität aufgemacht, ein Entweder-Oder: „Gendern – überflüssig oder überfällig?“, „notwendig oder nervig?“, „Was spricht FÜR und GEGEN das Gendern?“.

Man hatte den Eindruck, es würde nur diese beiden Pole geben. Und für dieses *Dafür* oder *Dagegen* führten einige Medien Kronzeugen ins Feld. Besonders aber taten sie das für das Dagegen: Sprachwissenschaftler schrieben Gastbeiträge, in denen sie das Lesepublikum vor einer „Zwangsbeglückung“ warnten, die „Grammatik im Fegfeuer“ wähten oder Gendern als „Ersatzreligion der sprachlichen Anbiederung“ betitelten. Der Doppelpunkt würde missbraucht. Der Genderstern sei eine sprachliche Unterwerfungsgeste. Wenn die Person dann noch Mitglied im Rechtschreibrat war, musste sie ja Recht haben.

Dadurch entstanden Zerrbilder: Auf der einen Seite die rationale Wissenschaft, die das Deutsche vor dem Untergang retten müsse. Auf der anderen Seite die Genderverrückten, die die Grammatik zerstörten. Insbesondere in eher konservativ ausgerichteten Medien kamen vor allem Stimmen aus der Linguistik zu Wort, die sich gegen das Gendern positionieren – und plötzlich galten einzelne Positionen als repräsentativ für das gesamte Fach. Sie mussten nach außen hin wie wissenschaftlicher Konsens wirken. Dazu trug auch der Aufruf „Wissenschaftler kritisieren Genderpraxis des ÖRR“ vom Sommer 2022 bei. Unter dem Schlagwort „Linguistik versus Gendern“ enthielt er die Forderung, den Sprachgebrauch im öffentlich-rechtlichen Rundfunk (ÖRR) auf sprachwissenschaftlicher Grundlage neu zu bewerten. Im Anschluss daran schrieben manche Medien, ARD und ZDF sollten von der *Gendersprache* ablassen – wobei *Gendersprache* so klingt, als hätte sie nichts mit der deutschen Sprache zu tun, als sei sie etwas Fremdartiges, das nun wissenschaftlich fundiert aussortiert werden müsse.

Dabei ist die Sprachwissenschaft weder pauschal für noch gegen das Gendern. Sie ist ein lebendiges, diskussionsfreudiges Fach, das verschiedene Perspektiven auf Sprache und Sprachwandel vereint. Es gibt nicht *die* Sprachwissenschaft. Und selbst wenn es sie gäbe: Zu einzelnen sprachlichen Phänomenen im Sinne eines *Dafür* oder *Dagegen* Position zu beziehen, gehört nicht zu ihren Kernaufgaben. Denn eines der allerersten Dinge, die wir dem Nachwuchs einschärfen, ist: Die Linguistik arbeitet zunächst einmal *deskriptiv*, das heißt sie beschreibt. Sie arbeitet nicht *präskriptiv*, es geht also nicht darum, Normen

oder Vorschriften zum *korrekten* Sprachgebrauch zu erarbeiten. Das heißt nicht, dass eine linguistisch fundierte Sprachkritik nicht möglich wäre. Man kann zum Beispiel mit guten sprachwissenschaftlichen Argumenten bestimmte verharmlosende oder beschönigende Ausdrücke kritisieren – die sprachkritische Aktion „Unwort des Jahres“ tut dies schon seit Jahrzehnten. Und natürlich kann man mit sprachwissenschaftlichen Argumenten auch das Gendern hinterfragen. Diese Argumente sollten dann aber stichhaltig sein.

Wenig überzeugt waren wir von den Argumenten, die 2020 in einem Beitrag mit dem Titel „Wissenschaftsfremder Übergriff auf die deutsche Sprache“ im Magazin „Forschung & Lehre“ vorgebracht wurden. Das ist nicht irgendeine Zeitschrift, sondern das Magazin des Deutschen Hochschulverbands, in dem ein großer Teil der Hochschullehrenden in Deutschland organisiert ist. Die Beiträge darin sollten also einen wissenschaftlichen Anspruch haben. Anlass für den Beitrag waren die damals gerade erschienenen *Handlungsempfehlungen der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen*, die Genderstern und Gendergap empfahlen und die Neutralität des geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinums in Zweifel zogen. Der Verfasser des Beitrags, der Sprachwissenschaftler Helmut Glück, argumentierte, die Bundeskonferenz missachte grammatische Fakten, und die Empfehlungen seien wissenschaftsfremde Übergriffe. Er empfahl den Universitäten, auf die „Expertise der einschlägigen Fachwissenschaften“ zu hören, wodurch der Eindruck entstehen konnte, dass er für die gesamte Sprachwissenschaft spreche.

Unterschiedliche Positionen

Das konnte aus unserer Sicht nicht so stehenbleiben. Wir beteiligten uns an einer Stellungnahme – mit Stefan Hartmann als Initiator –, die in der darauffolgenden Ausgabe von „Forschung & Lehre“ als Leserbrief abgedruckt wurde. Dass über 200 Personen diese Stellungnahme unterzeichneten, zeigt, dass es sehr viele Menschen mit fachlicher Expertise gibt, die den im Beitrag vorgebrachten Argumenten kritisch gegenüberstehen – und zwar ausdrücklich nicht, weil sie das Gendern persönlich gut finden, sondern, weil sie die Argumente aus wissenschaftlicher Sicht nicht überzeugt haben.

Die Argumente, auf die sich Helmut Glück stützte, decken sich mit jenen, die Kollegen wie etwa Peter Eisenberg, Horst Haider Munske oder Olav Hackstein in mehr oder weniger regelmäßigen Beiträgen in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und anderen überregionalen Medien zum Gendern äußern.

Anders als bei vielen anderen Personen, die zu diesem Thema in Feuilletons oder gar ganzen Büchern Stellung beziehen, handelt es sich bei ihnen allen um bestens ausgewiesene Sprachwissenschaftler, denen man keinen Mangel an fachlicher Expertise vorwerfen kann. Wie kommt es also, dass sie zum Gendern mit Argumenten hantieren, die viele, darunter auch wir, für wissenschaftlich fragwürdig halten, während sie umgekehrt der Gegenseite vorwerfen, grundlegende linguistische Tatsachen zu ignorieren?

Unterschiedliche Perspektiven auf Sprache

Um das zu verstehen, müssen wir uns noch einmal klarmachen, dass es *die* Sprachwissenschaft nicht gibt. Es gibt verschiedene Perspektiven auf Sprache, und das wiederum ergibt sich aus dem Untersuchungsgegenstand selbst. Sprache umfasst viele hochkomplexe Phänomene. Und diese haben nun einmal die unangenehme Eigenschaft, dass sie schwer fassbar sind. Das fängt schon mit der Frage an, was überhaupt (eine) Sprache ist.

Es dauerte beispielsweise bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, bis sich in der Sprachwissenschaft die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass Gebärdensprachen vollwertige Sprachen sind, die alles mitbringen, was eine Sprache ausmacht. Nun gibt es rund 7000 Sprachen auf der Welt, von denen sich einige sehr ähnlich sind, während sich andere radikal voneinander unterscheiden. Wer sie miteinander vergleichen möchte, wird eher die *Struktur* des Sprachsystems anschauen. Also zum Beispiel das heutige Deutsch analysieren und versuchen, eine Beschreibung zu erarbeiten, die möglichst gut erfasst, wie die Grammatik dieser Sprache funktioniert. Warum beispielsweise *Die Katze liegt auf der Matratze* ein akzeptabler Satz des Deutschen ist, *die Katze wird auf dem Matratzen geliegen* hingegen nicht. Diese Beschreibungen werden oft in Werken erfasst, die wir genauso nennen wie das, was sie beschreiben: Grammatiken.

Eine solche Perspektive geht von einer strikten Trennung aus: Hier das *Sprachsystem*, die Grammatik – dort der *Sprachgebrauch*. Diese Trennung wird etwa deutlich, wenn Helmut Glück in einem anderen Beitrag schreibt: „Sprache bezeichnet, Sprache meint nie irgendetwas. ‚Meinen‘ können nur Menschen.“ Peter Eisenberg indes warnte in einem weiteren Artikel davor, dass der Gegenstand der Sprachwissenschaft entwertet werde, denn dieser sei „die Sprache und nur die Sprache“. Fragen wie die, ob bei der Nutzung von geschlechtsübergreifend intendierten Maskulina wie *die Lehrer* auch Lehrerinnen mitverstanden werden, werden also explizit aus dem Gegenstandsbereich der Sprachwissenschaft

ausgeschlossen. Und in einem weiteren Beitrag betont Olav Hackstein ausdrücklich die aus seiner Sicht notwendige Trennung von Sprachverwendung und Sprachsystem. Grammatik, so argumentiert er, könne nicht diskriminierend sein, da ihr einziger Daseinszweck darin bestehe, eine erfolgreiche und ökonomische Kommunikation zu gewährleisten. Jegliche Sprachkritik solle sich daher nur auf die Verwendung von Sprache, nicht auf die Grammatik beziehen.

Nun gibt es in der Linguistik aber auch viele, die sagen: So klar lassen sich Sprachsystem und Sprachverwendung nicht trennen. Zwischen beiden besteht eine enge Wechselwirkung. Grammatische Kategorien sind Lösungen für kommunikative Probleme – Lösungen, die sich im Lauf der Zeit durchgesetzt haben. Grammatik ist quasi *sedimentierter Sprachgebrauch*. Dass sich grammatische Kategorien dabei von ihrer ursprünglichen Bedeutung entfernen können, ist klar. Oft ist die ursprüngliche Bedeutung heute auch nicht mehr erkennbar. Es gibt beispielsweise unterschiedliche Annahmen darüber, welche Funktion die Kategorie Genus – das grammatische Geschlecht – einmal im Indogermanischen hatte, also der Sprache, auf die etwa die germanischen Sprachen wie das Deutsche oder Englische zurückgehen. Für die Frage nach der heutigen Funktion von Genus ist das aber auch völlig unerheblich. Das heißt jedoch nicht, dass die Assoziationen, die Hörende und Lesende in der Gegenwartssprache haben, linguistisch uninteressant oder gar irrelevant wären.

Nehmen wir als Beispiel *Zu wenige Professoren sind Frauen*. Der Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch bezeichnete das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum einmal in einem Gastbeitrag als „grammatische Fiktion“. Ein Blick in fast jede beliebige Tageszeitung reicht aber aus, um zu zeigen, dass das Gegenteil stimmt: Da ist allenthalben von *Politikern* die Rede, von *Ärzten* oder *Schülern*. Im Sprachgebrauch ist diese Form eine grammatische Tatsache. Liegt Stefanowitsch also falsch?

Ja und Nein. Seine zugespitzte Formulierung bringt auf den Punkt, was zahlreiche Experimente nahelegen: Wenn es darum geht, welche Assoziationen Personenbezeichnungen bei denen auslösen, die sie hören oder lesen, schneidet das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum eher schlecht ab. In der Regel denken Menschen in diesen Experimenten bei *Ärzten* und *Lehrern* zuallererst an Männer. Das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum ist demnach eine *Fiktion* in dem Sinne, dass es nicht vollständig geschlechtsübergreifend verstanden wird. Gleichzeitig wissen natürlich alle, die einen Satz lesen wie *Alle Lehrer versammelten sich auf dem Schulhof*, dass sich darunter höchstwahrscheinlich auch Lehrerinnen befanden.

Beide Perspektiven schließen sich nicht aus: Das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum einerseits als Tatsache des Sprachgebrauchs, als etabliertes, und sicherlich auch praktisches, Hilfsmittel zur effizienten Kommunikation. Eines, das andererseits eine Fiktion bleibt in dem Sinne, dass es nur bedingt geschlechterübergreifend verstanden wird.

Unterschiedliche Theorien

Grob vereinfacht können wir in der Debatte also zwei Perspektiven auf Sprache unterscheiden: Eine sieht Sprache als relativ festes System, das zunächst einmal unabhängig von den Sprachbenutzenden betrachtet und untersucht werden muss. Wir können diese Perspektive die strukturalistische oder systemlinguistische nennen. Dem Strukturalismus liegt die Vorstellung zugrunde, dass man das Zeichensystem *Sprache* abstrakt beschreiben kann, er macht dabei allerdings keine Aussagen zu ihrem Gebrauch. Stattdessen versucht er, generelle Regeln zu erkennen und zu beschreiben. Die tatsächliche Verwendung von Sprache wird dabei zunächst ausgeblendet.

Ein ganz anderes Bild ergibt sich aber, wenn man Sprache von ihrer Funktion her denkt. Wenn wir davon ausgehen, dass Sprache zuallererst ein Kommunikationswerkzeug ist, dann ist die Frage weniger: Wie passt diese oder jene Form ins System, sondern vielmehr: Erfüllt sie die beabsichtigte kommunikative Funktion? Nehmen wir als Beispiel die Form *Wissenschaftende*, der man in letzter Zeit häufiger begegnet. Einige werden bei dieser Form mit den Augen rollen. Denn auch wenn die Wissenschaft hoffentlich neues *Wissen schafft*, hat das Wort selbst zunächst einmal nichts mit *Wissen schaffen* zu tun (oder nur indirekt, denn *-schaft* ist hinsichtlich seiner Herkunft mit *schaffen* verwandt). Es handelt sich eher um eine kreative, etwas augenzwinkernde Lösung dafür, dass es für ein Wort wie *Wissenschaftler* keine genderneutrale Form des Typs *Studierende* oder *Mitarbeitende* gibt.

Die Perspektive, die eher den Sprachgebrauch in der Interaktion untersucht, nennen wir hier einmal den *gebrauchsbasierten Ansatz*. Selbstverständlich stellten auch systemlinguistisch Forschende keineswegs in Abrede, dass Sprache in der Interaktion existiert und sich mit der Zeit wandelt. Aber sie nehmen an, dass Sprache die Funktionen, denen sie dient, so gut erfüllen kann, weil sie so ein fein austariertes System ist, das über lange Zeitspannen gewachsen ist. Dieses System ist aus Sicht der Systemlinguistik zunächst entkoppelt zu betrachten von den Menschen, die es verwenden, und auch von politischen oder

gesellschaftlichen Faktoren. Die gebrauchsbasierte Perspektive sagt aber: Weil Sprache in der sozialen Interaktion stattfindet, können wir diese Aspekte nicht einfach ausblenden.

Je nachdem, welche Perspektive man auf Sprache einnimmt, denkt man über Sprache unterschiedlich nach. Unser Kollege Simon Kasper hat gezeigt, dass in der Diskussion immer wieder wirkmächtige Metaphern verwendet werden. So wird Sprache erstens als Naturphänomen, als etwas natürlich Gewachsenes konzeptualisiert. Gendern wird demgegenüber als *künstlicher* Eingriff abgelehnt. Zweitens wird Sprache als ästhetisches Objekt gefasst, als eine Art Kunstwerk, das durch das Gendern „verhunzt“ wird. Drittens schließlich wird Sprache als Werkzeug oder Werkstoff gesehen. Diese Metapher ist für die Argumentation beider Seiten wichtig. Wer aufmerksam gelesen hat, hat vielleicht bemerkt, dass wir diese Metapher hier selbst verwendet haben. Aus systemlinguistischer Sicht ist die Grammatik zunächst nur ein Werkzeug zur effizienten Kommunikation. Deshalb auch der oben zitierte Einwurf Hacksteins, dass Grammatik nicht diskriminierend sein könne, weil ihr einziger Daseinszweck ja darin bestehe, effiziente und ökonomische Kommunikation zu gewährleisten. Den letzten Punkt würde die gebrauchsbasierte Perspektive tendenziell teilen: Nicht nur die Grammatik, sondern die Sprache als Ganzes ist aus dieser Sicht ein Werkzeug zur Kommunikation. Aber sie ist ein Werkzeug, das im Gebrauch und durch den Gebrauch entsteht.

Ein Systemlinguist würde sagen: Ein Hammer ist ein Hammer, unabhängig davon, ob ich ihn fachgerecht bediene oder zwei linke Hände habe. Die Linguistik hat den Hammer zu beschreiben, also das Werkzeug. Wie genau das Werkzeug eingesetzt wird, ist erstmal unerheblich. Eine gebrauchsbasierte Linguistin würde dagegen sagen: Unser Werkzeugkasten Sprache ist nie ganz fertig. Wir basteln uns unsere Werkzeuge, wie wir sie gerade brauchen. Wenn wir einen Nagel in die Wand klopfen wollen, ist ein Hammer nützlich, aber wenn wir gerade keinen zur Hand haben, tut es auch ein halbwegs robuster Stock. Oder ein Baseballschläger. Hauptsache, es erfüllt seinen Zweck. Die Linguistik kann das Werkzeug nicht unabhängig von seinem Gebrauch beschreiben, denn das Werkzeug ist und bleibt ja *work in progress*.

Unsere bisherigen Ausführungen zeigen, dass wir mehr zur gebrauchsbasierten Perspektive neigen. Die Werkzeug-Metapher hilft aber dabei, die Prämissen der systemlinguistischen Perspektive besser zu verstehen. Sie zeigt auch, warum man in der Debatte gegeneinander anspricht und auch aneinander vorbeiredet; warum immer wieder die gleichen Argumente ausgetauscht

werden, die für die eine Seite absolut schlagend sind, während sie für die andere Seite völlig an den Haaren herbeigezogen wirken.

Das gilt auch für dieses Argument, das gern zur Verteidigung des geschlechtsübergreifend verwendeten Maskulinums herangezogen wird: Der Verweis auf die Markiertheitstheorie. Sie wurde von Roman Jakobson geprägt, einem zentralen Vertreter des Strukturalismus. Ihm zufolge ist das Maskulinum die *unmarkierte* Kategorie und somit der Standard für Personenbezeichnungen. Ein Wort wie *Student* beinhaltet demzufolge auch die Bedeutung *Studentin*, ähnlich wie *Tag* auch *Nacht* beinhalten kann: Wenn ich sage *Die Frist ist in sieben Tagen*, dann ist mit *Tag* eine Zeitspanne von 24 Stunden gemeint. In einem Beispiel wie *Der Aufenthalt ist nur bei Tag gestattet* dagegen bezieht sich das Wort auf eine kleinere Zeitspanne, in Abgrenzung zur Nacht.

Hier ist jedoch anzumerken, dass es Jakobson eher um ein allgemeines Strukturierungsmuster von grammatischen Kategoriensystemen in den Sprachen der Welt ging. Die Frage, wie eine Form wie *Schüler* in einem Satz wie *Alle Schüler gingen auf den Schulhof* tatsächlich *verstanden* wird, ist für die Markiertheitstheorie weder relevant noch kann sie sie beantworten.

Die verstärkte Hinwendung zu gebrauchsbasierten Konzepten hat in den vergangenen Jahrzehnten dazu geführt, dass man mehr geschaut hat, wie sich Eigenschaften der Sprachstruktur, die man vorher vielleicht mit anderen theoretischen Konzepten erklärt hat, aus dem Gebrauch selbst ergeben. Das Konzept der Markiertheit ist ein gutes Beispiel dafür. Hier wird etwa heute von einigen argumentiert, dass vieles von dem, was als *unmarkiert* gilt, schlichtweg das ist, was häufiger verwendet wird. Das bedeutet, dass man ein Konzept wie *Markiertheit* womöglich gar nicht braucht.

Früher hätte man gesagt: Das Maskulinum ist unmarkiert, weil es die Standardform ist und keine spezielle Endung hat. Das Femininum ist markiert, weil es eine Endung (-in) bekommt und dadurch speziell ist. Heute würde man (natürlich vereinfacht) sagen: Das Maskulinum ist schlicht das Häufigere! Es ist die Form, die in den meisten Kontexten verwendet wird, und deshalb wird es als Standard wahrgenommen. Was natürlich nicht bedeutet, dass das so bleiben muss.

Die theoretischen Ansätze in der Linguistik sind deutlich vielfältiger und die Unterschiede zwischen ihnen viel komplexer, als wir sie hier darstellen können. Und die Denktraditionen, die wir grob skizziert haben, lassen keine genaue Zuordnung nach dem Schema pro oder contra Gendern zu. Sie zeigen aber ungefähre Tendenzen auf. Das Thema ist so vielschichtig, dass Bereiche der Linguistik, die teilweise in grundsätzlichen Fragen verschiedener Meinung sind

und in der Vergangenheit vielleicht kaum Berührungspunkte hatten, plötzlich miteinander konfrontiert sind – und das im Spiegel einer Öffentlichkeit, die in der Wissenschaft nach Orientierung sucht.

Unterschiedliche Ideen von Bedeutung

Eine grundsätzliche Frage ist, was eigentlich Bedeutung ist und welche Rolle bestimmte strukturelle Eigenschaften von Wörtern für die Art und Weise spielen, wie sie Bedeutung erzeugen. Für diejenigen, die mit der Markiertheits-theorie argumentieren, haben Maskulina beispielsweise generell geschlechtsübergreifendes Potenzial. Ein Wort wie *Wissenschaftler* ist nach dieser Sicht per se ein neutrales Wort für eine Gruppe. Es gibt aus diesem Blickwinkel wenig Anlass, in Köpfe zu schauen: Dann reicht es, die Regeln und Beziehungen zwischen Zeichen zu beschreiben. Wer Bedeutung jedoch als etwas begreift, das im Gebrauch entsteht, sich mit Kontexten verschiebt und von Erwartungen, Vorstellungen und Stereotypen beeinflusst wird, die man untersuchen kann, kommt ohne Empirie kaum aus – und landet bei Korpusdaten, Rezeptionsstudien oder Experimenten.

Unterschiedliche Methoden

Letztere sind ein etabliertes Mittel verschiedener linguistischer Forschungsrichtungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Effekte im Verstehen und Produzieren von Sprache zu messen. Texte selbst können nämlich nur begrenzt Auskunft darüber geben, was in Menschen vorgeht, wenn sie Sprache wahrnehmen. Und darum geht es ja schließlich in der Debatte um das Gendern: Macht eine bestimmte Form es wahrscheinlicher, dass ich beim Lesen oder Hören bestimmte Eindrücke habe? Einzelne Experimente werden innerhalb der Disziplin kritisiert und diskutiert, etwa im Hinblick auf Design, Stichproben und Replizierbarkeit. Das gehört zur wissenschaftlichen Praxis dazu.

Ob wir diese Effekte „Bedeutung“ nennen oder „Assoziationen“, ist eine interessante Frage – für die gesellschaftliche Wirkung, um die es in den öffentlichen Debatten oft geht, ist allerdings entscheidend, *ob* diese Assoziationen stattfinden. Um dieser Frage nachzugehen, gab es lange nur die Möglichkeit, Experimente zu machen, bei denen man Menschen beispielsweise Lückentexte ausfüllen lässt, ihnen Fragen stellt oder ihre Reaktionen beim Lesen misst. Diese Experimente sind aber auch auf Kritik gestoßen, weil Sprache hier quasi in

Laborsituationen untersucht wird. Manche argumentieren, die Verwendung von Sprache sei für das Thema durchaus relevant, jedoch nur „in freier Wildbahn“.

Mittlerweile gibt es allerdings die Möglichkeit, Wirkungen von authentischer Sprache zu messen, indem man auf große Datenmengen zurückgreift, die automatisch von Websites gesammelt werden. So konnten wir in Zusammenarbeit mit der Jobbörse Stepstone reale Interaktionen auf einer Website beobachten, um zu untersuchen, ob Frauen aus einer Liste von Stellenanzeigen eher solche öffnen, deren Titel auf eine bestimmte Art formuliert sind. Dazu haben wir die Titel danach sortiert, welche Formen genderinklusive Sprache verwendet wurden, und das dann abgeglichen mit der Klickzahl. Da Personen, die ein Konto bei der Jobbörse haben, ihr Geschlecht angeben können, hatten wir die Möglichkeit, die Klicks – natürlich streng anonymisiert – nach Geschlecht aufgeschlüsselt auszuwerten.

Das Ergebnis: Es gibt statistisch signifikante Unterschiede, was die Klickzahlen für unterschiedliche Formen angeht. Titel, in denen explizit weibliche Formen enthalten sind, zum Beispiel *Lehrerin* oder *Lehrer*in*, korrelieren mit einer höheren Anzahl an Klicks von Frauen, auch dann, wenn man sich einzelne Berufe anschaut. Dabei ist nicht wichtig, ob die Bezeichnungen auffällig gegendert sind oder traditionelle Paarformen enthalten. Dieser Befund passt recht gut zu dem, was man vermuten würde, wenn man sich vorher mit den einschlägigen Experimenten befasst hat.

Wie alle Studien unterliegt auch diese gewissen Einschränkungen. Die Daten waren aus Datenschutzgründen stark aggregiert, was bedeutet, dass wir in bestimmte Details keine Einblicke hatten. Zum Beispiel konnten wir nicht sehen, ob eine Person dieselbe Stellenanzeige mehrfach angeklickt hat oder ob dieselbe Person auf mehrere Anzeigen geklickt hat. Und es gibt eine Reihe von nicht-sprachlichen Faktoren, die sicherlich eine Rolle spielen und die man in einer solchen Studie nicht ausschalten kann. Das liegt in der Natur der Sache, wenn mit großen Datenmengen gearbeitet wird: wir haben rund 250 000 Stellenanzeigen mit insgesamt rund 47 Millionen Views untersucht. Diese Einschränkungen sind aber – und das ist das Spannende – völlig anderer Natur als die der erwähnten Experimente, und trotzdem weisen die Ergebnisse in die gleiche Richtung.

Unterschiedliche Fragestellungen

Die Frage nach der Wirkung gegendert und nicht-gegendert Formen wird in der Linguistik aber noch in einem ganz anderen Sinne gestellt. Hier geht es nicht darum, ob man bei ihrer Wahrnehmung eher an männliche Personen

denkt, und auch nicht darum, welche Konsequenzen der Gebrauch genderinklusive Sprache auf Aspekte der sozialen Wirklichkeit hat – etwa darauf, wie gut sich Schülerinnen einen bestimmten Beruf vorstellen können oder ob Frauen sich eher gegenderte Stellenanzeigen anschauen. Es geht vielmehr um gruppenbezogenes Sprechen. Hier ist in der Öffentlichkeit oft davon die Rede, genderinklusive Sprache diene vor allem dazu, sich als moralisch vorbildliches Mitglied einer Gruppe zu inszenieren.

Helga Kotthoff beispielsweise, eine Pionierin der Genderlinguistik, problematisiert diese „soziale Registrierung“. Darunter versteht sie, dass Sprache zum politischen Symbol wird, mit dem Zugehörigkeit zu einer Gruppe kommuniziert wird. Sie sieht einen Beleg dafür in den Hyperkorrekturen, die kursieren: Dass Menschen eigentlich neutrale Wörter mit einem Stern versehen – *Mitglieder*innen, Vorbilder*innen, Abgeordnet*innen*. Diese Perspektive lässt sich wieder linguistisch hinterfragen: Ist die Methode geeignet, das herauszufinden? Wie viel Positionierung steckt denn ohnehin immer in Sprache?

Unterschiedliche Werte

Das Beispiel offenbart aber noch etwas ganz anderes, und dabei geht es um die Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft: Ob man Kotthoffs Befund für richtig oder falsch hält, sagt noch nichts über eine daraus folgende Haltung zum Gendern aus. Je nach eigener weltanschaulicher Überzeugung kann man nämlich der Meinung sein, dass eine solche Zurschaustellung ein angebrachtes Mittel gesellschaftlichen Aushandels ist – oder eben nicht. Der gleiche linguistische Befund kann also in der gesellschaftlichen Debatte als Argument *für* oder *gegen* das Gendern verwendet werden. Ähnlich urteilt beispielsweise der Linguist Oliver Ernst, der Gendern als Höflichkeitsphänomen einordnet, vergleichbar vielleicht mit dem Siezen oder der Nutzung von Höflichkeitsformen wie *Bitte* und *Danke*.

Es gibt also vielfältige linguistische Perspektiven, die eine Meinung zum Gendern informieren können. Ob man ihre Ergebnisse jeweils akzeptiert und als Argument dafür oder dagegen interpretiert, kann damit zusammenhängen, in welcher theoretischen Denktradition man steht, welche Methoden man akzeptiert oder wie man über den Zusammenhang von Sprache und Gesellschaft denkt. Und dann kommt schließlich noch die persönliche gesellschaftspolitische und moralische Überzeugung hinzu – und hierzu hat die Sprachwissenschaft nur bedingt etwas zu sagen.

Unterschiedliche Debatten in Wissenschaft und Öffentlichkeit

Keine einzelne Studie kann also belegen, dass Gendern sinnvoll oder sinnlos ist. Dafür ist das Thema viel zu komplex. Genau hierüber wird aber in der Öffentlichkeit manchmal ein anderes Bild vermittelt, da einzelne Studien oder Personen als Kronzeugen herhalten müssen, ohne dass der breitere Forschungskontext berücksichtigt wird. Große Medienwirksamkeit hat etwa eine Studie von Ewa Trutkowski und Helmut Weiß entfaltet, in der sie der geschlechtsübergreifenden Verwendung bestimmter maskuliner Formen in der Geschichte nachgegangen sind. Wer nun die oben skizzierten unterschiedlichen Forschungsfragen im Kopf behalten hat, wird merken, dass diese Studie nur auf eine spezifische Frage eine Antwort gibt, nämlich die, wie lange solche Formen schon verwendet werden. Und auch darauf gibt sie nur eine kleine Teilantwort, da sie ganz bestimmte Wörter in ganz bestimmten Positionen untersucht und eine Reihe von Faktoren außer Acht lässt. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass der geschlechtsübergreifende Gebrauch der Maskulinformen auch in früheren Zeiten vorkam. Dieser Befund findet sich durchaus auch in der Genderlinguistik. Sie interessiert sich darüber hinaus dafür, wann stattdessen Femininformen und/oder Beidnennungen verwendet werden. Wann also ist das vermeintlich geschlechtsübergreifende Maskulinum gerade nicht geschlechtsübergreifend?

Auch wenn die Studie auf die letztgenannte Frage keine Antwort geben kann, ließe sie sich eigentlich in einen jüngst entstandenen Teil der Genderlinguistik einordnen, der sich detaillierter mit der Verwendung von Maskulina und movierten Formen (*Lehrerin* statt *Lehrer*) in der Sprachgeschichte auseinandersetzt. Beiträge dazu gibt es unter anderem von Tanja Stevanović und Kristin Kopf, die in anderen Positionen als den von Trutkowski und Weiß untersuchten gerade keine geschlechtsübergreifenden Maskulina finden – aus fachlicher Sicht ein interessanter Diskurs!

Stattdessen schreibt aber der „Spiegel“ im Interview mit Trutkowski und Weiß, die Studie bringe Befürworter des Genderns in Erklärungsnot, was in Anbetracht der oben skizzierten Lage kaum der Fall sein dürfte, da Fragen nach Wirkung und Höflichkeit von ihr völlig unberührt bleiben. Im Interview selbst äußern sich Trutkowski und Weiß dazu, dass Unternehmen durch das Gendern vorgeben würden, geschlechtersensibel zu sein, ohne es auf anderen Ebenen tatsächlich umzusetzen. Daten, die das untermauern würden, können sie aber

keine vorlegen. Eine jüngere Studie von Carolin Müller-Spitzer und anderen hingegen macht plausibel, dass gerade das nicht der Fall ist.

Unterschiedliche Annahmen über das Thema der Debatte

Das Beispiel führt uns aber noch ein grundlegendes Problem vor Augen: Es ist oft nicht klar, worüber gerade gestritten wird, und häufig scheint es so, als würde gegen etwas argumentiert, das die vermeintliche Gegenseite in dieser Weise gar nicht vertritt. So hält sich hartnäckig die Auffassung, die Genderlinguistik kenne den Unterschied zwischen Genus und Sexus nicht. Eckhard Meineke, ein Sprachhistoriker, der sich selbst in die Tradition Jakobsons stellt, schreibt sogar, die feministische Linguistik ginge davon aus, dass Wörter wie *Lehrer* nur genau eine Bedeutung hätten, nämlich eine männliche. Es ist nicht klar, wen er damit meint, aber diese Position dürfte sich aktuell unter Forschenden im Bereich der feministischen und insbesondere der Genderlinguistik selten bis gar nicht finden lassen.

Unterschiedliche Kenntnisstände

Die Genderlinguistik ist, genau wie die Linguistik insgesamt, eine empirisch forschende Wissenschaft, in der es unterschiedliche Positionen gibt, die in zahlreichen Publikationen dargestellt werden. Und die lohnt es sich auch wirklich zu lesen, selbst wenn man in wichtigen Dingen andere Überzeugungen hat als sie, weil man anderen Theorien folgt oder andere Methoden verwendet. Für all diese Dinge gibt es in der Fachwissenschaft nämlich einen Platz, und selbst Grundannahmen von Disziplinen können hinterfragt werden, wenn es im wissenschaftlichen Diskurs passiert. Wer aber mit Verweis auf Grundannahmen der eigenen Denktradition beansprucht, für die gesamte Disziplin zu sprechen, tut der Wissenschaft keinen Gefallen.

Fazit

Die Linguistik arbeitet erst einmal deskriptiv, nicht präskriptiv – mit anderen Worten: sie beschreibt, statt vorzuschreiben. Allerdings gibt es unterschiedliche Perspektiven darauf, *was* die Linguistik *wie* beschreiben sollte. Das liegt unter anderem daran, dass es verschiedene Auffassungen davon gibt, was Sprache ist

und wie Sprache funktioniert. Dass Sprache ein komplexes und facettenreiches Phänomen ist, wird sicherlich von allen geteilt, die sich damit beschäftigen.

Was der Kerngegenstand der Linguistik ist, darüber gibt es allerdings unterschiedliche Auffassungen: Die einen würden sagen, das sollte nur das Sprachsystem sein, das wiederum zunächst einmal als unabhängig von jenen gedacht wird, die es verwenden. Die anderen würden sagen, dass wir Sprache nur verstehen können, wenn wir den Sprachgebrauch in der zwischenmenschlichen Interaktion in den Blick nehmen. Die scheinbar so unterschiedlichen Perspektiven schließen sich allerdings nicht aus: Sprachsystem und Sprachgebrauch können zusammen, in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung, verstanden werden. In der Debatte um genderinklusive Sprache wird jedoch allzu oft eine Perspektive absolut gesetzt.

Das ist nicht nur deshalb schade, weil dadurch ein falsches Bild in der Öffentlichkeit entsteht, es verbaut auch Möglichkeiten zur Erforschung der spannenden Zusammenhänge, die das Thema gerade so kontrovers machen.

Zum Weiterlesen

Dominik Hetjens & Stefan Hartmann: *Effects of gender sensitive language in job listings: A study on real-life user interaction* (2024)

Lesetipp

Henning Lobin: *Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert* (2021)

Simon Meier-Vieracker: *Sprache ist, was du draus machst!* (2024)

Auf einen Blick

Ist die Sprachwissenschaft gegen das Gendern?

Nein. Die Sprachwissenschaft ist weder pauschal für noch gegen das Gendern. Sie ist ein lebendiges, diskussionsfreudiges Fach, das verschiedene Perspektiven auf Sprache und Sprachwandel vereint.

Warum sind sich so viele im Fach beim Gendern uneinig?

Das Thema ist so vielschichtig und politisch so aufgeladen, dass es viele unterschiedliche Disziplinen und Denktraditionen auf den Plan ruft. Dadurch prallen verschiedene Fragestellungen, Theorien und Methoden aufeinander: Manche sehen Sprache eher als stabiles System mit festen Regeln, andere als dynamisches Gebrauchsphänomen. Manche untersuchen Sprache nur auf Grundlage von Texten, andere stützen sich auch auf Experimente. Welche Methoden man für wie aussagekräftig hält, hängt auch von der theoretischen Orientierung ab.

Wie kann der Streit produktiver werden?

Es braucht Ehrlichkeit und Offenheit. Man sollte den Argumenten der anderen Seite vorurteilsfrei begegnen, sich aber auch eingestehen, wo die linguistische Expertise aufhört und die gesellschaftspolitische Bewertung oder politische Überzeugung anfängt. Die darf natürlich jede Person haben – aber sie sollte als solche kenntlich gemacht werden. Zudem ist es wichtig, die theoretische und methodische Vielfalt als Chance zu sehen statt als Anlass für Grabenkämpfe. Denn schließlich ermöglichen verschiedene Zugänge neue Perspektiven auf den Gegenstand.

Keine Verbote, keine Gebote – Toleranz ist das Ziel



Evelyn Ferstl



Gabriele Diewald



Carolin Müller-Spitzer



Jeanne Wellnitz

Viele Monate haben wir uns miteinander ausgetauscht, zehntausende von Zeichen geschrieben, Passagen verworfen, redigiert und wieder redigiert, unterschiedliche Blickwinkel diskutiert – und nun halten Sie sie in den Händen, die Essenz unseres Tuns. Doch damit wollen wir Sie nicht aus der Debatte entlassen. Wir haben uns für den Abschluss des Buchs noch einmal zusammengesetzt und über die aktuelle Situation rund um das Thema Gendern gesprochen. Wir werfen gemeinsam einen Blick in künftige Forschung und formulieren Chancen für einen versachlichten Diskurs. Das Interview führte Kathi Preppner.

Frau Diewald, die Debatte um genderinklusive Sprache wird oft unversöhnlich geführt. Spaltet Sprache hier die Gesellschaft?

Gabriele Diewald: Sprache an sich spaltet nicht. Natürlich identifizieren sich Gruppen mit bestimmten Arten der Sprachverwendung und sie erheben im öffentlichen Diskurs den Anspruch auf die Deutungshoheit über bestimmte sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten. Da finde ich Verbote übrigens genauso spaltend wie Gebote. Natürlich erzeugt es Widerstand, wenn man sagt: Ihr dürft das nicht! Oder: Ihr müsst das!

Viele empfinden Gendern als bevormundende Spracherziehung. Wer will hier wen erziehen?

Carolyn Müller-Spitzer: Genderinklusive Sprache ist *eine* Form von sozial und politisch motiviertem Sprachwandel, sie ist bei Weitem nicht die einzige. Es ist normal, dass eine Gesellschaft darüber nachdenkt, was ihre Werte sind – und diese Werte auch in der Sprache ausdrücken möchte. Das ist keine Spracherziehung. Diejenigen, die darauf mit Verboten reagieren, sind dann eigentlich auch diejenigen, die erziehen. Wollte man Spracherziehung vermeiden, könnte man eher sagen: Alle in meiner Belegschaft oder in meiner Schule sollen es so machen, wie sie es für richtig halten.

Oft wird sich auf die Vorgaben des Rats für deutsche Rechtschreibung berufen. Ist der Rat gegen Genderzeichen?

Carolyn Müller-Spitzer: Der Rat hat lediglich eine kritisch-beobachtende Haltung eingenommen. Er begrüßt in den Pressemitteilungen, dass Menschen genderinklusive Sprache nutzen, aber behandelt die Genderzeichen erst einmal wie Sonderzeichen. Das heißt, sie gehören nicht in den orthografischen Kernbestand. Der Sprachgebrauch soll aber weiter beobachtet werden. Das heißt also nicht, dass der Rat sie verbietet.

Welche Position nehmen die Medien in diesem Diskurs ein?

Carolin Müller-Spitzer: Die Medien gehen sehr unterschiedlich mit den neuen Formen um. Sie passen ihre Sprache an ihre Zielgruppen an. So hört man bei Deutschlandfunk Nova etwa häufiger den Glottisschlag als im klassischen Deutschlandfunk, das ZDF nutzt auf Instagram eine andere Ansprache als in den „heute“-Nachrichten, einfach weil die Zielgruppe jünger ist. Bei den Debattenbeiträgen über das Thema ist es natürlich problematisch, dass extreme Meinungen häufiger geklickt werden als differenzierte Beiträge. Das ist sicher nicht hilfreich für eine sachliche Auseinandersetzung.

Gabriele Diewald: Das läuft auch nach Marktgesichtspunkten. Jedes Medium hat ja eine bestimmte Ausrichtung. Was von manchen *Ideologie* genannt wird, kann man in klassische politische Strömungen übersetzen. Und von dieser Position aus wird dann argumentiert – und das ist nicht anstößig, so läuft das ja auch bei allen politischen Diskursen. Ich fände es aber gut, wenn die Medien hier deutlicher machen würden, wo sie sich selbst verorten, so dass es auch für das Publikum gleich zu erkennen ist.

Wie könnte das aussehen?

Gabriele Diewald: Indem die Redaktion die eigene Position explizit formuliert: *Wir halten uns an die sprachlichen Gepflogenheiten, die bisher gegolten haben und machen das so und so ...* und zugleich sollten sie aber eingestehen, dass andere Positionen – wie *Wir führen neue Formen ein* – ihre Berechtigung haben, auch wenn man nicht zustimmt. Dann wäre der Diskurs ein anderer.

Evelyn Ferstl: Was viele übersehen: Die Diskussion um Sprache wird auch als Stellvertreterdebatte genutzt. Denn eigentlich geht es oft um ein anderes Thema, das damit verbunden ist: Nämlich um das Aufbrechen traditioneller Geschlechterverhältnisse, das auch nichtbinäre Menschen anerkennt.

Welchen Unterschied macht es, ob Medien genderinklusiv formulieren?

Evelyn Ferstl: Wir müssen zwei Aspekte unterscheiden: Wie die Medien selbst mit genderinklusive Sprache umgehen und wie sie sich im öffentlichen Diskurs dazu positionieren. Das geht natürlich Hand in Hand. Ob Medien selbst gendern, hat einen großen Einfluss, weil sie Multiplikatoren sind. Sie tragen dazu bei, ob Menschen eine bestimmte sprachliche Formulierung als normal empfinden oder nicht. Ich habe mich zum Beispiel sehr gefreut, als die ZDF-Moderatorin Petra Gerster 2020 in den „heute“-Nachrichten den Glottisschlag verwendet hat. Das fand ich auch deshalb so wichtig, weil sie und ihr Kollege

Claus Kleber, der es ihr gleichgetan hat, nicht zu der Generation oder zur queeren Community gehören, denen solche Formen am ehesten zugeschrieben werden.

Frau Wellnitz, wie genderinklusiv schreiben Sie in Ihrer täglichen Arbeit als Journalistin für verschiedene Magazine?

Jeanne Wellnitz: Ich schreibe vor allem für Fachmagazine, aber auch bekannte Leitmedien. Inzwischen habe ich das Gefühl, dass viele in einer Phase der Klarheit angekommen sind. Sie haben das Thema intern diskutiert. Manche haben nun eigene Leitlinien, die bestimmte Strategien festlegen, mal mit, mal ohne Genderzeichen. Und dann gibt es noch die, die auf das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum bestehen. Das tut mir schon weh. Da füge ich manchmal noch eine Beidnennung ein, aber die wird oft wieder rausgestrichen. Damit muss ich dann leben. Aber ich habe als Journalistin auch andere Mittel: Ich kann darauf achten, wer in meinen Artikeln zu Wort kommt. Es gibt neben den sprachlichen Formulierungsmöglichkeiten auch andere Möglichkeiten, auf Gendersensibilität zu achten. Der „Spiegel“ hat etwa mittlerweile ein Gender-Equity-Tool im Einsatz, das in Echtzeit den Anteil von Männern und Frauen in den Texten, Videos, Podcasts und Social Posts misst. Dennoch macht Schreiben am meisten Spaß, wenn ich auf sprachlicher Ebene viele Möglichkeiten des genderinklusive Formulierens nutzen kann.

Warum wurde das Thema vor einigen Jahren so virulent?

Jeanne Wellnitz: Ein Faktor war das novellierte Personenstandsgesetz 2018 und der Vorschlag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes, nun den Genderstern oder ein „d“ für die sogenannte *Dritte Option* zu nutzen: Personalabteilungen begannen, in ihren Stellenausschreibungen verschiedene Strategien auszuprobieren, vor allem wurde auch der Stern eingesetzt. Auch die Kommunikationsabteilungen haben gemerkt, dass das ein wichtiges Thema ist. Als ich 2020 von einem Branchenverband gebeten wurde, ein Kompendium über genderinklusive Sprache zu schreiben, gab es ein großes Bedürfnis in der Branche, mehr darüber zu erfahren. Die Webinare, die wir zusätzlich anboten, waren randvoll. Vorreiter waren hier das Handelsunternehmen Otto und die Telekom. Auch mehr und mehr Städte begannen, Genderzeichen einzusetzen, allen voran Hannover. Also berichteten auch die Medien intensiver über das Thema. Da ging es erst einmal viel um Pro und Contra, wie ich fand.

War die Stimmung in den Medien eher Contra?

Jeanne Wellnitz: In der öffentlichen Wahrnehmung überwiegen vermutlich die clickbait-freudigen Headlines der konservativeren Medien. Gleichzeitig hat aber auch die Journalistin Christine Olderdissen das Projekt *genderleicht.de* erfolgreich an den Start gebracht. Das ist *die* Plattform für Medienmenschen, wenn es um sensible Sprache geht.

Carolin Müller-Spitzer: Den Eindruck habe ich auch. Das Dagegen wird gezielt zur Mobilisierung genutzt, vor allem von rechtspopulistischer Seite. So initiiert der Verein Deutsche Sprache Volksinitiativen gegen genderinklusive Sprache, und die AfD ist die Partei im politischen Raum, die immer wieder Anträge zum Gendern einbringt, das Thema also am Kochen hält. Trotzdem gibt es natürlich auch viele Menschen, die ganz gelassen und konstruktiv mit diesem Sprachwandel umgehen.

Jeanne Wellnitz: Es gab in den Medien auch sehr viel konstruktive Auseinandersetzung, auch mit viel Kreativität. Die „Süddeutsche Zeitung“ zum Beispiel hat eine Seite programmiert, auf der man den Stern ein und ausschalten konnte. Ich habe damals bei der „SZ“ nachgefragt, wie das ankam.

Und?

Jeanne Wellnitz: Auf das Experiment habe es fast durchweg positive Rückmeldungen gegeben, schrieben mir die Verantwortlichen. Mehr als die Hälfte der User*innen nutzte den Schalter, oft sogar mehrfach. Für den Nachrichtenalltag sei diese Lösung jedoch noch nicht ausgereift genug, sagte man mir, da die Unterschiede in den Text-Varianten händisch angepasst werden mussten. Gefreut habe ich mich damals auch über die „Frankfurter Rundschau“. Sie hat in drei Runden ihr Lesepublikum befragt: Erst „Wie gendern?“, dann „Pro und Contra“ und schließlich eine Begründung dafür veröffentlicht, dass sie den Genderdoppelpunkt einführen. Auch die Fachmagazine „Geo“ und „t3n“ haben genderinklusive Sprache mit dem Stern eingeführt und dazu Statements, Essays und Postings veröffentlicht. Und die dpa hat 2021 zusammen mit weiteren Nachrichtenagenturen verkündet, dass sie gendersensibler berichten wollen. Eine Befragung des Medienmagazins „journalist“ zeigte damals, dass 62 von 97 befragten Medien sagten: Ja, wir wollen das auch so machen! Das finde ich eine ziemlich gute Bilanz, auch wenn das in der Vielzahl der gegnerischen Beiträge zu dem Thema oft untergegangen ist.

Bei einer Umfrage im Auftrag des WDR akzeptierten mehr als zwei Drittel der Befragten die Beidnennung, den gesprochenen Gender-Gap fanden hingegen 69 Prozent weniger gut oder gar nicht gut. Was sagen solche Umfragen aus?

Carolin Müller-Spitzer: Ich sehe da vor allem die 30 Prozent, die den Glottisschlag gut oder eher gut finden. Für eine Sprachform, die noch superjung und auch sehr innovativ ist, ist das ja ein erstaunlicher Wert. Natürlich muss sich ein Sender wie der WDR bei so einem Ergebnis Gedanken machen, wie er sein Publikum anspricht. Ich kann mir gut vorstellen, dass das eine ziemliche Herausforderung für die Programmverantwortlichen ist. Aber immer nur zu sagen: Das sind ja wenige, das ist ja die Minderheit, ist in meinen Augen kein plausibles Argument gegen genderinklusive Sprache mit Glottisschlag. Jede der großen Parteien freut sich heute über 30 Prozent der Wählerstimmen, das ist also nicht so wenig. Und auch ganz grundsätzlich: In einer Demokratie setzt sich die Mehrheit ohnehin durch. Natürlich ist es eine Minderheit, die sich nicht als Mann oder Frau identifiziert, aber diese Menschen gibt es und viele wollen das auch sprachlich sichtbar machen. Das sollte respektiert werden.

Gabriele Diewald: Es kommt bei diesen Umfragen ja auch sehr darauf an, wie und aus welcher Perspektive die Fragen gestellt werden. Wenn die Frage lautet „Möchten Sie, dass wir in unserer Gesellschaft alle Menschen gendergerecht ansprechen?“, sagen viel mehr Menschen ja, als wenn die Frage heißt: „Was halten Sie von der sogenannten Gendersprache?“

Wenn man die Debatte verfolgt, könnte man den Eindruck gewinnen, dass es beim Gendern einen Backlash gab. Gleichzeitig nutzen Menschen, die genderinklusive Sprache gut finden, sie weiterhin. Wie weit sind wir hier wirklich?

Evelyn Ferstl: Wenn übers Gendern gesprochen wird, meinen wir heute häufig den Stern. Dabei nutzen viele Institutionen – Stadtverwaltungen, Universitäten, Schulen – ja schon seit Jahrzehnten völlig selbstverständlich genderinklusive Sprache. Ob da in Prüfungsordnungen der Schrägstrich steht oder die Beidnennung oder neutrale Formen, wird schon gar nicht mehr wahrgenommen. Das ist in den 1980er-Jahren sukzessive eingeführt worden, und es hat sich 30 Jahre lang niemand darüber aufgeregt. Aber mit dem Stern – der ja ähnlich funktioniert wie ein Binnen-I oder ein Schrägstrich – ist eine Bedeutungsladung dazugekommen. Wenn ich persönlich den Doppelpunkt oder den Stern

verwende, nehme ich ihn oft als elegante Abkürzung für die Beidnennung – und dass dadurch noch mehr Diversität mitschwingt, umso besser.

Carolin Müller-Spitzer: Dass für genderinklusive Sprache schon vor Jahrzehnten gestritten wurde, haben viele heute schon wieder vergessen. Daran war damals übrigens nicht nur die feministische Linguistik beteiligt, sondern viele Menschen im Parlament. Auch damals gab es einen enormen Widerstand, der wurde nur medial nicht so breit begleitet.

Gabriele Diewald: Ich glaube, man muss auch sehen, dass diese seit Jahrzehnten andauernde Auseinandersetzung keine einheitlich gerichtete oder gar gesteuerte Bewegung oder Kampagne war. Es lassen sich mehrere Etappen mit verschiedenen Gruppen von Beteiligten und unterschiedlichen Zielen erkennen. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts war es meiner Wahrnehmung nach so, dass der Kampf um gerechtere Sprache ein Bestandteil des Einsatzes für Frauenrechte war. Er wurde von Feministinnen geführt, die zwar häufig im Hochschulumilieu zu finden waren, die aber keineswegs als Eliten im politischen oder ökonomischen Sinn gesehen werden können. Die von ihnen angeregten und praktizierten Sprachveränderungen sind meiner Ansicht nach emanzipatorischer Natur. Peter Auer deutet das in seinem Beitrag hier im Buch anders; ein Beispiel dafür, dass die gleichen Entwicklungen unterschiedlich wissenschaftlich eingeordnet werden können. Meine Position ist: Es ging um den Kampf für Frauenrechte einiger mutiger Feministinnen, auch in der Sprache. Dieser Kampf war in Teilen erfolgreich und führte zu ganz unterschiedlichen Vorschlägen und Empfehlungen. Auch diese waren zunächst nicht *gelenkt*, sondern vielstimmig und zum Teil ja auch widersprüchlich. Sobald jedoch institutionalisierte Regelungen eingeführt werden, dann verändert sich das Bild – es gibt eine *oben* lokalisierte Institution, die Vorgaben macht. Im eigentlichen Sinne autoritäre, gelenkte und dogmatische Einflussnahme von oben findet – auch heute – eher an den Stellen statt, an denen der bereits erfolgte Sprachwandel wieder eingedämmt, beziehungsweise zurückabgewickelt werden soll. Kurz: Im institutionalisierten Backlash, der sich heute vor allem – aber keineswegs nur – gegen queer-feministische Gebräuche wie den Genderstern richtet.

Heute ist häufig von „Gendersprache“ die Rede. Ist dieser Begriff aus Ihrer Sicht passend?

Evelyn Ferstl: Es gibt viele Komposita, die das Gendern verunglimpfen oder lächerlich machen wollen: *Gender-Unfug*, *Gender-Gaga*, *Gender-Wahnsinn*. Nach meinem Eindruck ist dieser Begriff in der Öffentlichkeit erst mit diesen

negativen Konnotationen so richtig bekannt geworden, rechte Kräfte haben ihn gekapert. Wenn nur das Wort Gendersprache fällt, zum Beispiel in einer Umfrage, eröffnet das einen riesigen Assoziationsraum. In den USA sieht man gerade eine starke Gegenbewegung gegen jegliche Diversitätsbestrebungen – und damit auch gegen die Forderung nach inklusiver Sprache. Um sichtbar zu machen, wie zentral Toleranz und Diversität in unserer demokratischen Gesellschaft sind, finde ich es wichtig, dass wir versuchen, den Begriff zurückzuerobern und zu sagen: Genderinklusive Sprache ist viel mehr als nur der Genderstern. Sie umfasst viele verschiedene Strategien. Darum verwenden wir den Begriff Gendern breiter und in einem positiven Sinn. Wir wollen zeigen: Hier geht es um Respekt, um Sichtbarkeit, um Gleichberechtigung. Das ist – neben der Vermittlung des wissenschaftlichen Erkenntnisstands – ein Anliegen dieses Buchs.

Carolyn Müller-Spitzer: Inzwischen gibt es auch den Vorwurf, dass Unternehmen genderinklusive Sprache als eine Art Pinkwashing nutzen. Sozusagen als Feigenblatt, um möglichst inklusiv zu erscheinen, während sie echte Gleichstellungsmaßnahmen vernachlässigen. Das konnten wir in einer aufwendigen Analyse widerlegen. Es sind nicht viele Firmen im DAX 40, die Genderzeichen verwenden – aber die, die es tun, haben einen überdurchschnittlich hohen Frauenanteil im höchsten Management. Die Sprache ist eine symbolische Begleitung dessen, was sie auch sonst machen.

Was können die Sprachwissenschaften zu diesem Diskurs beitragen?

Gabriele Diewald: Natürlich ist auch die Linguistik eine lebhaft streitende Disziplin, wie überall gibt es auch hier viele unterschiedliche Meinungen. Aber einige bemühen sich deutlich darum zu zeigen, wie Sprachwandel im Bereich der Personenbezeichnungen abläuft.

Carolyn Müller-Spitzer: Es hat auf jeden Fall ein Paradigmenwechsel stattgefunden: Es wird jetzt mehr auf den Gebrauch geschaut und auf die Wechselwirkungen zwischen Sprache und Gesellschaft. Aus dieser Perspektive ist auch so etwas wie der Genderstern keine Katastrophe – sondern ein sprachliches Mittel, das gesellschaftlichen Wandel reflektiert.

Evelyn Ferstl: Linguistische Analysen und Korpusstudien zeigen uns, wie oft bestimmte Formen verwendet werden und in welchen Kontexten sie vorkommen. Aber um wirklich zu verstehen, wie Menschen verschiedene Formulierungen interpretieren oder wo sie vielleicht auf Schwierigkeiten stoßen, brauchen wir psychologische Methoden. Es ist wichtig, dass viele verschiedene

Disziplinen zusammenarbeiten: Neben Linguistik und Psychologie sind auch Sozialwissenschaften und Gender Studies gefragt. Wichtig wird derzeit aber auch die Informatik, weil sich Sprachgebrauch und gesellschaftliche Normen auch in digitalen Systemen widerspiegeln.

Was sind für Sie die spannendsten Forschungsfragen der Genderlinguistik?

Evelyn Ferstl: Dass es einen *male bias* in der Sprache gibt, ist inzwischen unbestritten. Bisher gibt es etwa 40, 50 Studien zum Deutschen – die mit ganz unterschiedlichen Methoden ähnliche Ergebnisse berichten. Es gibt aber noch sehr viele offene Fragen, auch weil sich seit den ersten psycholinguistischen Studien in den 1990er-Jahren viel getan hat – sowohl gesellschaftlich als auch in der Wissenschaft. Wir wissen etwa wenig über individuelle Unterschiede, also ob Menschen je nach Alter oder politischer Einstellung andere Assoziationen haben. Hier wären Langzeitstudien informativ, mit denen man über die Zeit schauen kann, wie sich Verständnis und Nutzung verändern, und welche Formen sich durchsetzen.

Carolin Müller-Spitzer: Wir forschen gerade zur Wechselwirkung zwischen mentalen Stereotypen, ökonomischen Geschlechtsverteilungen und dem Gebrauch von Personenbezeichnungen. Je mehr empirische Forschung es in diesem Bereich gibt, desto besser können wir die Wechselwirkungen zwischen diesen unterschiedlichen Dimensionen verstehen. Das wird sehr spannend.

Jeanne Wellnitz: Als Journalistin forsche ich ja nicht, aber mich beschäftigt vor allem, was der Genderstern bedeutet. Fungiert er quasi als *neues geschlechtsübergreifendes Maskulinum*? Oder referiert er gezielt auf queere Personen? Beginne ich einen Absatz beispielsweise mit *Mitarbeiter*innen* und wechsele später zu *Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter*, sendet das meiner Meinung nach zwei unterschiedliche Botschaften an die Leserschaft, oder?

Carolin Müller-Spitzer: Ich finde, das eine schließt das andere überhaupt nicht aus. Der Stern kann eine geschlechtsübergreifende Funktion haben und auch zur Benennung oder Rollenbenennung einer nichtbinären Person verwendet werden. Das wird aus dem Kontext dann deutlich, genauso wie das auch bei anderen Formen von Personenbezeichnungen der Fall ist.

Evelyn Ferstl: Experimentell zu untersuchen, wie der Genderstern verstanden wird, ist gar nicht einfach. In einer unserer Studien verwendeten wir Bilder als Illustration von einzelnen Wörtern. Mit dieser Methode ergab sich, dass der Stern eher geschlechtsübergreifend verstanden wird, sich also durchaus auch auf Menschen jeglichen Geschlechts beziehen kann. Die Frage, wie sich

Interpretationen in einem längeren Text verändern, oder wie unterschiedliche Formen – so wie Jeanne Wellnitz das skizziert – im gleichen Text wirken, ist aber noch nicht erforscht.

Gabriele Diewald: Da Themen wie „Sprache und Geschlecht“ und „Genderinklusive Sprache“ typische Querschnittsthemen sind, finde ich es wichtig, sowohl innerhalb einer Disziplin – zum Beispiel der germanistischen Linguistik zwischen historischen und interaktionslinguistischen Methoden – wie auch zwischen den Disziplinen – z.B. Sprachwissenschaft und kognitive Psychologie – immer wieder echte Verständigung einzufordern und an dieser zu arbeiten. Damit meine ich nicht, dass man die gleiche Meinung hat oder nur noch bestimmte Arten von Fragen stellt, die allen recht sind, sondern damit meine ich, dass man sich um ein echtes Verstehen der Problemstellungen, der Begrifflichkeiten und der Zielsetzung der anderen Seite bemüht, auch wenn diese einen antagonistischen Eindruck gegenüber der eigenen Position macht. Nur dann haben wir eine Chance, weiterführende, lösungsfördernde Erkenntnisse zu erreichen.

Was wäre für Sie ein sinnvoller Umgang mit genderinklusive Sprache?

Evelyn Ferstl: Flexibel und kreativ bleiben. Die Sprache stellt so viele Möglichkeiten bereit – da kann es sogar Spaß machen, geeignete Formulierungen zu finden.

Gabriele Diewald: Es kommt auch darauf an, welche Intention man beim Sprechen hat. Wenn man höflich und zugewandt sprechen will, dann versucht man, eine gemeinsame Ebene zu finden. Da stehen uns alle Optionen offen.

Jeanne Wellnitz: Genderinklusive Sprache ist einfach eine weitere Ebene, die man für sich entdecken kann, wenn man professionell textet. Die Medien haben hier eine Vorbildfunktion. Wir können zeigen, welche vielfältigen Strategien es gibt, mit Personenbezeichnungen umzugehen.

Carolyn Müller-Spitzer: Keine Gebote und keine Verbote, sondern gegenseitige Toleranz.

Literaturverzeichnis

Auftakt

- Aufruf: Wissenschaftler kritisieren Genderpraxis des ÖRR [Unterschriftenaufruf], 30.07.2022, <https://www.linguistik-vs-gendern.de/>.
- Rat für deutsche Rechtschreibung (Hrsg.), Erläuterung und Begründung zum Ergänzungspassus „Sonderzeichen“ im Amtlichen Regelwerk für die deutsche Rechtschreibung. Beschluss des Rats für deutsche Rechtschreibung am 15. Dezember 2023, 15.12.2023, [rfdr_PM_2023-12-20_Geschlechtergerechte_Schreibung_Erlaeuterungs-Begrueendungspapier.pdf](https://www.rfd-rat.de/Dateien/2023-12-20_Geschlechtergerechte_Schreibung_Erlaeuterungs-Begrueendungspapier.pdf).
- News4Teachers (Hrsg.), Kultusministerium verfügt: Gender-Sonderzeichen sind in bevorstehenden Abschlussprüfungen notenrelevante Fehler, 22.03.2024, <https://www.news4teachers.de/2024/03/kultusministerium-verfuegt-sonderzeichen-gelten-in-den-bevorstehenden-abschlusspruefungen-als-notenrelevante-fehler/>.
- Helmut Glück, Vom Gendern und seinen Grenzen. Eine Zwischenbilanz, Heidelberg 2026.

Linguistik kompakt: Grundbegriffe und Überblick über dieses Buch

- Ekhard Meineke, Studien zum genderneutralen Maskulinum, Heidelberg 2023.
- Carolyn Müller-Spitzer/Samira Ochs/Jan Oliver Rüdiger/Sascha Wolfer, Geschlechtsübergreifende Maskulina im Sprachgebrauch. Eine korpusbasierte Untersuchung zu lexemspezifischen Unterschieden, in: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, erscheint 2026.
- Falco Pfalzgraf, Introduction: Gender-Neutral, Gender-Fair, Gender-Inclusive: Towards Conceptual Clarity Across European Languages, in: Falco Pfalzgraf (Hrsg.), Gender-fair, Gender-inclusive. Palgrave Studies in Language, Gender and Sexuality, Cham 2025, S. 1–23.
- Helmut Glück, Vom Gendern und seinen Grenzen. Eine Zwischenbilanz, Heidelberg 2026.
- Anatol Stefanowitsch/Kirsten Middeke, Gender-Marking -ess: The Suffix that Failed, in: Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik 71(3), 2023, S. 293–319.
- Bundesministerium des Innern (BMI) (Hrsg.), Zusätzliche Geschlechtsbezeichnung „divers“ für Intersexuelle eingeführt [Pressemittelung], 14.12.2018, <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/pressemittelungen/DE/2018/12/drittes-geschlecht.html>.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hrsg.), Frau – Mann – Divers: Die „dritte Option“, <https://www.antidiskriminierungsstelle.de/DE/ueber-diskriminierung/diskriminierungsmerkmale/geschlecht-und-geschlechtsidentitaet/dritte-option/dritte-option-node.html>.
- Tanja Stevanović, unde muz sich iener haben an den keuffel oder an die verkaufferinne. Movierungen und das geschlechtsübergreifende Maskulinum in mittelalterlichen Stadtrechten, in: Alexander Werth (Hrsg.), Die Movierung. Formen, Funktionen, Bewertungen, Berlin/Boston 2025, S. 535–560.

- Ursula Doleschal, *Movierung im Deutschen. Eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen*, Unterschleissheim/München 1992.
- Anatol Stefanowitsch, *Langlebige Studierende*, 18.11.2011, Sprachlog, <https://www.sprachlog.de/2011/11/18/langlebige-studierende/>.
- Jeanne Wellnitz, *Können Studenten Studierende sein?*, BdKom, 30.06.2021, <https://www.bdkom.de/blog/artikel/koennen-studenten-studierende-sein/>.
- DWDS-Verlaufskurve für „Studierende“, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/r/plot?view=1&corpus=da%2Bdws&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=10&prune=0.05&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1600%3A1999&q1=Studierende>.
- Jeanne Wellnitz, Bundesverband der Kommunikatoren e.V. (BdKom) (Hrsg.), *Kompodium Gender-sensible Sprache. Strategien zum fairen Formulieren*, Berlin 2020, https://www.bdkom.de/app/uploads/2023/07/BdKom_Kompodium_Gendersensible_Sprache.pdf.
- Steffen Kitty Herrmann, „Performing the Gap“, 2003, *arranca!*, <https://arranca.org/ausgaben/aneignung-i-performing-the-gap>
- Oliver Tolmein, „Wie das Binnen-I in die taz kam“, Deutschlandfunk, 01.10.2014, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/journalismus-wie-das-binnen-i-in-die-taz-kam-100.html>.
- Leonie Kapfer/Lea Susemichel, „Unsere Grammatik bevorzugt Männer“, *anschläge* 8/2017, <https://anschlaege.at/unsere-grammatik-bevorzugt-maenner/>.
- Katharina Meyer zu Eppendorf, „Alles Handeln ist politisch“ – ein Plädoyer für das Gendern mit Doppelpunkt und ein Gespräch mit Lann Hornscheidt, 26.09.2016, *kleinderdrei*, <http://kleinderdrei.org/2016/09/alles-handeln-ist-politisch-ein-plaedoyer-fuer-das-gendern-mit-doppelpunkt-und-ein-gespraech-mit-lann-hornscheidt/>.
- Neue Beschilderung für den U-Bahnhof Mohrenstraße, Berlin.de <https://www.berlin.de/aktuelles/9859573-958090-neue-beschilderung-fuer-den-ubahnhof-moh.html>.
- Josef Bayer, *Sprachen wandeln sich immer – aber nie in Richtung Unfug*, 10.04.2019, *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*, <https://www.nzz.ch/feuilleton/die-geschlechtergerechte-sprache-macht-linguistische-denkfehler-ld.1472991>.
- Gabriele Diewald/Anja Steinhauer, *Handbuch geschlechtergerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich gendern*, Berlin 2022².
- Gabriele Diewald/Anja Steinhauer, *Gendern – Ganz einfach!*, Berlin 2019.
- Helga Kotthoff/Damaris Nübling, *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*, Tübingen 2024².
- Peter Gallmann/Horst Sitta, *Handbuch Rechtschreiben*, Zürich 1996.
- Paul W. Meuleneers/Lisa Zacharski/Evelyn Ferstl/Damaris Nübling (Hrsg.), *Genderbezogene Personenreferenzen: Routinen und Innovationen*, Hamburg 2024.
- Freie Universität Berlin, Forschungsprojekt: Marie Curie Initial Training Network – Language, Cognition and Gender (ITN LCG), <https://www.unifr.ch/psycho/en/itn-lcg/home/>.
- Dagmar Stahlberg/Sabine Sczesny, *Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen*, in: *Psychologische Rundschau* 52(3), 2001, S. 131–140.

Gabriele Diewald – Ignoriert die Genderlinguistik sprachwissenschaftliche Grundlagen?

- Peter Eisenberg, Wenn das Genus mit dem Sexus, 28.02.2018, Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/gendergerechte-sprache-wenn-das-genus-mit-dem-sexus-15470481.html>.
- Peter Eisenberg, Debatte um den Gender-Stern. Finger weg vom generischen Maskulinum!, 08.08.2018, Tagesspiegel, <https://www.tagesspiegel.de/wissen/finger-weg-vom-generischen-maskulinum-5929225.html>.
- Susanne Lenz, Linguist Peter Eisenberg: „Die Genderfraktion verachtet die deutsche Sprache“, 14.05.2021, Berliner Zeitung, <https://www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/debatte/geschlechtergerechte-sprache-peter-eisenberg-die-genderfraktion-verachtet-die-deutsche-sprache-li.158487>.
- Richard Schröder, Genus ist nicht sexus, 17.12.2018, Welt, https://www.welt.de/print/die_welt/debatte/article185627376/Essay-Genus-ist-nicht-sexus.html.
- Gerald Ehegartner, Die feministische Gendersprache basiert auf einer Verwechslung von Genus und Sexus. Dabei muss Sprache auch stark abstrahieren können, 14.04.2025, Neue Züricher Zeitung (NZZ), <https://www.nzz.ch/meinung/die-sache-mit-dem-menschenschlag-die-feministische-gendersprache-basiert-auf-einer-verwechslung-von-genus-und-sexus-es-gebricht-ihr-an-legitimitaet-ld.1875179>.
- Gabriele Diewald/Anja Steinhauer, Handbuch geschlechtergerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich gendern, Berlin 2022².
- Gabriele Diewald/Anja Steinhauer, Gendern – Ganz einfach!, Berlin 2019.
- Gabriele Diewald, Semantische Oppositionen und pragmatische Operationen: Zur Bedeutungskonstitution und Verwendung von Personenbezeichnungen im Hinblick auf die semantische Domäne Geschlecht, in: Paul W. Meuleneers/Lisa Zacharski/Evelyn Ferstl/Damaris Nübling (Hrsg.), Genderbezogene Personenreferenzen: Routinen und Innovationen, Hamburg 2024, S. 13–41.
- Gabriele Diewald, Geschlechtergerechte Sprache: recycelte Einwände und was man wirklich weiß, in: Andrea-Eva Ewels/Damaris Nübling (Hrsg.), Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven, Baden-Baden 2024, S. 205–226.
- Gabriele Diewald, Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – exemplarisch exerziert am Streit um das sogenannte generische Maskulinum, in: Zeitschrift für Germanische Linguistik, 46(2), 2018, S. 283–299.
- Luise F. Pusch, Das Deutsche als Männersprache, Berlin 2023¹⁵.

Und anderswo? Ein Blick in andere Sprachen

- Falco Pfalzgraf (Hrsg.), Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language. A Multilingual Perspective, Berlin 2024.
- Marlis Hellinger/Hadumod Bußmann (Hrsg.), Gender Across Languages. The linguistic representation of women and men. Volume 3, Amsterdam/Philadelphia 2003.

Damaris Nübling – Was hat Grammatik mit Geschlecht zu tun?

- Silvana Condemni/François Savatier, *Der Neandertaler, unser Bruder. 300 000 Jahre Geschichte des Menschen*, München 2020.
- Carl Herloßsohn (Hrsg.), *Damen Conversations Lexikon*. Siebenter Band. Eintrag zu „Mutter“, Adorf 1836.
- Damaris Nübling/Erik Hoops, *Linguistische Zugänge zur Tier/Mensch-Grenze*, in: *Mensch – Tier – Maschine. Sprachliche Praktiken an und jenseits der Außengrenze des Humanen*, Bielefeld 2021, S. 27–76.
- Anne Rosar, Mann und Frau, Damen und Herren, Mütter und Väter. Zur (Ir-)Reversibilität der Geschlechterordnung in Binomialen, in: Gabriele Diewald/Damaris Nübling (Hrsg.), *Genus – Sexus – Gender*, Berlin-Boston 2022, S. 267–292.
- Andrea-Eva Ewels/Damaris Nübling (Hrsg.), *Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven*, Baden-Baden 2024.
- Helga Kotthoff/Damaris Nübling, *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*, Tübingen 2024².
- Damaris Nübling, *Genus, Sexus, Gender. Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung*, in: *Fromm Forum* 28/2024, S. 121–152.
- Damaris Nübling, *Zur lexikografischen Inszenierung von Geschlecht. Ein Streifzug durch die Einträge von Frau und Mann in neueren Wörterbüchern*, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37(3), 2009, S. 593–633.
- Constantin von Lijnden, „Die Kritik am Gendern basiert oft auf albernem Übertreibungen“, 23.09.2021, Welt, <https://www.welt.de/podcasts/con-und-pro/article233967530/Podcast-Die-Kritik-am-Gendern-basiert-oft-auf-albernen-Uebertreibungen.html>.

Und anderswo? Englisch, Dänisch und Friesisch

- Stefan Müller, *Strukturen der germanischen Sprachen* [Präsentation], 12.07.2025, <https://hpsg.hu-berlin.de/~stefan/PS/germanisch-slides.pdf>.
- Anatol Stefanowitsch/Kirsten Middeke, *Gender-Marking -ess: The Suffix that Failed*, in: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 71(3), 2023, S. 293–319.
- The Guardian (Hrsg.), *Guardian Styleguide: A*, <https://www.theguardian.com/guardian-style-guide-a>.
- BBC (Hrsg.), *A brief history of gender neutral pronouns*, 22.09.2019, <https://www.bbc.com/news/newsbeat-49754930>.
- Etymonline Dictionary, *They (pron.)*, <https://www.etymonline.com/word/they>.
- Miranda Bryant, „Karrieremann“ und „Finanzfrau“: Dänemark erneuert sein Rechtschreibwörterbuch, 25.09.2023, <https://www.freitag.de/autoren/the-guardian/karrieremaenner-und-finanzfrauen-daenemarks-woerterbuch-wird-geschlechtsneutraler>.
- Dansk Sprognævn (Hrsg.), *62 nye opslagsord i Nye ord i dansk 1955 til i dag*, 16.06.2025, <https://dsn.dk/nyheder-og-arrangementer/62-nye-opslagsord-i-nye-ord-i-dansk-1955-til-i-dag/>.

Marianne Rathje/Thrine Victoria Jarnot Meline, Kønsneutrale pronominer: danskernes erfaringer og holdninger, 11.05.2023, <https://dsn.dk/nyt-fra-sprogaevnet/maj-2023/koensneutrale-pronominer-danskernes-erfaringer-og-holdninger/>.

Ferring Stiftung (Hrsg.), Das Nei Fering-Öömrang Wurdenbuk wurde offiziell vorgestellt, 21.11.2023, <https://ferring-stiftung.de/2023/11/21/das-nei-fering-oeoemrang-wurdenbuk-wurde-offiziell-vorgestellt/>.

Carolyn Müller-Spitzer – Ist Gendern zu aufwendig?

Die Bundesregierung (Hrsg.), Neujahrsansprache 2022 von Bundeskanzler Olaf Scholz am 31. Dezember 2021 über Hörfunk und Fernsehen, 31.12.2021, <https://www.bundesregierung.de/breg-de/service/newsletter-und-abos/bulletin/neujahrsansprache-2022-1994476>.

Carolyn Müller-Spitzer/Samira Ochs/Jan Oliver Rüdiger/Sascha Wolfer, Olaf Scholz gendert. Eine Analyse von Personenbezeichnungen in Weihnachts- und Neujahrsansprachen, Linguistische Werkstattberichte, 2022, <https://lingdrafts.hypotheses.org/2370>.

Philip Fabian/Nicole Richter, Anne Will talkt jetzt mit GästInnen! Und Annalena Baerbock sorgte für eine besonders akrobatische Gender-Wortschöpfung, 27.05.2020, Bild, <https://www.bild.de/politik/inland/politik-inland/gender-sprache-im-ersten-anne-will-talkt-jetzt-mit-gaestinnen-70857778.bild.html>.

Ulf Poschardt, Sprache sollte nicht zum Zuchtmeister ihrer Nutzer werden, 25.05.2020, Welt, <https://www.welt.de/debatte/kommentare/plus208303797/Gendern-Sprache-als-Zuchtmeister-ihrer-Nutzer.html>.

Jochen Hörisch, So müssen wir es kiten, 20.11.2019, Perlentaucher, <https://www.perlentaucher.de/essay/jochen-hoerisch-ueber-genderisierung-und-enthemmung-von-sprache.html>.

Peter Eisenberg, Weder geschlechtergerecht noch gendersensibel, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 5-7/2022, S. 30-35.

Peter Eisenberg, Die Zerstörung des Deutschen, 10.08.2021, Welt, <https://www.welt.de/kultur/plus233017189/Gendern-und-Standardsprache-Die-Zerstoeerung-des-Deutschen.html>.

Bayerische Staatsregierung (Hrsg.), Herrmann: Bayern beschließt Verbot der Gendersprache [Pressemitteilung], 19.03.2024, <https://www.bayern.de/herrmann-bayern-beschliesst-verbot-der-gendersprache/>.

Manfred Ertel/Claus C. Malzahn, Rumänien. Im Dreieck des Todes, 20.02.2000, Der Spiegel, <https://www.spiegel.de/politik/im-dreieck-des-todes-a-97e162a3-0002-0001-0000-000015737840?context=issue>.

Dinah Deckstein/Gabor Steingart, „Mitarbeiter werden Unternehmer“, 12.03.2000, Der Spiegel, <https://www.spiegel.de/politik/mitarbeiter-werden-unternehmer-a-1bf6d084-0002-0001-0000-000015930897?context=issue>.

Personenbezeichnungen in Neujahrs- und Weihnachtsansprachen 1949-2023, In: OWIDplus, hg. v. Leibniz-Institut für Deutsche Sprache, <https://www.owid.de/plus/ansprachen2022/>.

Carolyn Müller-Spitzer/Samira Ochs: Shifting social norms as a driving force for linguistic change: Struggles about language and gender in the German Bundestag. In: The Mouth 12 (2025), S. 18-43. DOI: https://doi.org/10.18716/ojs/the_mouth.11976.

Carolyn Müller-Spitzer/Samira Ochs/Jan Oliver Rüdiger/Sascha Wolfer, Die Herausbildung neuer Routinen der Personenreferenz am Beispiel der deutschen Weihnachts- und Neujahrsansprachen, in: Paul Meuleneers/Lisa Zacharski/Evelyn Ferstl/Damaris Nübling (Hrsg.), Genderbezogene Personenreferenzen: Routinen und Innovationen, Hamburg 2024, S. 213-236.

- Samira Ochs/Jan Oliver Rüdiger, Of stars and colons: A corpus-based analysis of gender-inclusive orthographies in German press texts, in: Dominic Schmitz, Simon David Stein/Viktoria Schneider (Hrsg.), *Linguistic Intersections of Language and Gender. Of gender bias and gender fairness*, Berlin 2025, S. 31–62. <https://doi.org/10.1515/9783111388694-003>.
- Carolyn Müller-Spitzer/Samira Ochs/Jan Oliver Rüdiger, Auf der Suche nach Genderzeichen: Die Hamburger Volksinitiative „Schluss mit Gendersprache in Verwaltung und Bildung“ und die Verwendung von Genderzeichen auf der Webseite der Stadt Hamburg. *Linguistische Werkstattberichte* 2024, <https://lingdrafts.hypotheses.org/2671>.
- Stadt Hamburg (Hrsg.), Feststellung des Nichtzustandekommens. Volksbegehren „Schluss mit Gendersprache in Verwaltung und Bildung“ nicht zustande gekommen [Pressemitteilung], 08.10.2024, <https://www.hamburg.de/politik-und-verwaltung/behoerden/behoerde-fuer-inneres-und-sport/presse-service/presse-meldungen/volksbegehren-schluss-mit-gendersprache-in-verwaltung-und-bildung-nicht-zustande-gekommen-976060>.
- Argumente gegen Gendersprache, in: *Das Volksbegehren. Schluss mit Gendersprache in Verwaltung und Bildung*, <https://www.ohne-gendern.de/warum-kein-gendern>.
- Samira Ochs: Die morphosyntaktische Integration neuer Gendersuffixe: Eine korpusbasierte Analyse deutschsprachiger Presstexte In: *Gender Linguistics* 2 (2026), DOI: <https://doi.org/10.65020/0619d927>.
- Gesellschaft für deutsche Sprache e.V. (2020): Die GfDS zum Thema Gendersternchen. <https://gfds.de/gendersternchen/> (15.04.2025).
- Sabrina Link, The use of gender-fair language in Austria, Germany, and Switzerland: A contrastive, corpus-based study, in: *Lingua* [online] 308, 2024, <https://doi.org/10.1016/j.lingua.2024.103787>.
- Anica Waldendorf, Words of change: The increase of gender-inclusive language in German media, in: *European Sociological Review* 40(2), 2023, S. 357–374. <https://doi.org/10.1093/esr/jcad044>.
- Bundesministerium des Innern (BMI) (Hrsg.), Zusätzliche Geschlechtsbezeichnung „divers“ für Intersexuelle eingeführt [Pressemitteilung], 14.12.2018, <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/pressemitteilungen/DE/2018/12/drittes-geschlecht.html>.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hrsg.), Frau – Mann – Divers: Die „dritte Option“, <https://www.antidiskriminierungsstelle.gov.de/DE/ueber-diskriminierung/diskriminierungsmerkmale/geschlecht-und-geschlechtsidentitaet/dritte-option/dritte-option-node.html>.
- Helmuth Feilke, Gendern mit Grips statt Schreiben in Gips. Praktische Argumente für ein flexibles Gendern [Essay], Hannover 2023. https://www.friedrich-verlag.de/fileadmin/fachwelten/deutsch/blog-downloads/Gendern_Essay-Fassung.pdf
- Carolyn Müller-Spitzer/Samira Ochs, Geschlechtergerechte Sprache auf den Webseiten deutscher, österreichischer, schweizerischer und Südtiroler Städte, in: *Sprachreport* 39(2), 2023, S. 1–5. <https://pub.ids-mannheim.de/laufend/sprachreport/pdf/sr23-2.pdf>.
- Samira Ochs/Melissa Manara/Carolyn Müller-Spitzer, Die Verwendung genderinklusive Sprache auf Städte-Webseiten in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Südtirol. Empirische Analysen für die Jahre 2022–2024, in: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 84 (2026), S. 65–90, <https://doi.org/10.1515/zfal-2026-2003>.
- Jeanne Wellnitz, Gendern in Jobanzeigen: Gibt es mehr als „(m/w/d)“?, 25.02.2022, KOM, <https://www.bdkom.de/blog/artikel/gendern-in-jobanzeigen-gibt-es-mehr-als-m-w-d/>.
- Jutta Rothmund/Brigitte Scheele, Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand, in: *Zeitschrift für Psychologie* 212(1), 2004, S. 40–54.

- Samira Ochs, *Ärztinnen und Pfleger, Biologen oder Chemikerinnen*: Alternierende Doppelformen als Mittel genderinklusive Sprache in *Die Zeit*, in: *Deutsche Sprache* 2/2025, S. 97–125. <https://doi.org/10.37307/j.1868-775X.2025.02.02>.
- Samira Ochs: Die morphosyntaktische Integration neuer Gendersuffixe: Eine korpusbasierte Analyse deutschsprachiger Presstexte, in: *Gender Linguistics* 2 (2026), DOI: <https://doi.org/10.65020/0619d927>.
- Gesellschaft für deutsche Sprache e.V. (GfdS) (Hrsg.), Die GfdS zum Thema Gendersternchen. Die Position der GfdS zur Verwendung des Gendersternchens, August 2020, <https://gfdS.de/gendersternchen/>.
- Gendern in Leichter Sprache – eine Anleitung, in: *Genderleicht & Bildermächtig*, 19.11.2020, <https://www.genderleicht.de/gendern-in-leichter-sprache-anleitung/>.
- Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e.V. (DBSV) (Hrsg.), Gendern, <https://www.dbsv.org/gendern.html>.
- Stefanie Koehler/Michael Wahl, Empfehlung zu gendergerechter, digital barrierefreier Sprache [Studie], August 2021, <https://dgti.org/wp-content/uploads/2024/01/empfehlung-zu-gendergerechter-digital-barrierefreier-sprache-studie-koehler.pdf>.
- Jeanne Wellnitz, Bundesverband der Kommunikatoren e.V. (BdKom) (Hrsg.), Kompendium Gender-sensible Sprache. Strategien zum fairen Formulieren, Berlin 2020, https://www.bdkom.de/app/uploads/2023/07/BdKom_Kompendium_Gendersensible_Sprache.pdf.
- Carolin Müller-Spitzer/Samira Ochs/Alexander Koplenig/Jan-Oliver Rüdiger/Sascha Wolfer, Less than one percent of words would be affected by gender-inclusive language in German press texts. In: *Humanities and Social Sciences Communications* 11, 1343 (2024), <https://doi.org/10.1057/s41599-024-03769-w>.
- Carolin Müller-Spitzer, Der Kampf ums Gendern. Kontextualisierung der Debatte um eine geschlechtergerechte Sprache. In: Armin Nassehi/Peter Felixberger/Sibylle Anderl (Hrsg.), *Kursbuch 209. Ausnahmezustand Normalität*, Hamburg 2022, S. 28–45., <https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/10981>.
- Christine Olderdissen, *Genderleicht: Wie Sprache für alle elegant klingt*, Berlin 2022.

Peter Auer – Ist Gendern ein künstlicher Eingriff in die Sprache?

- Tore Kristiansen, Attitudes, ideology and awareness, in: R. Wodak/B. Johnston/P. Kerswill (Hrsg.), *The SAGE Handbook of Sociolinguistics*, Los Angeles/London/New Delhi/Singapore/Washington 2010, S. 265–278.
- David Crystal, *The Cambridge Encyclopedia of Language*, Cambridge 2010³.
- Sharon Ash, Social Class, in: J. K. Chambers/P. Trudgill/N. Schilling-Estes, *The Handbook of Language Variation and Change*, Oxford/Malden 2004, S. 402–422.
- D. Gary Miller, *Language Change and Linguistic Theory. Volume 1: Approaches, Methodology and Sound Change*, Oxford 2010.
- Wolfgang Ulrich Wurzel, Thesen zur morphologischen Natürlichkeit, in: *Zeitschrift für Germanistik* 4(2), 1983, S. 196–208.

- Florian Coulmas, *Sociolinguistics. The Study of Speakers' Choices*, Cambridge 2013².
- Anja Stukenbrock, *Sprachnationalismus*, Berlin 2005.
- Infratest dimap (Hrsg.), Weiter Vorbehalte gegen gendergerechte Sprache [Umfrage], 10.05.2021–11.05.2021, <https://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/weiter-vorbehalte-gegen-gendergerechte-sprache/>.
- Sebastian Jäckle, *Per aspera ad astra – Eine politikwissenschaftliche Analyse der Akzeptanz des Gendersterns in der deutschen Bevölkerung auf Basis einer Online-Umfrage*, in: *Politische Vierteljahresschrift* 63, 2022, S. 469–497.
- Peter Poensgen, Ministerin erfindet das Wort „Mitglieder-innen“, 09.11.2015, *Bild*, <https://www.bild.de/regional/duesseldorf/fehler/ministerin-erfindet-das-wort-mitgliederinnen-43320484.bild.html>.
- Duden Online (Hrsg.), „Liebe Mitgliederinnen und Mitglieder“? – Personenbezeichnung mit festem Genus, <https://www.duden.de/sprachwissen/sprachratgeber/%E2%80%9ELiebe-Mit%2%ADglieder%C2%ADinnen-und-Mit%2%ADglieder%E2%80%9C-%E2%80%93Personen%C2%AD%C2%ADbezeich%C2%ADnungen>.
- Anna Pfotenhoffnungen, Facebook-Beitrag, 20.09.2025, <https://www.facebook.com/groups/1211913990194153/posts/1288731295845755/>.
- Der Spiegel (Hrsg.), TV-Rückblick, 16.02.2007, <https://www.spiegel.de/politik/tv-rueckblick-a-cd686ef1-0002-0001-0000-000050578104>.
- OVG Nordrhein-Westfalen, Beschluss vom 20.03.2003 – 14 A 4330/02, <https://openjur.de/u/95038.html>.
- Jojo, Mütterrente: Fragen zu Aufenthalt, Einbürgerung und Lückenzeiten, 10.11.2025, <https://www.ihre-vorsorge.de/expertenforum/mutterrente-fragen-zu-aufenthalt-einbrgerung-und-lckenzeiten>.
- Drogerie, Safer Use & Harm Reduction, <https://praevention-info.de/drogerie/safer-use-harm-reduction>.
- Aline Siegenthaler, *Deutsch- und französischsprachige Leitfäden für gendersensible Sprache. Normierung und Variation in Hochschulen und Behörden*. Unveröffentl. Dissertation, Genf 2024.
- Wolf Peter Klein, *Deskription, Ambition, Präskription. Die Movierung in institutionellen Leitfäden zur geschlechtergerechten Sprache*, in: Alexander Werth (Hrsg.), *Die Movierung. Formen, Funktionen, Bewertungen*, Berlin 2025, S. 85–120.
- Universität zu Köln (Hrsg.), *Überzeugendere Sprache [Leitfaden]*, 2021⁷.
- Susanne Günthner, *Doing vs. Undoing Gender? Zur Konstruktion von Gender in der kommunikativen Praxis*, in: M. Fladrich/W. Imo/K. König/J. P. Lanwer/B. Weidner, *Sprache in der kommunikativen Praxis*, Berlin 2024, S. 165–186.
- Helga Kotthoff, *Gendern unter soziolinguistischer Perspektive: Leitfadeninterviews mit nichtakademischer Klientel zu Haltungen und Spracheinstellungen*, in: *Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation*, 3/2023, S. 181–220.
- Benedikt Szmreczanyi, *Variation und Wandel*, in: P. Auer (Hrsg.), *Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition*, Stuttgart/Weimar 2013, S. 261–284.
- Stefan Hirschauer, *Degendering German* (2026, erscheint). *Wider die geschlechtliche Kennzeichnungs-pflicht*, in: B. Kleiner/J. Leinius/H. Liedke (Hrsg.), *Gender(n)? Positionen zu einer erregten Debatte*.

Peter Gallmann – Sind Genderzeichen Rechtschreibfehler?

- Rat für deutsche Rechtschreibung (Hrsg.), Empfehlungen zur „geschlechtergerechten Schreibung“. Beschluss des Rats für deutsche Rechtschreibung vom 16. November 2018, 16.11.2018, https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2018-11-16_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf.
- Geschäftsstelle des Rats für deutsche Rechtschreibung (Hrsg.), Amtliches Regelwerk der deutschen Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis, Mannheim 2024.
- Thomas L. Kemmerich, facebook-Beitrag, 11.07.2024, <https://archive.is/ABsFL>.
- Gunnar Schupelius, Rechtschreibrat lehnt Gendern ab – warum gibt es den Stern noch?, 14.07.2024, <https://www.bz-berlin.de/meinung/kolumne/kolumne-mein-aerger/gendern>.
- Robin Halle, Neue Regeln fürs Gendern: Gendersternchen ist jetzt Rechtschreibfehler, 10.07.2024, Schwäbische, <https://www.schwaebische.de/panorama/gendern-duden-regeln-rechtschreibung-schule-uni-2679679>.
- Steffen Kutzner, Ob der Genderstern als Rechtschreibfehler gilt, entscheidet nicht der Rechtschreibrat, sondern die lokale Schulpolitik, 18.09.2024, correctiv, <https://correctiv.org/faktencheck/hintergrund/2024/09/18/ob-der-genderstern-als-rechtschreibfehler-gilt-entscheidet-nicht-der-rechtschreibrat-sondern-die-lokale-schulpolitik/>.
- Rat für deutsche Rechtschreibung (Hrsg.), Amtliches Regelwerk der deutschen Rechtschreibung: Ergänzungspassus Sonderzeichen [Pressemitteilung], 14.07.2024, <https://www.rechtschreibrat.com/amtliches-regelwerk-der-deutschen-rechtschreibung-ergaenzungspassus-sonderzeichen/>.
- Ronen Steinke, Krieg der Sterne, 15.05.2024, Süddeutsche Zeitung (SZ), <https://www.sueddeutsche.de/kultur/rat-fuer-deutsche-rechtschreibung-gendersternchen-gendern-1.7251329?reduced=true>.
- Mathilde Henning, Zum Stand des Genderns am Ende der dritten Amtsperiode des Rats für deutsche Rechtschreibung. Ein Kommentar, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 52(1), 2024, S. 212–226.
- Dudenredaktion, Komma, Punkt und alle anderen Satzzeichen. Das Handbuch zur Zeichensetzung, Berlin 2018⁴.
- Evelyn C. Ferstl/Damaris Nübling, Sonderzeichen als typographische Kennzeichnung geschlechtersensiblen Sprachgebrauchs. Linguistische Überlegungen und experimentelle Befunde zum Genderstern, in: Sabine Krome/Mechthild Habermann/Henning Lobin/Angelika Wöllstein (Hrsg.), Orthographie in Wissenschaft und Gesellschaft. Schriftsystem – Norm – Schreibgebrauch, Berlin–Boston 2024, S. 259–284.
- Mathilde Henning, Gibt es ein richtiges und ein falsches Gendern?, in: Der Deutschunterricht 5/2024, S. 87–94.

Und anderswo? Französisch und Spanisch

- Real Academia Española (Hrsg.), Nota de la Real Academia Española sobre las „Recomendaciones para un uso no sexista del lenguaje en la Administración parlamentaria“, 13.02.2024, <https://www.rae.es/noticia/nota-de-la-real-academia-espanola-sobre-las-recomendaciones-para-un-uso-no-sexista-del>.
- Maurice Grevisse/André Goosse, Le bon usage. Grammaire française, Bruxelles 2008¹⁴.
- Elmar Schafroth, Genuskongruenz im Deutschen, Französischen und Italienischen, in: Muttersprache 114/2004, S. 333–347.

- Titou Lecoq, Si seulement mes enfants pouvaient ne pas apprendre „le masculin l'emporte toujours sur le féminin", 29.09.2017, <https://www.slate.fr/story/151880/masculin-emporte-toujours-feminin>.
- Académie Française (Hrsg.), La féminisation des noms de métiers et de fonctions, 28.02.2019, https://www.academie-francaise.fr/sites/academie-francaise.fr/files/rapport_feminisation_noms_de_metier_et_de_fonction.pdf.
- Congreso de los diputados (Hrsg.), Informe de la Ponencia, in: Boletín oficial de las cortes generales 73-7/2025, S. 1-32, https://www.congreso.es/public_oficiales/L15/CONG/BOCG/B/BOCG-15-B-73-7.PDF?utm.
- La Nación (Hrsg.), „Gracias a todes": Alberto Fernández sumó el lenguaje inclusivo a su discurso, 08.01.2020, <https://www.lanacion.com.ar/lifestyle/gracias-todes-alberto-fernandez-se-sumo-al-nid2322110/>.
- Leyla, Französisches LGBTQ+-Vokabular, 22.03.2022, https://www-frenchtoday-com.translate.goog/blog/french-vocabulary/french-lgbtq-vocabulary/?_x_tr_sl=en&_x_tr_tl=de&_x_tr_hl=de&_x_tr_pto=rq.
- Académie Française (Hrsg.), Déclaration de l'Académie française sur l'écriture dite „inclusive", 26.10.2017, <https://www.academie-francaise.fr/actualites/declaration-de-lacademie-francaise-sur-lecriture-dite-inclusive>.

Dana-Sophia Valentiner – Gibt es juristische Einwände gegen das Gendern?

- Rieke Wiemann, Kampf für Gleichschreibung, 27.12.2023, taz, <https://taz.de/Genderverbot-an-Schulen/!5972029/>
- SWR, „Audianer_innen" und Co.: VW-Mitarbeiter klagt gegen Audi-Gender-Leitfaden, 19.05.2021, SWR, <https://www.swr.de/swraktuell/baden-wuerttemberg/heilbronn/gender-leitfaden-audi-klage-100.html>
- Tonia Koch, Frau Krämer will Kundin sein, nicht Kunde, 08.03.2018, Deutschlandfunk, <https://www.deutschlandfunk.de/das-maskulinum-vor-gericht-frau-kraemer-will-kundin-sein-100.html>
- Rat für deutsche Rechtschreibung (Hrsg.), Erläuterung und Begründung zum Ergänzungspassus „Sonderzeichen" im Amtlichen Regelwerk für die deutsche Rechtschreibung. Beschluss des Rats für deutsche Rechtschreibung am 15. Dezember 2023, 15.12.2023, https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2023-12-20_Geschlechtergerechte_Schreibung_Erlaeuterungs-Begrundungspapier.pdf.
- Bundesministerium der Justiz (Hrsg.), Bekanntmachung des Handbuchs der Rechtsförmlichkeit, 22.09.2008, Bundesanzeiger 60(160a), https://www.bmjbv.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Fachpublikationen/Handbuch_der_Rechtsfoermlichkeit.pdf?__blob=publicationFile&tv=6.
- Hans-Jürgen Papier, Gendern als verfassungsrechtliche Verpflichtung?. Rechtsgutachten im Auftrag der Theo-Münch-Stiftung für die Deutsche Sprache [Rechtsgutachten], 2022, https://img.welt.de/bin/Rechtsgutachten_bn-240335695.pdf.
- Stadtverwaltung Hannover (Hrsg.), Empfehlungen für eine geschlechtergerechte Verwaltungssprache [Informationsflyer der Landeshauptstadt Hannover], 2019, https://www.hannover.de/content/download/756032/file/Flyer_Geschlechtergerechte_Sprache.pdf.
- Stadt Hannover (Hrsg.), Gutachten bestätigt: Genderstar verwirklicht Verfassungsauftrag [Pressemitteilung], 16.12.2021, <https://presse.hannover-stadt.de/pmDetail.cfm?pmid=17286&utm>.
- Matthias Stolz, Wie Städte gendern, 29.12.2020, Die Zeit, <https://www.zeit.de/zeit-magazin/2021/01/gendern-staedte-schreibweise-sprache-deutschlandkarte>.

- SWR (Hrsg.), Kretschmann: „Wir halten uns an die Rechtschreibung“. BW-Landesregierung einigt sich im Streit ums Genderverbot, 31.01.2024, SWR, <https://www.swr.de/swraktuell/baden-wuerttemberg/gendern-verbot-landesregierung-100.html>.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hrsg.), Standpunkte. Rechtliche Einschätzung staatlicher „Genderverbote“, 13.05.2024, https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/Standpunkte/05_genderverbot.html.
- Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.), HU-Gutachten bestätigt: Geschlechtergerechte Verwaltungssprache ist rechtskonform [Pressemitteilung], 16.12.2021, <https://www.hu-berlin.de/de/pr/nachrichten/dezember-2021/nr-211216>.
- Anna Katharina Mangold, Geschlechtergerechte Sprache in der Verfassung des Landes Brandenburg. Rechtswissenschaftliches Gutachten für die Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN im Brandenburger Landtag [Rechtsgutachten], 2021, 210501-mangold-gutachten-geschlechtergerechte-sprache-landesverfassung-brandenburg.pdf.
- Deutscher Bundestag (Hrsg.), Verfassungsrechtliche Einordnung sogenannter Genderverbote in der Bundesverwaltung. Literaturübersicht [Dokumentation], Wissenschaftliche Dienste 3 – 3000 – 128/24, Verfassungsrechtliche Einordnung sogenannter Genderverbote in der Bundesverwaltung.
- Ulrike Lembke, Verfassungswidrige Sprachverbote, 24.11.2023, <https://verfassungsblog.de/verfassungswidrige-sprachverbote/>.

Und anderswo? Russisch, Polnisch sowie Ober- und Niedersorbisch

- polski.info, Nomen, Zugriff 22.10.2025, <https://polski.info/grammar/nouns?hl=de>.
- Dennis Scheller-Boltz, Political Correctness, Antidiscrimination and Antisexism in Slavonic Languages, in: Dennis Scheller-Boltz/Tilman Reuther (Hrsg.), Wiener Slawistischer Almanach, 84/2020, S. 9–41.
- Dennis Scheller-Boltz, Grammatik und Ideologie. Feminisierungsstrategien im Russischen und Polnischen aus Sicht der Wissenschaft und Gesellschaft, Berlin 2020.
- Kanzlei des Sejm, Gesetz über die polnische Sprache, Gesetzblatt der Republik Polen 1999 Nr. 90, Pos. 999, Warschau 1999, <https://isap.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19990900999/U/D19990999Lj.pdf>.
- Paweł Bąk, Zwischen sozialem Bedarf und Potenzial der Sprache: Zu Realisierungsmöglichkeiten der Äquivalenz von weiblichen Personen- und Berufsbezeichnungen im Polnischen und im Deutschen – ein Update, in: Roczniki Humanistyczne LXX(6), 2022, S. 7–41.
- Thomas Menzel, Differentialgenus. Substantivierte Adjektive und Partizipien im Sorbischen unter dem Aspekt genderlinguistischer Präferenzen, in: Zeitschrift für Sorabistik und vergleichende Minderheitenforschung 71/2024, S. 1–31.

Kristina Peuschel – Macht Gendern Deutsch schwer erlernbar?

- Sven Oleschko, Genus International, Stiftung Mercator/proDaZ/Universität Duisburg-Essen (Hrsg.), Working Paper Dezember 2010. https://www.uni-due.de/imperia/md/content/prodaz/das_genus_in_verschiedenen_sprachen_alphabetisch_geordnet.pdf.

- Kristina Peuschel/Laura Schmidt/Katharina Stark, Wichtig, aber aufwendig? Einstellungen (angehender) Lehrkräfte zu gendergerechter Sprache, in: Deutsch als Fremdsprache 61(1), 2024, S. 26–36.
- Angela Lipsky, Gendersensible Grammatik: Vorschläge zur Vermittlung von Genus und Personenbezeichnungen, in: Informationen Deutsch als Fremdsprache 50(5), 2023, S. 543–560.
- Anika Freese/Oliver Niels Völkel/Almut Hille/Simone Schiedermaier (Hrsg.), Gender_Vielfalt_Sexualität(en) im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache, München 2022.
- Kristina Peuschel, Keine größere Hürde als ... Gendergerechte Sprache im Deutschen aus der Perspektive des Lehrens und Lernens, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 72(5–7), 2022, S. 49–54.

Evelyn Ferstl – Sind psychologische Experimente irrelevant für die Sprachpraxis?

- Fabian Payr, „Kopfkino“-Studien: Nur Männer in den Hauptrollen?, in: Fabian Payr, Von Menschen und Mensch*innen. 20 gute Gründe, mit dem Gendern aufzuhören, Wiesbaden 2022², S. 23–40.
- Walter Kintsch, Comprehension: A Paradigm for Cognition, New York 1998.
- Eckhard Meineke, Studien zum genderneutralen Maskulinum, Heidelberg 2023.
- Gert Rickheit/Theo Hermann/Werner Deutsch (Hrsg.), Psycholinguistik. Ein internationales Handbuch, Berlin/New York 2003.
- Barbara Höhle, Psycholinguistik, München 2012.
- Lisa Irmen/Astrid Köhncke, Zur Psychologie des „generischen“ Maskulinums, in: Sprache und Kognition 15(3), 1996, S. 152–166.
- Bernhard Hommel, Gut gemeint ist nicht gerecht, Frankfurt/Main 2023.
- Joseph Henrich/Steven J. Heine/Ara Norenzayan, The weirdest people in the world?, in: Behavioral and Brain Sciences (Behav Brain Sci.) 33(2–3), 2010, S. 61–83.
- Silke Schunack/Binanzer, Revisiting gender-fair language and stereotypes – A comparison of word pairs, capital I forms and the asterisk, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 41 (2), 2022, S. 309–337.
- Nina Keith/Kristine Hartwig/Tobias Richter, Ladies First or Ladies Last: Do Masculine Generics Evoke a Reduced and Later Retrieval of Female Exemplars?, in: Collabra Psychology, 8(1), 2022.
- Christopher Blake/Christoph Klimmt, Geschlechtergerechte Formulierungen in Nachrichtentexten. Gender-equitable references in news stories, in: Publizistik 55, 2010, S. 289–304.
- Elke Heise, Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen, in: Sprache & Kognition 19(1–2), 2000, S. 3–13.
- Pascal Gygax/Sayaka Sato/Anton Öttl/Ute Gabriel, The masculine form in grammatically gendered languages and its multiple interpretations: a challenge for our cognitive system, in: Language Sciences 83, 2021, S. 1–9.
- Julia Misersky/Majid Asifa/ Tineke M. Snijders, Grammatical Gender in German Influences How Role-Nouns Are Interpreted: Evidence from ERPs, in: Discourse Processes, 56(8), 2019, S. 643–654. <https://doi.org/10.1080/0163853X.2018.1541382>.
- Evelyn C. Ferstl, Psycho- und neurolinguistische Forschung zu maskulinen Personenbezeichnungen, in: Sandra Beaufays, Jeremia Herrmann, Beate Kortendiek (Hrsg.), Geschlechterinklusive Sprache an Hochschulen fördern: Handreichung, Studien des Netzwerk Frauen und Geschlechterforschung NRW, Essen 2022.

- Anita Körner/Bleen Abraham/Ralf Rummer/Fritz Strack, Gender Representations Elicited by the Gender Star Form, in: *Journal of Language and Social Psychology* 41(5), 2022, S. 553–571.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Projekt: Genderbezogene Praktiken bei Personenreferenzen: Diskurs, Grammatik, Kognition. <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/456835372>.
- Linda Zacharski/ Evelyn C. Ferstl, Gendered representations of person referents activated by the nonbinary gender star in German: A word-picture matching task, in: *Discourse Processes* 60(4–5), 2023, S. 294–319. <https://doi.org/10.1080/0163853X.2023.2199531>.
- Sebastian Jäckle, Per aspera ad astra – Eine politikwissenschaftliche Analyse der Akzeptanz des Gendersterns in der deutschen Bevölkerung auf Basis einer Online-Umfrage, in: *Politische Vierteljahresschrift* 63, 2022, S. 469–497.
- Lisa Zacharski, Using pair forms, criticizing the gender star – Attitudes towards binary and non-binary gender-inclusive language in German, in: Falco Pfalzgraf (Hrsg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language: A Multilingual Perspective*, Berlin/Boston 2024, S. 209–242.
- Lisa Zacharski/Evelyn Ferstl, Sprache und Kognition: Der Beitrag psycho-linguistischer Experimente zur Debatte über gendersensible Sprache, in: Andrea-Eva Ewels/Damaris Nübling (Hrsg.), *Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven*, Band 15, Baden-Baden 2024, S. 43–62.
- Evelyn Ferstl/Damaris Nübling, Sonderzeichen als typografische Kennzeichnung geschlechtersensiblen Sprachgebrauchs, in: Sabine Krome/Mechthild Habermann/Henning Lobin/Angelika Wöllstein (Hrsg.), *Orthographie in Wissenschaft und Gesellschaft: Schriftsystem – Norm – Schreibgebrauch*, Berlin/Boston 2024.
- Anita Körner, Wertlose „Psychotests“? Psycholinguistische Experimente zu Geschlechtsassoziationen beim Lesen linguistischer Formen, in: Paul Meuleneers/Lisa Zacharski/Evelyn Ferstl/Damaris Nübling (Hrsg.), *Genderbezogene Personenreferenzen: Routinen und Innovationen*, Hamburg 2024, S. 177–196.
- MAITHINK X, Gendern wissenschaftlich geprüft, 09.05.2024, YouTube, <https://www.youtube.com/watch?v=pfvwnmPhlB0>.

Sabine Sczesny – Ist Gendern ein Luxusproblem oder ein Beitrag zur Gleichstellung?

- Encouraging gender-fair language, European Commission, <https://cordis.europa.eu/article/id/174994-encouraging-genderfair-language>.
- René Scheu, Liebe Sprachbenutzerinnen und Sprachbenutzer: Wie halten Sie es mit der Sexualisierung der Sprache von oben?, 04.10.2019, <https://www.nzz.ch/meinung/gender-sprache-die-sexualisierung-der-sprache-von-oben-ld.1513053>.
- FAZ-Magazin – Fragebogen, 20.08.1996, <https://home.uni-leipzig.de/horst-rothe/fragebog.htm>.
- Dagmar Stahlberg/Sabine Sczesny, Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen, in: *Psychologische Rundschau* 52(3), 2001, S. 131–140.
- Hilmar Brohmer/Gabriela Hofer/Sebastian A. Bauch/Julia Beitner/Jana B. Berkessel/Katja Corcoran/David Garcia/Freya M. Gruber/Fiorina Giuliani/Emanuel Jauk/Georg Krammer/Smirna Malkoc/Hannah Metzler/Hanna M. Mues/Kathleen Otto/Rima-Maria Rahal/Mona Salwender/Sabine Sczesny/Dagmar Stahlberg/Wilken Wehrt/Ursula Athenstaedt, Effects of the Generic Masculine and Its Alternatives in Germanophone Countries: A Multi-Lab Replication and Extension of Stahlberg, Sczesny, and Braun, in: *International Review of Social Psychology* 37(1), 2024, S. 1–25.

- Lisa Kristina Horvath/Sabine Sczesny, Reducing women's lack of fit with leadership positions? Effects of the wording of job advertisements, in: *European Journal of Work and Organizational Psychology* 25(2), 2016, S. 316–328.
- Sabine Sczesny/Magda Formanowicz/Franziska Moser, Can Gender-Fair Language Reduce Gender Stereotyping and Discrimination?, in: *frontiers in Psychology* 7(25), 2016, S. 1–11.
- Farida Soliman/Sabine Sczesny, The Effects of Arabic Gendered Language in Job Advertisements on Recruiters' Evaluation of Job Applicants. A Hiring-Simulation Experiment, in: *European Journal of Social Psychology*, 2026, S. 1–14.
- Ramzi Fatfouta/Sabine Sczesny, Unconscious Bias in Job Titles: Implicit Associations.
- Between Four Different Linguistic Forms with Women and Men, in: *Sex Roles. A Journal of Research* 89(11), 2023, S. 774–785.
- Tanja Hentschel/Lisa Kristina Horvath/Claudia Peus/Sabine Sczesny, Kick-Starting Female Careers, in: *Journal of Personnel Psychology* 17(4), 2018, S. 193–203.
- Dries Verweken/Bettina Hannover, Yes I Can!, in: *Social Psychology* 46(2), 2015, S. 76–92.
- Dominik Hetjens/Stefan Hartmann, Effects of gender sensitive language in job listings: A study on real-life user interaction, in *PLOS ONE* 8/2024, S. 1–18.
- Markus Eberhardt/Giovanni Facchini/Valeria Rueda, Gender Differences in Reference Letters: Evidence from the Economics Job Market, in: *The Economic Journal* 133(3), 2023, S. 1–66.
- Bayerischer Rundfunk (Hrsg.), Zukunft der Sprache – was bringt Gendern wirklich? (S03/E05), 25.08.2021, <https://www.ardmediathek.de/video/beta-stories/zukunft-der-sprache-was-bringt-gendern-wirklich-s03-e05/br-fernsehen/Y3JpZDovL2JyLmRlL3ZpZGVvL2Q2M2M5ZDNhLTUwYmYtNGVlOC05ODVlWE1ZWQ1YWVhNzE3NQ.>

Und anderswo? Türkisch

- Emma Aurora Renström/Anna Lindqvist/Laura Hekanaho/Marie Gustafsson Sendén/Gülçin Akbaş, Are Gender-Neutral Pronouns Really Neutral? Testing a Male Bias in the Grammatical Genderless Languages Turkish and Finnish, in: *Journal of Language and Social Psychology* 42(4), 2023, S. 476–487.
- Marcelo O. R. Prates/Pedro H. C. Avelar/Luis Lamb, Assessing Gender Bias in Machine Translation. A Case Study with Google Translate, 06.09.2018, <https://arxiv.org/abs/1809.02208>.
- Şeyda Portillo-Palma/Sergi Alvarez-Vidal, Gender Bias and Contextual Sensitivity in Machine Translation: A Focus on Turkish Subject-Dropped Sentences, in: *transLogos* 7(2), 2024, S. 1–28.
- Siyasi Lügat, Adam Gibi/Madam Gibi, <https://siyasilugat.com/sozluk/adam-gibi-madam-gibi/>.
- Sally Gerhardt, Gendern im Sprachvergleich. Nutzung sprachkontrastiver Elemente zur Sensibilisierung von (angehenden) Lehrkräften im Sprachunterricht, Dezember 2023, https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ifsm/gerhardt_gendern_im_sprachvergleich.pdf.
- United Nations Global Compact (Hrsg.), Turkish companies address sexist, discriminatory and non-inclusive language by crossing it out, <https://unglobalcompact.org/take-action/impact/turkish-companies-address%20sexist-discriminatory-and%20non-inclusive-language-by-crossing-it-out>.
- Türk dil kurumu, <https://tdk.gov.tr/>.

Und anderswo? Arabisch

- United Nations (UN) (Hrsg.), Gender sensitive language. Guidelines, https://www.unescwa.org/sites/default/files/services/doc/guidelines_gender-sensitive_language_e-a.pdf.
- Hanem El-Farahaty, A Comparative Investigation of Gender Terminology in the Egyptian and Tunisian Constitutions, in: *International Journal for the Semiotics of Law* 36, 2023, S. 2523–2545.
- Gender Neutral Language in Arabic, Nassawiyat, <https://nassawiyat.org/en/2022/08/06/gender-neutral-language-in-arabic/>.
- Arabische Sprache, Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, https://de.wikipedia.org/wiki/Arabische_Sprache.
- Daniel Falk, Wo wird Arabisch gesprochen?, 01.06.2023, <https://www.falk-translations.com/blog/wo-wird-arabisch-gesprochen/>.
- Robert Faber, Arabische Sprache entdecken: Einblick in eine Weltsprache, 01.08.2025, <https://vasco-electronics.de/artikel/sprachen/arabische-sprache/>.
- Fatima Sadiqi, Language, Gender and Power in Morocco, in: Hanna Herzog/Ann Braude (Hrsg.), *Gendering Religion and Politics. Untangling Modernities*, New York 2009, S. 259–275.
- Fatima Sadiqi, Language and gender in Moroccan urban areas, in: *International Journal of the Sociology of Language* 190/2008, S. 145–165.
- Aya Mourad/Fatima K. Abu Salem/Shady Elbassuoni, Detecting gender bias in Arabic text through word embeddings, in: *PLoS ONE* 20(3), 2025, S. 1–30.
- Farida Soliman, Default masculine grammatical gender and gender inclusive alternatives in Arabic: effects on occupational expectations, employability, and attitudes [Doktorarbeit], London 2025.
- Saeed Kamali Dehghan, „Hey pigeon-keeper, flip me on the grill rack!“ The spicy guide to queer Arab slang, 25.06.2024, <https://www.theguardian.com/books/article/2024/jun/25/pigeon-keeper-grill-rack-spicy-guide-queer-arab-slang-glossary>.
- George Abraham, Inside Marwan Kaabour's „Queer Arab Glossary,“ a Searching Expression of LGBTQ+ Arab History, 05.12.2024, <https://www.them.us/story/marwan-kaabour-queer-arab-glossary-interview>.

Stefan Hartmann und Dominik Hetjens – Ist die Sprachwissenschaft gegen das Gendern?

- Aufruf: Wissenschaftler kritisieren Genderpraxis des ÖRR [Unterschriftenaufruf], 30.07.2022, <https://www.linguistik-vs-gendern.de/>.
- Phoenix (Hrsg.), phoenix runde: „Gendersprache – Überflüssig oder überfällig?“, 25.02.2021, https://www.youtube.com/watch?v=_M1Two224uE.
- Uta Schlegl, Gendersprache: Notwendig oder nur nervig?, 08.03.2023, *Leipziger Zeitung*, <https://www.l-iz.de/leben/gesellschaft/2023/03/gendersprache-notwendig-oder-nur-nervig-519143>.
- Quarks (Hrsg.), Was Gendern bringt – und was nicht, 26.03.2021, <https://www.quarks.de/gesellschaft/psychologie/was-gendern-bringt-und-was-nicht/>.
- Brisant (Hrsg.), Gendern – Was spricht dafür, was dagegen?, 10.02.2025, <https://www.brisant.de/gendern-argumente-106.html>.

- Melina Runde, Was bringt Gendern wirklich?, 14.07.2023, RedaktionsNetzwerk Deutschland (rnd), <https://www.rnd.de/wissen/gendern-pro-und-contra-was-spricht-dafuer-was-dagegen-BJLOOXLPZH7JB6LO36UAX6R4.html>.
- Bayerischer Rundfunk (Hrsg.), Gendern – Modeerscheinung oder Sprach(r)evolution?, 31.03.2024, <https://www.br.de/medienkompetenzprojekte/inhalt/br-macht-schule/ausstrahlung-3507982.html>.
- Horst Haidar Munske, Zwangsbeglückung der Sprachgemeinschaft, 25.07.2021, Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/gendern-im-wahlprogramm-der-gruenen-17447819.html>.
- Olav Hackstein, Grammatik im Fegefeuer, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 18.10.2021, S. 6, [online] <https://www.faz.net/aktuell/politik/die-gegenwart/gendern-grammatik-wird-missverstanden-und-diskriminiert-nicht-17589353.html>.
- Helmut Glück, Die Ersatzreligion der sprachlichen Anbiederung, 27.02.2019, Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/geschlechtergerechte-sprache-hannover-ignoriert-die-erkenntnisse-16051449.html>.
- Peter Eisenberg, Der missbrauchte Doppelpunkt, 13.04.2023, Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/gendern-der-doppelpunkt-hat-eigentlich-eine-ankuendigende-funktion-18816165.html>.
- Sebastian Geisler, Sprachwissenschaftler fordern. Schluss mit Gendern bei ARD und ZDF. Die Experten warnen in ihrem Aufruf sogar vor „sozialem Unfrieden“, 02.08.2022, Bild, <https://www.bild.de/politik/inland/politik-inland/sprachwissenschaftler-formulieren-aufruf-schluss-mit-gendern-bei-ard-und-zdf-80858718.bild.html>.
- Carolyn Nieder-Entgelmeier, Gender-Kritik an ARD und ZDF, 06./07.08.2022, Neue Westfälische, https://www.linguistik-vs-gendern.de/media/gendern_nw_6.8.2022.pdf.
- Unwort des Jahres, Startseite, <https://www.unwortdesjahres.net/>.
- Helmut Glück, Wissenschaftsfremder Übergriff auf die deutsche Sprache. Eine Kritik der „Handlungsempfehlungen der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten“, in: Forschung & Lehre 27(12), 2020, S. 994–995.
- Stefan Hartmann, Ein offener Brief und offene Fragen, 13.12.2020, <https://hartmast.wordpress.com/2020/12/13/ein-offener-brief-und-offene-fragen/>.
- Helmut Glück, Eine kleine Sex-Grammatik, 02.05.2018, Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/eine-kleine-sex-grammatik-das-grammatische-geschlecht-15568596.html>.
- Peter Eisenberg, Unter dem Muff von hundert Jahren, 08.01.2021, Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/der-duden-und-der-unsinn-der-gegenderten-sprache-17135087.html>.
- Anatol Stefanowitsch, Geschlechtergerechte Sprache. Nützliche Sternchen brauchen keine Amtshilfe, 07.06.2018, Tagesspiegel, <https://www.tagesspiegel.de/wissen/nutzliche-sternchen-brauchen-keine-amtshilfe-3958504.html>.
- Simon Kasper, Sprachideologien in der öffentlichen Debatte um geschlechtergerechte Sprache. Ein kritischer Versuch, in: Studia Germanica Gedanensia 47, 2022, S. 24–39.
- Martin Haspelmath, Against markedness (and what to replace it with), in: Journal of Linguistics 42(1), 2006, S. 25–70.

- Susanne Lenz, Linguist Peter Eisenberg: „Die Genderfraktion verachtet die deutsche Sprache“, 14.05.2021, Berliner Zeitung, <https://www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/debatte/geschlechtergerechte-sprache-peter-eisenberg-die-genderfraktion-verachtet-die-deutsche-sprache-li.158487>.
- Dominik Hetjens/Stefan Hartmann, Pfleger*in, Pfleger oder Pflegekraft werden? Gendersensible Sprache in Stellenanzeigen korreliert mit einem größeren Anteil an Views von Frauen, 22.10.2025, Linguistische Werkstattberichte, <https://lingdrafts.hypotheses.org/2732>.
- Dominik Hetjens/Stefan Hartmann, Effects of gender sensitive language in job listings: A study on real-life user interaction, in: PLOS ONE 19(8), 2024, S. 1–18.
- Helga Kotthoff, Gendern auf Teufel*in komm raus? Nachdenken über Sprachwandel zwischen bedenklischer Symbolpolitik und berechtigtem Anliegen, in: Der Sprachdienst, 65(6), 2021, S. 210–219.
- Stephanie Sartor, Forscher: „Gendergerechte Sprache ist auch eine Frage der Höflichkeit“, 27.12.2023, Augsburg Allgemeine, <https://www.augsburger-allgemeine.de/bayern/interview-sprachwissenschaftler-gendergerechte-sprache-ist-auch-eine-frage-der-hoeflichkeit-id68851326.html>.
- Ewa Trutkowski/Helmut Weiß, Zeugen gesucht! Zur Geschichte des generischen Maskulinums im Deutschen, in: Linguistische Berichte, 2023(273), 2023, S. 7–42.
- Vincent Balnat/Barbara Kaltz, Genus und Geschlecht in europäischen Sprachen. Geschichte und Gegenwart, Band 6, Tübingen 2025.
- Kristin Knopf, Normalfall Movierung: Geschichte und Gegenwart des generischen Maskulinums in Prädikativkonstruktionen, in: Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, 14(1), 2023, S. 196–226.
- Gunther Latsch, Frauen können Freunde sein, 14.04.2023, Der Spiegel, <https://www.spiegel.de/panorama/gendern-studie-zum-generischen-maskulinum-widerlegt-verfechter-gendersensibler-sprache-a-c0a49c45-52ed-4256-a0ba-5bb61df8f70b>.
- Carolin Müller-Spitzer/Samira Ochs/Virginia Sondergeld/Katharina Wrohlich, Gender-Inclusive Language in the Corporate Communication of German Companies: Authentic Corporate Activism or Pinkwashing?, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), DIW Discussion Papers 2135/2025.
- Eckhard Meineke, Studien zum genderneutralen Maskulinum, Heidelberg 2023.
- Henning Lobin, Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert, Berlin 2021.
- Simon Meier-Vieracker, Sprache ist, was du draus machst!, München 2024.

Interview: Evelyn Ferstl, Gabriele Diewald, Carolin Müller-Spitzer und Jeanne Wellnitz – Keine Verbote, keine Gebote – Toleranz ist das Ziel

- Rat für deutsche Rechtschreibung (Hrsg.), Erläuterung und Begründung zum Ergänzungspassus „Sonderzeichen“ im Amtlichen Regelwerk für die deutsche Rechtschreibung. Beschluss des Rats für deutsche Rechtschreibung am 15. Dezember 2023 [Pressemitteilung], 16.12.2023, <https://www.rechtschreibrat.com/geschlechtergerechte-schreibung-erlaeuterungen-begruendung-und-kriterien-vom-15-12-2023/>.
- Jeanne Wellnitz, Gendergerechte Jobanzeigen: Textkompetenz gesucht (m/w/d), 26.10.2021, Human Resources Manager, <https://www.humanresourcesmanager.de/employer-branding/gendergerechte-jobanzeigen-textkompetenz-gesucht-m-w-d/>.

- Stadt Hannover (Hrsg.), Regelung für geschlechtergerechte Sprache, <https://www.hannover.de/Leben-in-der-Region-Hannover/Verwaltungen-Kommunen/Die-Verwaltung-der-Landeshauptstadt-Hannover/Gleichstellungsbeauftragte-der-Landeshauptstadt-Hannover/Aktuelles/Regelung-f%C3%BCr-geschlechtergerechte-Sprache>.
- Jeanne Wellnitz, Kreative Genderstrategien, *medium magazin* 4/2023, S. 64.
- Genderleicht & Bildermächtig (Hrsg.), Darum geht's: faire Medienarbeit, <https://www.genderleicht.de/>.
- Jeanne Wellnitz, Gendersensible Sprache. Faires Formulieren im Journalismus, 03.03.2022, Journalisten Werkstatt, <https://shop.oberauer.com/werkstatt/journalisten-werkstatt/496/gendersensible-sprache>.
- Peter Fahrenholz/Katharina Riehl, Griff nach dem Stern, 18.06.2021, *Süddeutsche Zeitung (SZ)*, <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/politik/gendersternchen-in-der-politik-e268830?reduced=true>.
- Dirk von Gehlen, Shruggie des Monats: die digitale Lösung der Gender-Debatte, <https://www.dirkvongehlen.de/netz/shruggie-des-monats-die-digitale-loesung-der-gender-debatte/>.
- Karin Dalka, Liebe Leserinnen und Leser, 16.10.2020, *Frankfurter Rundschau (FR)*, <https://www.fr.de/meinung/liebe-leserinnen-und-leser-90072151.html>.
- Jens Schröder/Markus Wolf, Pro- und Contra-Liste. Was spricht FÜR und GEGEN das Gendern?, 23.08.2021, *Geo*, <https://www.geo.de/wissen/was-spricht-fuer-und-gegen-das-gendern--30675936.html>.
- Diana Laarz, Gendergerechte Sprache. Der Krieg ums Sternchen: Ein Plädoyer für mehr Gelassenheit und Höflichkeit, 14.07.2023, *Geo*, <https://www.geo.de/wissen/gendern--der-krieg-ums-sternchen-30655986.html>.
- Holger Schellkopf, In eigener Sache: Open Source, Open Minds – auch bei der Sprache, 27.07.2021, *t3n Magazin*, <https://t3n.de/news/gendern-t3n-sprache-1393684/>.
- t3n Magazin, Instagram-Beitrag, 27.07.2021, <https://www.instagram.com/p/CR1JPwgrj30/>.
- Deutsche Presse-Agentur (dpa), Nachrichtenagenturen wollen diskriminierungssensibler berichten, 21.06.2021, *Presseportal*, <https://www.presseportal.de/pm/8218/4947122>.
- Journalist, Alle bereit zum Gendern?, 03.12.2021, <https://www.journalist.de/meinung/meinungen-detail/alle-bereit-zum-gendern/>.
- Infratest dimap (Hrsg.), Gendergerechte Sprache. WDR, <https://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/gendergerechte-sprache/>.
- Carolin Müller-Spitzer, Der Kampf ums Gendern. Kontextualisierung der Debatte um eine geschlechtergerechte Sprache, in: Armin Nassehi/Peter Felixberger/Sibylle Anderl (Hrsg.), *Kursbuch 209. Ausnahmezustand Normalität*, Hamburg 2022, S. 28–45.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hrsg.), Standpunkte. Rechtliche Einschätzung staatlicher „Genderverbote“, 13.05.2024, https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/Standpunkte/05_genderverbot.html.
- Carolin Müller-Spitzer/Samira Ochs/Virginia Sondergeld/Katharina Wrohlich, Gender-Inclusive Language in the Corporate Communication of German Companies: Authentic Corporate Activism or Pinkwashing?, *Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW)*, DIW Discussion Papers 2135/2025.
- Ewa Trutkowsk/Helmut Weiß, Seit 1000 Jahren können Frauen auch Sünder, Richter und Freunde sein, 25.04.2022, *Welt*, <https://www.welt.de/kultur/article238287549/Gendern-und-Grammatik-Seit-1000-Jahren-koennen-Frauen-auch-Freunde-sein.html>.

Alicia Joe, Warum Gendersprache scheitern wird, 05.01.2022, <https://www.youtube.com/watch?v=aZaBzeVbLnQ>.

Evelyn Ferstl/Carolin Müller-Spitzer/Katharina Wrohlich, GENELLI: An Empirical Look into the Language-Cognition Interface [Forschungsprojekt], <https://www.ids-mannheim.de/lexik/pb-l3/empirische-genderlinguistik/genelli/>.

Alle Internetlinks wurden zuletzt am 08.09.2026 aufgerufen.

Liste der Infokästen

Genus – das grammatische Geschlecht	14
Wortinhalt – das semantische Geschlecht	15
Sexus – das natürliche Geschlecht	15
Gender – das soziale Geschlecht	16
Können Studenten Studierende sein? Die Lexikalisierung von Partizipien	18
Das produktive Suffix -in: eine Besonderheit des Deutschen	20
Binnen-I, Gap, Stern und Doppelpunkt: Wie es zu den typografischen Innovationen kam	21
Der Mediostern – eine typografische Innovation	29
Was ist das sogenannte generische Maskulinum?	35
Braucht es zum <i>man</i> noch eine <i>frau</i> oder ein <i>mensch</i> ?	38
Was haben alle Sprachen gemeinsam?	48
Was ist Korpuslinguistik?	70
Der Glottisschlag	88
Was macht der Rat für deutsche Rechtschreibung?	102
Das Orthografische Kernkorpus des Rechtschreibrats	106
Was ist ein Fehler?	109
Kollektivansprache und Individualansprache – Was ist der Unterschied?	127
Die Änderung des Personenstandgesetzes und das Selbstbestimmungsgesetz	128
Deutsch als Fremd- und Zweitsprache	141
Was sind Neopronomen?	144
Was ist Psycholinguistik?	153
Was ist der male bias?	160
Was sind Epikoina?	161
Sozialpsychologie und kognitive Psychologie	173

Bildnachweise

Gabriele Diewald © privat
Damaris Nübling © privat
Carolin Müller-Spitzer © privat
Peter Auer © privat
Peter Gallmann © Philip Frowein
Dana-Sophia Valentiner © JMT @ ITMZ Universität Rostock
Kristina Peuschel © Halo Headshots
Evelyn Ferstl © Klaus Polkowski/klauspolkowski.de
Sabine Sczesny © Universität Bern, Adrian Moser
Stefan Hartmann und Dominik Hetjens © Louis Cotgrove
Jeanne Wellnitz © Mirella Frangella Fotoarchiv

10 Fragen zum Gendern

In der öffentlichen Diskussion zum Gendern kommen differenzierte Stimmen und wissenschaftliche Erkenntnisse meist zu kurz. Vielmehr beschränken sich Meinungsbeiträge zum Thema oft auf den Genderstern und spitzen die Debatte auf ein einfaches Pro oder Kontra zu. Dabei sind die Befunde viel komplexer, die Sichtweisen auf das Zusammenspiel von Sprache, Geschlechtsidentität und Gesellschaft vielschichtiger. Dieser Band versammelt Perspektiven von Expertinnen und Experten aus der Sprachwissenschaft und anderen relevanten Disziplinen und behandelt zehn zentrale Fragen, die im Diskurs oft aufgeworfen werden: Was hat Grammatik mit Geschlecht zu tun? Ist Gendern ein künstlicher Eingriff in die Sprache? Sind Genderzeichen Rechtschreibfehler? Macht Gendern Deutsch schwer erlernbar? Ist genderinklusive Sprache wirklich ein Beitrag zur Gleichstellung? Zudem blickt das Buch auf vergleichbare Diskussionen in anderen Sprachen und zeigt, welche Vorschläge und sprachpolitischen Dynamiken dort existieren. Die Journalistin Jeanne Wellnitz hat mit den Expertinnen und Experten gesprochen und das Buch redaktionell umgesetzt. Die Herausgeberinnen Gabriele Diwald, Evelyn Ferstl und Carolin Müller-Spitzer haben den Band wissenschaftlich begleitet. Sie plädieren für einen sachlichen und toleranten Umgang mit genderinklusive Sprache – und öffnen den Raum für die vielfältigen Möglichkeiten, die die deutsche Sprache dafür bereitstellt.